



NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY

Frank Wedekind / Gesammelte Werke

Erster Band



Frank Wedekind
Gesammelte Werke

Erster Band

1920

Georg Müller Verlag München

F r a n k W e d e k i n d
G e s a m m e l t e W e r k e

Die vier Jahreszeiten
Der Stein der Weisen / Feuerwerk
Mine-Haha

1920

Georg Müller Verlag München

PT 2647 .E26 1920 v.1


Vierzehntes bis sechzehntes Tausend

Copyright 1920 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

Die vier Jahreszeiten

Gedichte

178005



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Die Jahreszeiten

Genieße, was die Jahreszeit mit sich bringt:
Radieschen, Erdbeeren, grüne Erbsen und Pflaumen!
Was der Veränd'ung in Sonne und Luft entspringt,
Ist stets das Beste für deinen gebildeten Gaumen.

Radieschen knackt man, wenn man noch jung und keusch
Und sich noch die ersten Zähne nicht ausgebissen;
Die prallen Bäckchen zerbersten mit lautem Gekreisch,
Die Zunge schwelgt in unsäglichen Bitternissen

Erdbeeren aus Wald und Garten, wie duften sie fein,
Die großen voll Saft, die kleinen sind mir noch lieber.
Ich mache sie trunken zuvor mit gezückertem Wein,
Pechvögel nur erkranken am Nesselsieber

Die grünen Erbsen brauch' ich schon gar gekocht;
Die tolle Jugend allein frißt sie aus den Schoten.
Ich habe sie stets nur gepfeffert zu kosten vermocht,
Und neuerdings auch hat sie der Arzt mir verboten.

Die üppigen Pflaumen des Herbstes genieß' ich fast nur
Als Mittel zum Zweck bei unbehaglicher Stauung
Im Unterleib statt Karlsbader Brunnenkur.
Es gröhlen die Därme im Chor den Gesang der Verdauung.—

Noch manches wäre notwendig hier beigebracht,
Wie Mammut-Erüsseln, die aus Thessalien stammen;
Doch hab' ich den ganzen Hymnus schon vollgespuckt,
So läuft mir dabei das Wasser im Munde zusammen.

Frühling

Felix und Galathea

Fragment

Den Sommer 1881 verbrachte ich in Folge einer Rippenfellentzündung nicht auf dem Gymnasium, sondern in meinem Elternhaus. Ich fürchtete sehr, mich zu langweilen, und beschloß daher, ein Schäferleben zu führen. Ein Milchmädchen war vorhanden. Unsr drei Eselinnen, auf denen wir in früheren Jahren geritten hatten, mußten als Schafe herhalten. Ich besang meine Umgebung mit dem einzigen Zweck, meine siebenjährigen Kameraden, sobald ich wieder unter ihnen sein würde, an unsern ziemlich häufigen Kneipabenden mit meinen Versen zu unterhalten. Das Heft, in dem das ganze Schäfergedicht enthalten war, hat in späteren Zeiten einmal ein Freund in Verwahrung genommen und verloren. Vor mir liegen einige Fragmente, die mir trotz ihrer äußersten Anspruchslosigkeit lieb geblieben sind.

Präludium

oder wie ein schönes Lied in einer schönen Situation entstanden ist

Es graut der Morgen und die Sterne sinken,
Bis alle in der kalten Flut ertrinken.

Die große Sonne majestätisch brennt
 Schon feuerrot am fernen Firmament.
 Kalliope, die schönste der neun Musen,
 Erhebt sich in der goldnen Strahlen Schein
 Von ihrem Lager, und ihr stolzer Busen
 Saugt lechzend frische Morgenlüfte ein.
 Noch ganz entkleidet, ohne mit den Reizen
 Der hohen göttlichen Gestalt zu geizen,
 Tritt sie hinaus ins Freie der Natur.
 Aus ihren großen, dunkelblauen Augen sprühen
 Schon wieder neue, wunderbare Phantasien,
 Und ihr Gedanke folgt der irren Spur
 Der teuren Helden, die sie zu besingen
 Die straffgespannten Saiten läßt erklingen.
 Des Waldes dunkle Kühle nimmt sie auf,
 Und folgend eines Baches klarem Lauf
 Gelangt sie rasch mit zielbewußtem Schritte
 In ihres Reiches unwegsame Mitte.
 Hier läßt sie sich auf einen Baumstumpf nieder.
 Im weiten Umkreis herrscht das tiefste Schweigen
 Bis auf ein Wispern in den höchsten Zweigen,
 Bis auf das Felsenecho ihrer Lieder.
 Die Strahlen schießen senkrecht nun herunter,
 Die ganze Schöpfung, eben noch so munter,
 Erschlafft im Zittern ausgegossner Gluten.
 Kalliope, tritt an des Baches Rand,
 Sie legt die goldne Laute aus der Hand,
 Sie steigt hinab in die kristallinen Gluten.
 Die Wasser kommen zögernd angezogen,
 Sie läßt von ihnen sich das Haar zermöhlen,
 Die volle Brust, den weißen Leib bespülen,
 Glückatmend treibt sie auf den kalten Wogen,

Sie dichtet summend eine Melodie,
Gedanken haben Fleisch und Blut erhalten,
Als Menschenkinder wandeln die Gestalten
Vorbei an ihrer klaren Phantasie.
Im schönen Land Italien weilt ihr Sinn,
Ihr Herz verschwendet seine reichsten Gaben.
Sie singt von Felix, einem Hirtenknaben,
Von Galathea einer Schäferin.

Chor der Alten

Majestätisch und mit Schweigen
Treten leise wir hervor,
Rufend, aufgestellt im Reigen:
Galathea, sieh dich vor!
Hör uns alte Greise an,
Die wir in der Zukunft lesen,
Was schon öfter dagewesen
Und auch dir passieren kann.
Siehst du jenen bleichen Knaben
Hinter seinen Schafen traben?
Galathea, siehst du nicht,
Daß er mit sich selber spricht?
Mit der Zunge, wie vor Hitze,
Leckt er sich die Nasenspitze.
Felix nennt der Knabe sich;
Galathea, hüte dich!
Sieh, er schmiedet seine Pläne,
Kommt dann in dem Kleid des Schafes,
Stört die Ruhe deines Schlafes,
Plötzlich weist er dir die Zähne

Und bevor du ihm entflohn,
Reißt er dir die Kehle schon.
Drauf packt er dich bei den Händen,
Um sein Mordwerk zu vollenden;
Deine Glieder strampeln noch,
Aber er bekommt dich doch.
Plötzlich fühlst du aus den Knien
Alle Kraft von hinnen ziehen,
Deine Muskeln werden schwach,
Du beschränkst dich auf ein Ach.
Er indes wird immer toller,
Seine Miene sorgenvoller;
Dabei brüllt er wie ein Leu,
Weil ihm das Gefühl noch neu.
Dich jedoch packt erst ein Schlucken,
Dann ein Zittern, dann ein Zucken,
Und dann wird dir so gewaltig,
Wie du's nie an dir erprobt:
Und du küßt ihn mannigfaltig,
Daß er's nur nicht lassen wolle,
Bis sich der erwartungsvolle
Tubel in dir ausgetobt. —
Das ist so in großen Zügen
Das gefährliche Vergnügen,
Dran der bleiche Knabe denkt,
Wenn er seine Schafe tränkt.
Du kannst freilich nicht begreifen,
Welche Pläne in ihm reifen,
Denn noch bist du nicht gerissen
Aus dem Traume deiner Kindheit,
Aus der Ruhe deiner Blindheit
Durch ein unheilvolles Wissen.

Doch er wird die Heißbegehrte
Lehren, was das Schätzenswerte
Hier auf Erden und wozu
Er nicht auch so dumm wie du.

Zwiegespräch

zwischen Felix, dem Schäfer, und Galathea, der Schäferin

Felix

Galathea, wie lange schon
Hab ich dich nun gebeten!
Galathea, nur kalter Hohn
War die Antwort auf all mein Flöten,
Auf mein Trompeten, auf mein Schalmein,
Auf meine entzückenden Weisen!
Oh, Mädchen, du hast ein Herz von Stein
Und eine Tugend von Eisen!

Galathea

Mein lieber Felix, was bist du nur
So traurig im schönsten Lenz?
Komm mit mir hinaus auf die Blumenflur,
Da schwellen die üppigsten Kränze.
Sieh, wie die Vögel so zärtlich tun,
Wie die Hunde so selig schlafen.
Sieh, wie so friedlich im Grase ruhn
Die Böcke bei unsern Schafen.

Felix

Oh, Galathea, die Böcke sind satt,
Die Schafe in Rührung zerflossen.

Von meinen Empfindungen aber hat
Sich keine den deinen erschlossen.
Es brodelte in mir wie in einem Vulkan,
Ich muß mich beständig fragen;
Und wird mir nicht bald genüge getan,
Dann werde ich nächstens zerplatzen.

Galathea

Ach, Felix, wir leben im Monat August,
Da schwißt man begreiflicherweise;
Und wenn du dich überdies fragen mußt,
Dann hast du wahrscheinlich Läuse.
Sieh nur, welcher reizenden Kranz ich hier
Aus Himmelschlüsseln gewunden!
Kranz ich damit deine Locken dir,
Dann ist alles Jucken verschwunden.

Felix

Es handelt sich nicht um das Jucken der Haut;
Das würd ich wohl schwerlich noch spüren! —
O, Galathea, sei meine Braut;
Du hast keine Zeit zu verlieren.
In deinem letzten harmlosen Schrei
Möcht ich so gerne mich freuen.
Du findest ja auch deine Rechnung dabei,
Du wirst es gewiß nicht bereuen.

Galathea

O, Felix, ich habe, solange ich weiß,
Noch nie eine Rechnung gefunden;
Doch wird auch mir jetzt auf einmal so heiß,
Und meine Ruh ist verschwunden,

Auch spür ich ein Zucken, so sonderbar,
Wo, läßt sich genau nicht entscheiden.
Ich glaube, daß welche aus deinem Haar
In meinen Locken schon weiden.

Felix

Bleib endlich mit deinen Läusen fort!
Du willst mich gar nicht verstehen!
Dich freut es, mir jedes gefühlvolle Wort
Im Munde herum zu drehen.
Dir fehlen, scheint mir, am Schädel herum
Die allernötigsten Schrauben.
O, Mädchen, bist du denn wirklich so dumm,
Wie deinem Gesicht nach zu glauben?

Galathea

Ich bin nicht dümmer, als Gott mich schuf.
Ich danke dem Himmel deswegen.
Es ist nicht so einfach, mit dem Besuch
Eine Unterhaltung zu pflegen.
Du sprichst so verworren, so unbestimmt;
Ich bin nicht flug draus geworden.
Man fürchtet, wenn man es wörtlich nimmt,
Du wolltest einen ermorden.

Felix

O, Galathea, spotte nicht mein,
Und sei mir nicht böse, du Süße,
Denn meine Gefühle sind ebenso rein
Wie deine zwei lieblichen Hüfte.
Ich suche mein Himmelreich und mein Glück,
Den Wahnsfried all meiner Sorgen.
Nur fehlt mir dazu das nöt'ge Geschick;
Ich find es vielleicht erst morgen.

Galathea

O, Felix, wüßt ich, wohin nur gleich
Sich deine Blicke verkriechen!
Auch wirst du auf einmal so freidebleich
Und fängst so stark an zu riechen.
Das ist doch ein seltsam entseßlicher Brauch,
Dein Bild ist gänzlich verschwommen.
Hei-hei-hei-hei-heiratest du mich denn auch,
Wenn ich in die Wochen gekommen?

Felix

Galathea, jetzt wird mir die Welt zu eng.
Ich hab die Besinnung verloren.
Mir donnert dein Schneng-tege-tege-teng-teng-teng
Wie höllischer Spott in den Ohren.
Du selber trägst die Verantwortlichkeit
Für die Wirkungen deiner Partien.
Der Uebelstand, welcher nach Abhilfe schreit,
Ist längst aufs höchste gediehen.

Galathea

O, Fe—, o, Felix, o, Felix, o, Fe—,
O, Felix, ist dir auch behaglich?
Wenn ich deine zornigen Blicke seh,
Scheint mir dein Vergnügen sehr fraglich.
Nicht herrlicher denk ich es mir, wenn ich
Das ewige Leben erwerbe;
Doch deine Grimassen sind fürchterlich,
Du machst mich tot, ich sterbe.

Chor der Nymphen

Seit Jahrtausenden
Weilen wir hier
An diesem Teiche.
Immer das gleiche
Schauen wir.
Verlockende Worte
Von Lust und Freuden
Führten die Menschen
Zu allen Zeiten
Zu diesem Orte.
Die römischen Frauen
Wo sind sie geblieben?
Wir sehn sie nicht mehr.
Hier kamen sie her,
Um in den lauen
Fluten zu lieben.

Auch unsre Genossen,
Dem Himmel entsprossen,
Die Dreaden
In Busch und Bäumen,
Sie pflegten zu baden
Hier und zu träumen.
Die zottigen Faune,
Mit denen wir liebten,
Im Jagen uns übten
In wilder Laune.
Sie alle schwebten,
Die einst hier lebten,
Zum Himmel wieder,
Aus diesen Tristen
Empor zu den Lüften,
Zu ihrem Gebieter.

Chor der Nixen

Ihr glücklichen Kinder,
Schlürft das Vergnügen;
Bald wird es versiegen;
Ein langer Winter
Raft es dahin.
Euer Sinn
Schaut nicht vorwärts,
Schaut nicht zurück.
Vergängliches küßt ihr,
Sorglos genießt ihr
Den Augenblick.

Wir können nicht lieben;
Von Wind und Wellen
Umher getrieben,
Bis wir zerschellen,
Ward uns als Leben
Nicht mehr gegeben
Als euch im Traum.
Wunschlos entstehen wir,
Wunschlos vergehen wir
Wieder zu Schaum.

Zwiegesang

zwischen Felix, dem Schäfer, und Galathea, der Schäferin

Felix

In dem wundervollen Morgensonnenschein,
Galathea, ach wie bist du hold!
Deine Schwanenbrust erstrahlt wie Elfenbein,
Deine Locken schimmern wie das Gold!
Freudig darf ich deinen Leib umschlungen halten,
Auf den Knien einen strammen Jungen halten!
Und in deinen Marmorarmen selig sein,
Ohne daß uns drob der Himmel großt!

Galathea

In der wundervollen frischen Morgenluft
Hab ich meinen Felix innig lieb.
Aus den Wiesen strömt ein holder Blumenduft,
Und bisweilen macht ein Vogel ‚piep‘.
Woll'n wir uns nicht unter eine Hecke strecken
Und zur Unterhaltung eine Schnecke necken?
Bis zu neuen Taten uns der Kuckuck ruft,
Wenn zu tun uns noch was übrig blieb.

Felix

Und der wundervolle Morgensonnenglanz,
Galathea, macht dich doppelt süß.
Dir zu Häupten fliegt ein bunter Schwalbenschwanz,
Und ein Brummer fliegt dir um die Füß.
Und ich darf dir deine goldnen Locken küssen,
Ohne daß wir in der Stube hocken müssen.
Deine Gegenwart genieß ich voll und ganz,
Die Vergangenheit erscheint mir mies.

Galathea

In dem wundervollen frischen Morgenhauch
Kommst du, Felix, wie ein junger Gott.
Deine Lippen atmen keinen Tabakrauch,
Deine Beine hebst du flink und flott.
Willst du nicht noch mal nach deiner Flöte greifen
Und ein hübsches Liebeslied von Goethe pfeifen?
Das bleibt doch in Ewigkeit der schönste Brauch,
Leugnen kann es nur ein Hottentott.

Felix und Galathea

Und so sagen wir denn bis zum nächsten Jahr
Euch, ihr lieben Freunde, gute Nacht,
Hoffend, daß es kein zu großer Blödsinn war;
Uns auf jeden Fall hats Spaß gemacht.
Deshalb wolln wir auch nur recht viel Leute haben,
Die an Kunstgenüssen sich wie heute laben.
Dann gedeihen alle Künste wunderbar,
Bis der Weltenbau zusammenfracht.

Finale

Es streicht durch die Wälder ein kalter Wind,
Die Blätter fallen herab.
Und Galathea, das süße Kind,
Ich legte sie eben ins Grab.

Still deckt ich sie zu und weinte nicht;
Sie war noch immer so schön.
Ich küßte ihr holdes Angesicht
Auf baldiges Wiedersehen.

An Madame de Warens

Nimm dieses Bild, mit ihm die alte Treue,
Das reine Herz, das einst sich dir geweiht
Vertrauensvoll erlehrt es sich aufs neue
Nur einen Funken deiner Göttlichkeit.
Noch ist der zarte Flor ja nicht zerrissen,
Mit dem du mich in schöner Zeit umwobst,
Warin du mich empor aus Finsternissen
Zum blauen Aether deiner Liebe hobst.
Nun möcht' an deiner Brust es wiedrum rasten
Und lauschen deiner Stimme weichem Klang.
Die Melodien, die es dort erfaßten,
Sie hallen fort noch manchen Sommer lang.

Die Welt ist überreich an Glück und Freuden,
Doch reicher, hohe Königin, bist du.
Du wagst die Schätze sorglos zu vergeuden,
Die Andre hüten in besorgter Ruh.
Und stets von neuem hast du reich zu geben
Des Golds, das deiner Seele Tiefen füllt.
Wie manchen Schmerz in deiner Nächsten Leben
Hast du mit mildem Himmelstrost gestillt.
Der Mensch verzweifelt unter schweren Qualen,
Siecht hin und altert in Entmutigung,
Da leuchten deines Auges warme Strahlen
Und der gebeugte Geist ist wieder jung.

Verlaß mich nicht; ich habe dir zu danken,
Was Schönes jetzt in meinem Herzen ruht.
Der Flammenbecher, den vereint wir tranken,
Gof lautres Feuer in mein junges Blut.

Verlaß mich nicht; mir lacht aus deinen Zügen
Mein Himmel, wenn du mir zur Seite stehst;
Verlaß mich nicht, du würdest mich betrügen
Um meinen Himmel, wenn du von mir gehst.
Ich weiß nicht, was mir noch auf Erden bliebe,
Mein Leben strömt aus deinem Augenlicht.
Ich müßte sterben ohne deine Liebe,
Du Himmelstönigin, verlaß mich nicht!

Galathea

D, wie brenn' ich vor Verlangen,
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Wangen,
Weil sie so verlockend sind.

Daß ich auch die Gnade fände,
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Hände,
Weil sie so verlockend sind.

Und was tät ich nicht du süße
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Füße,
Weil sie so verlockend sind.

Und mich treibt der Pulse Stocken,
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Locken,
Weil sie so verlockend sind.

Aber deinen Mund enthülle,
Mädchen, meinen Küssen nie,
Denn in seiner Reize Fülle
Küßt ihn nur die Phantasie.

Debutant

Rennst du die hohe, dunkle Gartenpforte,
Die ernst verschwiegen an der Straße steht?
Wohl niemand ahnte, welche süßen Worte
In ihrem Schuß der Abendwind verweht.

Dort trat ich ein; von freudigem Erwarten
Schwoll mir das Herz wie dem beschenkten Kind;
Ein leises Flüstern wehte durch den Garten
Von guten Geistern, die dort heimisch sind.

Auf schatt'ger Bank ließ ich mich zaudernd nieder
Und trank der Rose wollustschweren Duft;
Ob meinem Haupte knistert es im Flieder;
Zwei Vöglein zwitschern durch die Abendluft.

Wie aber ward mir, als du vor mich tratst,
Ein Götterbild aus fernen Griechenzeiten,
Als du bedeutungsvoll und lächelnd batst,
Dich tiefer in den Garten zu begleiten.

Dort wurde mir aus Abend und aus Morgen
Der erste Lebenstag, den ich gelebt —
O, daß so lange mir das Glück verborgen,
Nach dem das Herz dem Knaben schon gebebt!

O, Ella, Ella, tausend Seligkeiten
In einen einz'gen Atemzug gedrängt;
Die Triebe aus der Menschheit frühesten Zeiten,
Von wonnekund'ger Götterhand gelenkt

Der Kindheit ahnungsvolle, lose Spiele
Verwandelt in unendlichen Genuß;
O, Ella, alle himmlischen Gefühle
In einem einz'gen Liebeskuß —

Welch hohes Wort, das Menschengestalt erfann,
Welch reicher Dank mag diese Stunde lohnen!
Laß ewig mich in deinem Garten wohnen,
Ist alles, was die Lippe stammeln kann.

In seiner Büsche stillem Heiligtum
Nahm ich, als Balsam jeder Erdenqual,
Von deinem Mund das heilige Abendmahl
Zum großen Liebesevangelium.

Madame de Warens

Ich soll ihn lassen
Und kann's nicht fassen,
Und du, mein Herz,
Du darfst es wagen,
Noch fort zu schlagen
Bei solchem Schmerz?

Das Wüstenschiff

Bist schön wie eine Lilie;
Ich lieb' dich, ich lieb' dich.
Du bist aus guter Familie;
Ich liebe dich, ach so heiß!
Reich mir dein schlankes Händchen,
Und von dem schmalen Gelenk
Löf' ich das schneeweisse Bändchen
Mir ewig zum Gedenk.
Wie Sammet so weich,
Wie die Sonne so warm,
Wie der Mondenschein bleich
Ist dein zierlicher Arm.
Das Nieder züchtig verschlossen . . .
Mein, werd mir nicht bang,
Der Gefühle gewaltiger Drang
Hat sich schon stürmisch ergossen.
Nun nur noch einen zärtlichen Blick,
Dann fehr' ich zurück
In mein reinliches Kämmerlein,
Schließe mich ein
Und denke dein
Um Fenster im Mondenschein. — Sela.

Gebet eines Kindes

Wann endlich wird der müden Welt
Die heißersehnte Ruh' beschieden,
Die über uns am Himmelszelt
Beseelt der Sterne ew'gen Frieden?

Glücksel'ger Tag, wenn einst hienieden
Das wüste Toben eingestellt,
Sich liebend in die Arme fällt,
Was sich von Unbeginn gemieden!

Du heil'ge Nacht, aus Kampfgebraus
Flieh' ich mit jammernder Gebärde
Zu dir, daß uns geholfen werde.

Gieß deinen milden Segen aus
Und sieh, es würde dieses Haus
Zum schönsten Paradies der Erde!

Pennal

Länger kann mein Herz ich nicht bezähmen —
Ach du lieber Gott, ich tat es nie! —
Doch Sie dürfen es nicht übelnehmen,
Aber ich gesteh's, ich liebe Sie.
Und wenn ich Sie auf der Straße sehe,
Dann ergreift es mich, ich weiß nicht wie;
Dann wird es mir klar und ich gestehe
Ihnen noch einmal: Ich liebe Sie.

Ob ich gehe, stehe, liege, sitze,
Ob ich meinen Aufsatz schreiben soll,
Ob ich über der Grammatik schwitze,
Stets erscheint Ihr Bild verheißungsvoll.
Und wenn Sie mir nicht zu schreiben denken,
Dann soll ein verheißungsvoller Blick,
Den Sie im Vorübergehn mir schenken,
Bote sein von meinem größtem Glück.

Aber wenn mein Herz zu kühn gewesen,
Wenn sich Ihre Blicke wenden ab,
Werden Sie vielleicht im Tagblatt lesen,
Wo ein Lebensmüder fand sein Grab.
So, Sie kennen nun mein Liebesfeuer;
Winkt mir heitres, winkt mir düstres Los?
Meine Freude wäre ungeheuer;
Meine Schmerzen wären riesengroß.

In usum Delphini

Nicht mit kalten Theorien
Stille das bewegte Blut!
Die besonnenen Jahre fliehen,
Und gebrochen liegt dein Mut.

Reiß dich stracks zur Tiefe nieder!
Doppelt schön ist dein Geschick,
Steigst du neubegeistert wieder
Auf zum lichten Sonnenblick.

Ode schwindet dem das Leben,
Der in langem Ruß verweilt,
Bis dem zögernden Bestreben
Stürmisch die Natur enteilt.

Liebesantrag

Laß uns mit dem Feuer spielen,
Mit dem tollen Liebesfeuer;
Laß uns in den Tiefen wühlen,
Drin die grausen Ungeheuer.

Menschenherzens wilde Bestien,
Schlangen, Schakal und Hyänen,
Die den Leichnam noch beläst'gen
Mit den gier'gen Schneidezähnen.

Laß uns das Getier versammeln,
Laß es stacheln uns und heken,
Und die Tore fest verrammeln
Und uns königlich ergöken.

Ilse

Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren,
Ein reines unschuldsvolles Kind,
Als ich zum erstenmal erfahren,
Wie süß der Liebe Freuden sind.

Er nahm mich um den Leib und lachte
Und flüsterte: O welch ein Glück!
Und dabei bog er sachte, sachte
Den Kopf mir auf das Pfühl zurück.

Seit jenem Tag lieb' ich sie Alle,
Des Lebens schönster Lenz ist mein;
und wenn ich Keinem mehr gefalle,
Dann will ich gern begraben sein.

Wegweiser

Zum Wassertrinker bin ich nicht geboren,
Das kann euch meine edle Muse zeigen,
Sie singt beim Wein und fällt in tiefes Schweigen,
Wenn sich der letzte Schluck im Bauch verloren.

Dem Wasser hab' ich ew'gen Haß geschworen,
Weil ihm der Zauberdüste keiner eigen,
Die traumschwer aus dem dunklen Becher steigen,
Den ich zum Weiser mir des Wegs erkoren.

Er ist ein gar verständiger Geselle,
Er drängt direkt mich zu des Tempels Schwelle
Und öffnet meinem Blick die dunklen Thüren.

Im Taumel tapp' ich nach der heiligen Zelle
Und muß des Ortes Weihe nur verspüren,
Dann ist's kein Kunststück mehr, mich zu verführen.

Wendla

Sieh die tauforsche Maid,
Erst eben erblüht;
Durch ihr knappkurzes Kleid
Der Morgenwind zieht.

Wie schreitet sie rüstig,
Jubilirt und frohlockt,
Und ahnt nicht, wer listig
Unterm Larusbusch hockt.

Der allerfresche Weidmann
Im ganzen Revier,
Er tut ihr ein Leid an
In frevler Jagdbegier.

In einem langen Kleide
Geht sie nun bald einher,
Sinnt vergangener Zeiten
Und jubelt nicht mehr.

Francisca

Francisca, mein reizender Falter,
Hätt'st du nicht zu eng für dein Alter
Den keimenden Busen geschnürt,
Dann klasten wohl nicht die Gewänder,
Sobald ich nur eben die Bänder
Mit harmlosem Finger berührt.

Nun wehr auch nicht meinem Entzücken,
Als Erster die Küsse zu pflücken
Der zarten, jungfräulichen Haut.
Mich blendet die schneeige Weiße,
Solang' ich das Fleisch nicht, das heiße,
Mit bebenden Lippen betaut.

Denn gleich wie die Knospe der Blume
Nichts ahnt von der Pracht und dem Ruhme
Der Rose am üppigen Strauch,
So seh' ich bescheiden erst schwellen
Die keuschen, die kindlichen Wellen,
Umweht von berauschem Hauch.

O! glaub mir, die Monde entfliehen,
Die Rosen verwelken, verblühen
Und fallen dem Winter zum Raub.
Es kommen und gehen die Jahre,
Man legt deinen Leib auf die Bahre
Und alles wird Moder und Staub.

Frühling

Willkommen, schöne Schäferin
In deinem leichten Kleide,
Mit deinem leichten frohen Sinn,
Willkommen auf der Weide.

Sieh, wie so klar mein Bächlein fließt,
Zu tränken deine Herde!
Komm setz dich, wenn du müde bist,
Zu mir auf die grüne Erde.

Und trübt sich der Sonne goldiger Schein,
Und fällt ein kühlender Regen,
Dann ist mein Mantel nicht zu klein,
Wollen beide darunter uns legen.

An einen Jüngling

Jüngling, laß dich nicht gelüsten
Nach des Paradieses Äpfeln;
Von den straffsten Mädchenbrüsten
Wird dir nichts als Kummer tröpfeln.

Wagst du dich heran und findest du
Lust an diesen weißen Teufeln,
Armer Freund, wie bald beginnst du
Selbst von Traurigkeit zu träufeln.

Just die Kühnsten, Elegantsten
Werden früh zu müden Krüppeln,
Und die einst am flottsten tanzten,
Müssen lahm zur Grube trippeln.

Idyll

Zum Kellner sprach die Kellnerin:
Mir wird so sonderbar zu Sinn,
Ich finde mich ganz verändert.
Wie bin ich Ärmste doch bisher
Empfindungsbar, gedankenleer
Durchs Gastlokal geschlendert!

Nun mücht' ich jauchzen und müchte schrein,
Mücht' leise wimmern und selig sein
Und sehne mich fort ins Weite;
Ich sehne mich tief in die Einsamkeit,
Und trotzdem wird mir so weich, so weit
So wohllich an deiner Seite.

O Kellnerknabe, sag an, sag an,
Was hast du Böser mir angetan;
Meine Friede liegt in Scherben.
Mir ahnt ein Glück, ich ermess' es nicht,
Ich fluche sein, ich vergess' es nicht,
Ich müchte am liebsten sterben.

Weltweisheit

Wir waren Philister und merkten es, wie
Die Kräfte des Geistes erschlafften;
Da warfen wir uns auf die Philosophie,
Die tiefste der Wissenschaften.

Da haben wir gründlich uns eingeprägt
Die Sprüche der großen Gelehrten;
Und was man im Fleisch und im Blute trägt,
Das weiß man dann auch zu verwerten.

Erschöpfe die Stunden, genieße die Zeit,
Laß Katzen und Hunde verzagen.
Die Reue, den Fluch und die Niedrigkeit,
Wir lernten es stoisch ertragen.

Als Stoiker lebten wir über Tag,
Kein Staubgebórner stand höher;
Doch wenn die Nacht auf den Bergen lag,
Dann wurden wir Epikurárer.

So flossen die Jahre der Jugend dahin,
Die Schöpfung ein blühender Garten,
Mit duftigen Blumen und Mädchen darin
Von allen erotischen Arten.

Und wenn uns dann schließlich die Kraft gebriecht,
Zu fröhnen unsern Gelüsten,
Dann beugen das Haupt wir noch lange nicht,
Dann werden wir Pessimisten.

Dann spotten wir über die eitle Welt,
Und der Menschheit kleinliches Erachten,
Dann lernen wir, was uns zu sauer fällt,
Aus tiefster Seele verachten.

Dann hebe die Schwingen, Phantasie,
Zu jenen himmlischen Höhen,

Zu jenen Gegenden, die noch nie
Ein sterbliches Auge gesehen.

Dort, wo ein rosiges Morgenrot
Den fernen Äther entzündet,
Hat sich Frau Eva nach ihrem Tod
Ein neues Eden gegründet.

Es scharrte mein Musengaul vor der Thür,
Da bin ich aufgestiegen,
Da flog ich, Liebchen, zu dir, zu dir,
In deinen Armen zu liegen.

Und als ich mich sonnte in deinem Blick,
War Angst und Not verschwunden.
Da hab' ich das irdische Liebesglück
Weit süßer als je gefunden.

Das Eis zerschmolz, das Herz ward weit
Und jubelte Frühlingslieder.
Und mit der jungen Begehrlichkeit
Kam die junge Gesundheit wieder.

Laut jauchzt' ich auf aus voller Brust:
O laß mich bei dir bleiben,
In deiner unvergänglichen Lust
Auf ewig mich zu betäuben!

Da kracht der Himmel, die Erde bebt,
Es donnert die Atmosphäre,
Und meine sündige Seele verschwebt
In duftige, lustige Leere.

Der Gefangene

Dftmals hab' ich nachts im Bette
Schon gegrübelt hin und her,
Was es denn geschadet hätte,
Wenn mein Ich ein Andern wär'.

Höhnisch raunten meine Zweifel
Mir die tolle Antwort zu:
Nichts geschadet, dummer Teufel,
Denn der Andre wärest du!

Hilflos wälzt ich mich im Bette
Und entrang mir dies Gedicht,
Kasselnd mit der Sklavenkette,
Die kein Denker je zerbricht.

Stallknecht und Viehmagd

Carmen bucolicon

Die Bäarin wohnt im tiefen Walde,
Im tiefen Wald wohnt auch der Bär,
Und an demselben Aufenthalte,
Da wohnen Bären bald noch mehr.

Und im Olymp, da wohnen Götter,
Darunter Venus und Apoll;
Dort hat man ewig schönes Wetter
Und jeder Gott ist liebevoll.

Auf ödem Felde schafft die Viehmagd,
Tut ob der Arbeit manchen Schrei,
Jedoch Cupido, der sich nie plagt,
Wälzt sich im Grase nebenbei.

Nun kommt der Stallknecht mit den Kühen;
Auch Ochsen ziehen an dem Pflug,
Doch muß er selbst das meiste ziehen,
Dann geht es eben flott genug.

Eupido duckt sich listig nieder,
Er legt den Bogen an mit Lust
Und schießt die Viehmagd durch das Nieder
In ihre ahnungslose Brust.

Der Stallknecht kommt herbeigesprungen,
Auf daß er rasch ihr Hilfe bringt;
Eupido trifft den guten Jungen,
Daß er mit ihr zu Boden sinkt.

Da liegen Stallknecht nun und Viehmagd
Und schauen sich verwundert an,
Und nachher tun sie, was man nie sagt
Doch was man leicht erraten kann.

Heimweh

Über bemooste Steine
Fällt ein rauschender Quell,
Glitzert im Mondenscheine,
Funkelt so silberhell.

Sinnend saß ich daneben,
Sah, wie die Welle schäumt,
Hab' vom vergangenen Leben,
Hab' von der Zukunft geträumt.

In der Tiefe der Wogen
Sah ich gar mancherlei,
Viele Gestalten zogen
Grüßend an mir vorbei.

Waren die lieben Seelen,
Die mich dereinst erfreut,
Die meinem Herzen fehlen
Hier in der Einsamkeit.

Tausendmal laß dir danken,
Lieblicher Silberbach,
Daß du den Heimwehkranken
Tröstest im Ungemach;

Daß du aus alten Tagen
Freundliches mir erzählt,
Daß ich dir durste klagen,
Was meinem Herzen fehlt.

Frühlingslied

Aus dem Französischen.

Hörtest du die Sonne frohlocken,
Als du aus dem Fenster geschaut:
Wald und Feld und Wiesen sind trocken,
Warten auf Bräutigam und Braut.
Zieh dein weißes Hemd an, mein Schätzchen,
Das du keusch im Kasten verwahrt,
Komm hinaus zum lauschigen Plätzchen,
Wo sich die Vöglein längst gepaart!

Ja, das ist ja der holde Mai!
Laß uns wandeln zu zwei und zwei
Durch den Hochwald auf blumigen Pfaden!
Wo das Auge des Himmels lacht,
Küssen wir, daß es man so fracht
Vom Genick hinab in die Waden!

Horch, wie ohne Geld in den Zweigen
Sieben Treppen hoch unterm Dach
All die Künstler zwitschern und geigen!
Keiner zählt seine Barschaft nach.
Und die Blümelein auf den Auen,
Dran dein Aug sich innig erquickt,
Brauchen sie auf den Pfennig zu schauen,
Wo sie umsonst ihr Schneider schmückt!

Ja, das ist ja . . . usw.

Ach wie billig ist doch das Leben,
Wenn man keine Ausgaben hat.
Höchste Wonne liegt gleich daneben,
Bringst du sie mir doch mit aus der Stadt
Sicherlich läßt du mich nicht darben,
Wenn auf meine Kosten du fährst.
Trägt der Wald doch der Hoffnung Farben,
Hoff ich, daß du mir drin gehörst.

Ja, das ist ja . . . usw.

Alsdann wollen zu Mittag wir speisen,
Wo des Rasens Tischtuch uns winkt.
Unsere Mahlzeit soll euch beweisen,
Wie man als Künstler ist und trinkt.

Deine Locken sind das Gemüse,
Deine Lippen spenden das Bier.
Von den Schultern bis auf die Füße,
Alles ist Gänsebraten mir.

Ja, das ist ja . . . usw.

Gibst du mir den Laufpaß, o Schrecken,
Kalt und ohne Herz wie Granit,
Deine Finger sollst du dir lecken,
Ich singe einfach nicht mehr mit.
Wie ein Mühlstein werd' ich verenden,
Den man um den Hals dir gehängt,
Denn das heißt sein Leben verschwenden,
Wenn sich der Mensch allein ertränkt.

Ja, das ist ja . . . usw.

Das Lied vom gehorsamen Mägdlein

Die Mutter sprach in ernstem Ton:
Du zählst nun sechzehn Jahre schon;
Drum, Herzblatt, nimm dich stets in acht,
Besonders bei der Nacht.
Verlier dich von dem Lebenspfad
Nie seitwärts ins Geheg.
Geh immer artig ferngrad'
Den goldenen Mittelweg.

Da kommt nun in der Dämmerstund'
Des Pulvermüllers Heinrich und
Küßt mich — mir ward gleich angst und bang —
Wohl auf die rechte Wang':

O Heinrich, das verbitt' ich mir;
Sieht's Mutter, setzt es Schläg'.
Um allerbesten wählen wir
Den goldenen Mittelweg.

Und plötzlich schreit er glutentflammt:
Ich führe dich zum Standesamt! —
Schweig, sag' ich, unverschämter Wicht;
Dahin bringst du mich nicht! —
Da flüstert er und freut sich schier,
Weil ich's mir überleg':
Nun gut, mein Schatz, dann wählen wir
Den goldenen Mittelweg.

Und wenn ich nun zur Ruh' mich leg',
Mir träumt vom goldenen Mittelweg;
Mein Spielzeug macht mir kein Pläsier,
Ich gáb' es gern dafür,
Gáb' meine Schuh', mein Röcklein fein,
Weiß Gott, ich gáb' noch mehr;
Hätt' nie geglaubt, daß ich solch ein
Gehorsam Mägdelein wár'.

Der blinde Knabe

S ihr Tage meiner Kindheit,
Nun dahin auf immerdar,
Da die Seele noch in Blindheit,
Noch voll Licht das Auge war:
Meine Blicke ließ ich schweifen
Jedem frei ins Angesicht;
Glauben galt mir für Begreifen
Und Gedanken kannt ich nicht.

Ich begann jedoch zu sinnen
Und zu grübeln hin und her,
Und in meiner Seele drinnen
Schwoß ein wildempörtes Meer.
Meine Blicke senkt' ich nieder,
Schaute tief in mich hinein
Und erhob sie nimmer wieder
Zu dem goldnen Sonnenschein.

Mußt ich doch die Welt verachten,
Die mir Gottes Garten schien,
Denn die Guten läßt er schwächen,
Und die Bösen preisen ihn.
Freude, Lust und Ruh' vergehen —
O, wie wohl war einst dem Kind!
Meine Seele hat gesehen,
Meine Augen wurden blind!

Sommer

Die Wetterfahne

Du auf deinem höchsten Dach,
Ich in nächster Nähe;
Doch die wahre Liebe, ach,
Schwankt in solcher Höhe.
Du in deinem Herzen leer,
Ich in blindem Wahne —
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,
Sauft uns um die Ohren;
Von des Himmels Freuden sind
Keine noch verloren!
Glaubst du, daß verliebt ich bin,
Weil ich dich ermahne?
Dreh dich her, dreh dich hin,
Schöne Wetterfahne!

Drehn wir uns auf hohem Turm
Immer frisch und munter!
Ach, der erste Wintersturm
Schleudert dich hinunter.

Wenn dann auch verflogen wär,
Was ich jetzt noch ahne . . .
Dreh dich hin, dreh dich her,
Schöne Wetterfabne!

Abschied

Glück und Segen und alles Gute
Gieß' dir hernieder ein schützender Stern;
Könnt ich's erkaufen mit meinem Blute,
O, wie erkauf't' ich es dir so gern.

Freu dich sorglos der sonnigen Tage!
Klarblauer Himmel verkläret den Blick;
Aber mit weicher melodischer Klage
Dämpfe die Schmerzen im Mißgeschick.

Durch die Täler und über die Höhen
Wand'r ich indessen die steinige Bahn:
Fernher winkendes Wiedersehen
Spornet die ermüdeten Schritte an.

Breitet sich abends dann mir zu Füßen
Reich die herrliche Lenzesflur,
Drüben die dunklen Berge grüßen
Und der Flüsse leuchtende Spur.

Seh' ich's alles weit übergossen
Von der sinkenden Sonne Blut,
O, wie wird mir das Herz erschlossen,
Dein gedenkend mit neuem Mut.

Dein gedenkend steig' ich zu Tale,
Nacht umfängt mich mit düstren Wehn;
Über im Morgen Sonnenstrahle
Weiß ich ein freudiges Wiedersehn.

Konfession

Freudig schwör' ich es mit jedem Schwure
Vor der Allmacht, die mich züchtigen kann:
Wie viel lieber wär' ich eine Hure
Als an Ruhm und Glück der reichste Mann!

Welt, in mir ging dir ein Weib verloren,
Abgeklärt und jeder Hemmung bar.
Wer war für den Liebesmarkt geboren
So wie ich dafür geboren war?

Lebt ich nicht der Liebe treu ergeben
Wie es Andre ihrem Handwerk sind?
Liebt ich nur ein einzig Mal im Leben
Irgendein bestimmtes Menschenkind?

Lieben? — Nein, das bringt kein Glück auf Erden.
Lieben bringt Entwürdigung und Meid.
Heiß und oft und stark geliebt zu werden,
Das heißt Leben, das ist Seligkeit!

Oder sollte Schamgefühl mich hindern,
Wenn sich erste Jugendkraft verliert,
Jeden noch so selten Schmerz zu lindern,
Den verwegne Phantasie gebiert?

Schamgefühl? — Ich hab es oft empfunden;
Schamgefühl nach mancher edlen Tat;
Schamgefühl vor Klagen und vor Wunden;
Scham, wenn endlich sich Belohnung naht.

Aber Schamgefühl des Körpers wegen,
Der mit Wonnen überreich begabt?
Solch ein Undank hat mir fern gelegen,
Seit mich einst der erste Kuß gelabt!

Und ein Leib, vom Scheitel bis zur Sohle
Allerwärts als Hochgenuß begehrt . . .
Welchem reinern, köstlichern Idole
Nachzustreben, ist dies Dasein wert?

Wenn der Knie leiseste Bewegung
Krafterzeugend wirkt wie Feuersglut,
Und die Kraft, aus wonniger Erregung
Sich zu überbieten, nicht mehr ruht;

Immer unverwüßlicher und süßer,
Immer klarer im Genuß geschaut,
Daß es statt vor Ohnmacht dem Genteyer
Nur vor seiner Riesenstärke graut . . .

Welt, wenn ich von solchem Zauber träume,
Dann zerstückt zu nichts, was ich getan;
Dann preis' ich das Dasein und ich bäume
Zu den Sternen mich vor Größenwahn! — — —

Unrecht wär's, wollt ich der Welt verhehlen,
Was mein Innerstes so wild entflammt,
Denn vom Beifall vieler braver Seelen
Frag' ich mich umsonst, woraus er stammt.

Der Taler

Blitz der Taler im Sonnenschein,
Blick dem Kind in die Augen hinein,
Über die Wangen rollen die Tränen.
Mutter zieht gar ein ernst Gesicht:
Vor dem Taler, Schatz, fürchte dich nicht;
Nach dem Taler sollst du dich sehnen.

Sieh, mein Herzblatt, auf Gottes Welt
Für uns Menschen gibt's nichts ohne Geld,
Hätt' ich dich, Herzblatt, auch nicht bekommen.
Bist noch so unschuldig, noch so klein,
Willst doch täglich gefüttert sein,
Hast es mir selbst aus der Tasche genommen.

Darfst nicht weinen, bist all mein Glück;
Gibst mir's tausendfältig zurück.
Sieh, die goldene Sonne dort oben,
Brennt sie dir gleich deine Guckaugen wund,
Nährt und behütet den Erdenrund,
Daß alle Kreaturen sie loben.

Nach der Sonne in goldiger Pracht
Haben die Menschen ihr Geld gemacht;
Ohne das Geld muß man elend sterben.
Sonne ist Glück und Glück ist Geld;
Wem es nicht schon in die Wiege fällt,
Der muß es mühevoll sich erwerben.

Sieh, mein Herzblatt, den grünen Wald,
Drin der Vogel Gezwitzcher erschallt;
Wie das so lieblich ist anzuschauen!

Hast du kein Geld für das morgige Brot,
Dir sind all die Vögelein tot,
Und der Wald ist ein schrecklich Grauen!

Geld ist Schönheit! Mit recht viel Geld
Nimmst du den Mann, der dir wohlgefällt,
Keinen Häßlichen, keinen Alten.
Sieh, der Reichen Hände, wie weiß!
Wissen nichts von Frost und von Schweiß,
Haben keine Schwielen noch Falten.

Bei uns Armen ist Eins mal schön,
Aber nur im Vorübergehn;
Morgen schon ist zerrupft sein Gefieder.
Oder die Schönheit wird ihm zu Geld;
Kommt es hinauf in die große Welt,
Steigt es nicht leicht mehr zu uns hernieder.

Kind, hab acht auf wahren Gewinn:
Geld ist Freiheit, ist Edelsinn,
Menschenwürde und Seelenfrieden.
Alles kehrt sich zum goldenen Licht,
Warum sollen wir Menschen es nicht?
Dir, mein Kind, sei das Glück beschieden.

Der Anarchist

Nicht mir in der Todesstunde
Nicht in Gnaden den Pokal!
Von des Weibes heißem Munde
Laßt mich trinken noch einmal!

Mögt ihr sinnlos euch berauschen,
Wenn mein Blut zerrinnt im Sand.
Meinen Kuß mag sie nicht tauschen,
Nicht für Brot aus Henkershand.

Einen Sohn wird sie gebären,
Dem mein Kreuz im Herzen steht,
Der für seiner Mutter Zähnen
Eurer Kinder Häupter mäht.

Zur Verlobung

Das Herz so voll, der Kopf so leer,
Ich finde nichts als Worte;
Sie tanzen auf, sie taumeln her,
Und stets am falschen Orte.

Das find't sich nicht, das reimt sich nicht,
Nur wirre Klagetöne.
Das gibt mir ewig kein Gedicht
An dich, du schlanke Schöne.

Du siehst, ich red' auch nur von mir,
Statt deiner zu gedenken,
Wünsch' weder Glück noch Segen dir,
Ich wollte dich beinah' fränken.

Ich wollt' . . . o Gott, nun geht's nicht mehr,
Mein Aug' quillt mächtig über:
Ich wollt', daß ich ein Andrer wär'
Und dir ein wenig lieber.

Mein Lieschen

Mein Lieschen trägt keine Hosen
Schon seit dem ersten April,
Weil sie von der grenzenlosen
Hitze nicht leiden will.

Das gibt mir manches zu denken.
So dacht' ich auch schon daran,
Ihr ein Paar Hosen zu schenken
Aus duftigstem Carlatan

Wie leicht kann sie sich beim Hupsen
Erfälten, eh' sie's gedacht;
Und bleibt ihr auch nichts als ein Schnupfen,
Man nimmt sich doch lieber in acht.

Mein Ráthchen

Mein Ráthchen fordert zum Lohne
Von mir ein Liebesgedicht.
Ich sage: Mein Ráthchen verschone
Mich damit, ich kann das nicht.

Ob überhaupt ich dich liebe,
Das weiß ich nicht so genau.
Zwar sagst du ganz richtig, das bleibe
Gleichgültig; doch, Ráthchen, schau:

Wenn ich die Liebe bedichte,
Bedicht' ich sie immer vorher,
Denn wenn vorbei die Geschichte,
Wird mir das Dichten zu schwer.

Morgenstimmung

Leise schleich' ich wie auf Eiern
Mich aus Liebchens Paradies,
Wo ich hinter dichten Schleiern
Meine besten Kräfte ließ.

Traurig spiegelt sich der bleiche
Mond in meinem alten Frack;
Ach die Wirkung bleibt die gleiche,
Wie das Kind auch heißen mag.

Wilhelmine, Karoline,
's ist gesprungen wie gehupft,
Nur daß hier die Unschuldsmiene,
Dort dich die Routine rupft.

Der Prügelheini

Der Prügelheini, der ist mein Mann,
Der ist eine Menschenplage;
Der prügelt, was er mich prügeln kann,
Die Nächte sowie die Tage.

Heut' mittag stürzt er noch auf mich los:
„Du bist mir untreu gewesen!
Das steht in Buchstaben riesengroß
Auf deiner Stirne zu lesen!“ —

„Bei Gott, mein Heini, dir blieb ich treu!
Sonst steht mir nichts auf der Stirne.“ —
Da schwang er seinen Prügel aufs neu:
„Dich schlag' ich nieder, du Dirne!“ —

Und als ich ihm zitternd zu Füßen sank,
Ich ärmste von allen Frauen,
Da warf er mich hin auf die Gartenbank
Und hat mich zusammengehauen.

Die Symbolistin

Dein Auge brennt, dein Atem fliegt,
Bläß bist du wie der Tod;
Und frag' ich dich, woran das liegt,
Du wirst wie Blut so rot.

Dein Auge senkt sich grambesiegt,
Die Wimper glitzert naß;
Und frag' ich dich, woran das liegt,
Du wirst wie Marmor blaß.

Der Symbolist

Eine mondbestrahlte, blasse Hand
Wand sich nachts aus seinen weißen Decken,
Daß, gelähmt in stummem, starrem Schrecken,
Er nur mühsam sich hinweg gewandt.

Jene blasse, mondbestrahlte Hand
Rehrte manchmal wieder — und im Weichen
Schrieb sie sich in geisterhaften Zeichen
In sein schreckensbleiches Nachtgewand.

Neue Liebe

Du Mädchen in des Lebens vollster Pracht
Hast mich zu lichtigem Flammenmeer entfacht;
Das züngelt blutig bis ans Sternenzelt,
Von keinem Blick behütet und bewacht.

Und faßt die Flamme nicht die ganze Welt,
Wie dich und den, der dich umfassen hält?
Ein einz'ger Zwiefklang durch den weiten Raum,
Der Jubel der vereinten Schöpfung gest.

Vergangenheit wird uns ein düst'rer Traum,
Am Horizont ein schwarzer Wolfensaum.
Doch auch das Glück, daraus mein Lied erschallt.
In seiner Göttlichkeit noch fass' ich's kaum.

Bis daß mich deine irdische Gestalt,
Bis daß mich deiner Sinne Glutgewalt
Von jedem dumpfen Traumgewirr befreit
Durch nie geträumter Freuden Wirklichkeit.

Lebensregel

Du kannst einzig mit dem Guten
Dauernd gut Geschäfte machen.
Schlechte schuften und verbluten,
Schwindler jubeln und verkrachen.

Auf der ganzen Erde Gottes
Wird die Pflicht das Glück beneiden —
Doch am schönsten ist ein flottes
Todesringen zwischen Beiden.

Nur beherzige die Lehre
Von der Wiege bis zum Grabe:
Der Besiegte hat die Ehre,
Den Besieger ehrt die Habe.

An Elfa

Elfa, länger kann ich mich nicht halten,
Meine Sinne toben allzu wild;
Und in allen weiblichen Gestalten
Seh' ich schon dein Götterbild!

Auch im Traum bist du mir schon erschienen,
Dich entkleidend; oh wie ward mir da!
Schwindlig ward mir hinter den Gardinen,
Als ich deinen Busen sah.

Meine beiden Knie wurden brüchig,
Von der Stirne triefte mir das Fett.
Als das Hemd du abgetan, da schlich ich
Wonneshauernd an dein Bett.

Mach', daß dieser Traum sich bald erfülle;
Mach', erhabne Königin,
Daß bei dir ich vor Behagen brülle,
Nicht vor Wut, weil ich dir ferne bin.

Einkehr

Du stille Friedhofsmauer,
Scheu tret' ich bei dir ein.
Willst du nicht meiner Trauer
Schirmende Heimat sein?

In deinem tiefen Frieden,
In deinem kühlen Schoß
Wird allen Ruh' beschieden,
Die krank und ruhelos.

Wo dunkle Stämme ragen
Um dichtungkränzten Stein,
Fernen vergangnen Tagen
Geb' ich ein Stellbichein.

Süßselige heilige Schauer
Lösen mir Aug' und Sinn —
Du stille Friedhofmauer,
Du meine Beschützerin,

Entflohn dem Weltgetriebe
Tret' gern ich bei dir ein;
Willst du begrabener Liebe
Schirmende Heimat sein?

Sommer 1898

Ich, der alte Ahasver,
Habe große Eile,
Zu verschrecken wünscht' ich sehr
Ewig lange Weile:
Lenke wieder meine Bahn,
Endlos mir beschieden,
Nach dem alten Kanaan
Das ich lang gemieden.

Nir ist in der Ferne die Kunde geworden,
Es käme gezogen ein Herrscher von Norden,
Da setzt es vielleicht auch für mich einen Orden.

Rückwärts schweift mein Auge matt,
Neuevoll undustert,
Nach der alten Judenstadt,
Drin ich einst geschustert,
Derart, daß mich heute noch
Gottes Welt verachtet,
Weil ich nicht den Braten roch,
Eh' das Lamm geschlachtet!

Wär' Jener gekommen, wie Dieser kommt heute,
Mit stolzem Gepränge und großem Geleite,
Ich wäre moralisch gegangen nicht Pleite!

Jener ritt die Eselin,
Dieser den Trakehner,
Ehr' und Glück trägt Dieser hin
Und sein Leben Jener.
Durch der Rede reiches Wort
Einzig sind die Beiden,
Und ihr Ziehn von Ort zu Ort
Nicht zu unterscheiden.

Was aber hilft tief mir im Busen die Neue!
Versagt' ich denn jemals dem Herrscher die Treue?!—
Am Ende ereilt mich mein Unglück aufs neue!

Kam doch auch zu jener Zeit
Unter Kriegerscharen
In verbrämtem Purpurkleid
Einer angefahren! — —
Wenn der Andre nun auch jetzt
Beim Erlöserwerke
Sich vor meine Türe setzt,
Ohne daß ich's merke?!

Von ihm stand kein Wort in der Zeitung geschrieben.
Ich hätt' ihn ja sonst von der Bank nicht vertrieben!
Und darin ist alles beim alten geblieben. —

Ja, wir Menschen stolpern blind
Durch des Lebens Enge.
Ost ist leer wie Schall und Wind
Größtes Festgepränge.
Irrt man ehrfurchtsvollen Blicks,
Ehr' und Macht zu suchen,
Kommt der Mächt'ge hinterrücks,
Einen zu verfluchen! —

Es wechseln nicht nur an der Börse die Größen! —
Nichts bleibt uns, inmitten von Puffen und Stößen,
Als ununterbrochen das Haupt zu entblößen.

Menschlichkeit

Der Mensch ist nackt geschaffen, ist nackt,
Daraus erklärt sich seine Vertracktheit.
Wird er vom Wind bei der Wolle gepackt,
Dann schämt er sich seiner kläglichen Nacktheit.

Dort, wo es dem rohen Pöbel graut,
Sind der Seele zarteste Saiten zu finden;
Hat Einer gar eine durchschimmernde Haut,
Du sollst ihn nicht züchtigen, sondern ergründen.

Ist Einer über und über behaart,
Dann magst du ihn nach Gefallen bewickeln.
Kizliche zu kizeln ist Knabenart;
Ein Mann liebt vielmehr den Kizelnden zu kizeln.

Gott und Welt

Ich bin ein Mensch von Fleisch und Blut,
Ich fange keine Grillen;
Ich kann des Fleisches Durst so gut
Wie den der Seele stillen.

Ich schwinge brünstig mich empor
Zu Gott in schwacher Stunde;
Und werd' ich stark, heb' ich den Flor
Von heiliger Todeswunde.

Weit öffnet sich der Arme Paar
Gleich hellen Tempelpforten;
Ich knie schluchzend am Altar,
Ich bete nicht in Worten.

Brigitte B.

Ein junges Mädchen kam nach Baden,
Brigitte B. war sie genannt,
Fand Stellung dort in einem Laden,
Wo sie gut angeschrieben stand.

Die Dame, schon ein wenig älter,
War dem Geschäfte zugetan,
Der Herr ein höherer Angestellter
Der königlichen Eisenbahn.

Die Dame sagt nun eines Tages,
Wie man zu Nacht gegessen hat:
Nimm dies Paket, mein Kind, und trag' es
Zu der Baronin vor der Stadt.

Auf diesem Wege traf Brigitte
Jedoch ein Individium,
Das hat an sie nur eine Bitte,
Wenn nicht, dann bringe er sich um.

Brigitte, völlig unerfahren,
Gab sich ihm mehr aus Mitleid hin.
Drauf ging er fort mit ihren Waren
Und ließ sie in der Lage drin.

Sie konnt' es anfangs gar nicht fassen,
Dann lief sie heulend und gestand,
Daß sie sich hat verführen lassen,
Was die Madam begreiflich fand.

Daß aber dabei die Lurnüre
Für die Baronin vor der Stadt
Gestohlen worden sei, das schnüre
Das Herz ihr ab, sie hab' sie satt.

Brigitte warf sich vor ihr nieder,
Sie sei gewiß nicht mehr so dumm;
Den Abend aber schlief sie wieder
Bei ihrem Individium.

Und als die Herrschaft dann um Pfingsten
Ausflog mit dem Gesangverein,
Lud sie ihn ohne die geringsten
Bedenken abends zu sich ein.

Sofort ließ er sich alles zeigen,
Den Schreibtisch und den Kassenschrank,
Macht die Papiere sich zu eigen
Und zollt ihr nicht mal mehr den Dank.

Brigitte, als sie nun gesehen,
Was ihr Geliebter angericht',
Entwich auf unhörbaren Zehen
Dem Ehepaar aus dem Gesicht.

Vorgestern hat man sie gefangen,
Es läßt sich nicht erzählen wo;
Dem Jüngling, der die Tat begangen,
Dem ging es gestern ebenso.

Meiner entzückenden Kollegin Mary J.

Bon vorn besehn bist du die schönste Maid,
Die je mein Herz aus Liebesnot befreit;
Doch wenn du halb nur dich zur Seite kehrest,
Dann dünkt mich schon, daß du ein Knabe wärst.
Drum bleib' ich wie dem Glücksrads stets dir nah,
Du — Venus Duplex Amathusia!

Marys Kochschule

Daß in deinem Engelsköpfchen
So viel Teufelei rumort,
Hätt' ich nimmer ahnen können;
Aber deine Küsse brennen,
Wie kein Höllenfeuer schmort.

Deiner Seele heiße Sauce
Gießt sich prasselnd auf mich aus;
Mit den neusten Apparaten
Werd' ich Ärmster ausgebraten,
Ein bejammernswerter Schmaus.

Schließlich öffnest du die Brust mir
Und transchierst mein dampfend Herz,
Weidest dich an seinem Pochen,
Wie's zerrissen und zerstochn
Und in Stücke sprang vor Schmerz.

Eroberung

Ach, sie strampelt mit den Füßen,
Ach, sie läßt es nicht geschehn,
Ach, noch kann ich ihren süßen
Körper nur zur Hälfte sehn;
Um die Hüfte weht der Schleier,
Um den Schleier irrt mein Blick,
Immer wilder loht mein Feuer,
Ach, sie drängt mich scheu zurück!

Mädchen, ich will nichts erzwingen;
Mädchen, gib mir einen Kuß;
Sieh, dich tragen eigne Schwingen
Durch Begierde zum Genuß.
Ach, da schmiegt sie sich und lächelt:
Deine Küsse sind ein Graus;
Und mit beiden Händen fächelt
Sie der Kerze Schimmer aus.

An eine grausame Geliebte

Setz' deine Meute weit über die Berge hin,
Sie kehrt wieder von Schweiß und von Staub bedeckt.
Gib ihr die Peitsche, gewaltige Jägerin,
Sieh, wie sie dir winselnd die Füße leckt!

Eh' der Bann zerreißt, eh' die Koppel in Stücke springt,
Eh' die Brut dir entgegensteht, wenn dein Hifthorn klingt,
Eh' dein Ohr ihn vernimmt, aus der Seele den dumpfen Schrei,
Eh' reißen Sehnen und Adern und Herz entzwei.

Schwing' deine Peitsche! Dein gellendes Halali
Lönt wie des Todes wilder Triumphgesang.
Das Auge, blutunterlaufen, sterbensbang,
Späht nach dem Wild deiner Lust und erblickt es nie . . .

Schweig und sei lieb

Als du, mein Held, zum ersten Male mir
Im lichterfüllten Saal entgegentratest
Und lächelnd, fast mit kindlichem Gezier,
Um einen Walzer mich verlegen batest,
Weißt du, was in des Morgens Dämmerstunden,
Eh' dich mein Traum von neuem mir verbunden
Ich in mein Tagebuch errötend schrieb? —

Schweig und sei lieb!

Und als du gestern mir mit raschen Schritten
Nachjagtest — zum Befehl ward mir dein Ruf;
Als Kind hätt' ich ihn nie so streng gelitten,
Da stets nur Trost er mir im Herzen schuf —
Ahnst du, weshalb in fieberheißem Beben,
Weshalb ich rettungslos dir preisgegeben,
Weshalb ich stracks wie angefettet blieb? —

Schweig und sei lieb!

Von Wahnsinnsstürmen ward mein Sinn umhüllt,
Mein Stolz erstarb, der sonst so siegesfrohe . . .
Begreißt du die dämonische Gewalt,
Mein Held? Begreißt du, welch empörte Lohc,
Daß sie nicht sengend Herz und Hirn verzehre,
Mich dir mein Glück, mein Leben, meine Ehre,
Mich dir mein Alles hinzugeben trieb? —
Schweig und sei lieb!

An Berta Maria, Typus Gräfin Potocka

Wie stapften wir einst als Kinder so stramm
Barfuß durch alle Pfützen
Und ließen uns den kalten Schlamm
Hoch über die Knie spritzen!

Wie einst als Kinder durch Hain und Flur,
So stapfen wir heut' durchs Leben;
Der ganze Schlamm der modernen Kultur
Bleibt uns an den Beinen kleben.

Laß dir's nicht schaudern, was ist dabei!
Wir scheuen nicht Ottern und Mattern,
Solang nur der Kopf und die Brust noch frei
Und im Sturm deine Haare flattern!

Unterm Apfelbaum

Lieschen kletterte flink hinauf
Bis in die höchsten Äste,
Fing in der Schürze die Äpfel auf
Ihrer Mutter zum Feste.

Ich lag unten, verklebt und faul,
Auf dem Rücken im Grase;
Mancher Apfel fiel mir ins Maul,
Mancher mir auf die Nase.

Jetzt stand Lieschen auf starkem Ast,
Schelmisch sah sie hernieder;
Ihres Leibes liebliche Last
Wiegte sich hin und wieder.

Innig umschlungen hielten sich
Splitternackt ihre Füße,
Laten sich auf und befühlten sich —
Winkten mir tausend Grüße.

Durch das Rößchen sandte der Tag
Seine goldenen Strahlen,
Was darunter geborgen lag,
Farbenprächtigt zu malen.

Schimmernd rings um die weiße Haut
Wob sich die gedämpfte Helle;
Welcher Meister hat je gebaut
Prächtiger eine Kapelle.

Kindlich faltet' ich da die Händ',
Forderte heiß und brünstig:
Was kein irdischer Name nennt,
Werde dem Sünder günstig.

Sieh, und am nämlichen Abend schon,
Lief in die Kissen gebettet,
Wurden der kindlichen Bitte zum Lohn
Leib und Seele gerettet.

Schicksal

Stürme durchtoben die bange Brust,
Stürmisches Leid und stürmische Lust
Sausen hindurch mit schaurigem Wehen,
Schleudern mich aus des Misgeschicks Macht
Auf zu des Glückes sonnigen Höhen.
Sprachlos begaff' ich die strahlende Pracht,
Schau' ich des Weibes hehre Gestalt,
Wie sie die Träume der Jugend verheissen,
Und es ergreift mich, mit blinder Gewalt
An die pochende Brust sie zu reißen.
Sie aber zieht mich auf schwellende Kissen,
Preßt mich an ihren üppigen Leib,
Und überwältigt von wilden Genüssen
Halt' ich umklammert das schöne Weib.

Siehe da, gleich einem wogenden Meer
Wälzt sich gewaltig das Unglück her.
Jäh zerschmetternde Blitze flammen
Nieder aus düsterem Wolfenthron;
Über dem trunkenen Erdensohn
Schlagen die schäumenden Fluten zusammen. — —

Als die Sonne wiederum schien,
Gleitet ein Nachen darüber hin.
Schimmernd steigt aus der Wellen Glischt
Ein Regenbogen, der bald erlischt;
Von dem Verunglückten fand sich nicht.

Anwandlung

Wüßtest du, Mädchen, wie das tut,
Wenn dein Arm in dem seinen ruht.
Wenn du an seiner Seite hin
Wandelst in weltbeglückendem Sinn!
Wüßtest du, wie mich der Anblick foltert,
Wie mir der Wunsch in der Seele brennt:
Käm' doch das himmlische Firmament
Über euch Beide heruntergepoltert!

Wolken machen sich nichts daraus,
Wandern weiter und lachen mich aus,
Ob ich euch, ob ich ihnen fluche,
Ob ich mich selbst zu erdroffeln suche —
Schließlich nach langem qualvollen Bangen
Reichst du mir flüchtig die zuckende Hand,
Und das verwickelte Rosenband
Hält mich verdoppelt fester umfangen.

Kennst jene Hütte du tief im Wald,
Zweier Büßenden Aufenthalt?
Rings unter hohen rauschenden Bäumen
Wildes Kasteien und tiefes Träumen . . .
Nun ich eben mein Bündel geschnürt,
Will mich dieser Gedanke nicht lassen,
Ach und mein Hirn mag es gar nicht fassen,
Daß mich mein Loß schon von hinnen führt.

Albumblatt

Sei er noch so dick,
Einmal reißt der Strick.
Freilich soll das noch nicht heißen,
Daß gleich alle Stricke reißen.
Nein, im Gegenteil,
Mancher Strick bleibt heil.

Die Keuschheit

Schimmernd fülle sich der Teller,
Schimmernd bis zum Rand hinan;
Jeder spende seinen Heller
Gern dem alten Leiermann.
Manch ein Lied hab' ich gesungen,
Das euch tief ins Herz gedrungen;
Doch ein Lied wie dieses hier
Hörtet ihr noch nicht von mir.

Eines Abends in der Messe
Lauscht' er hinter ihrem Pult,
Mit erzwungner Totenbläse
Bat er sie um ihre Huld.
Von Madrid bis Kopenhagen
Hat er sich herumgeschlagen,
Tausend Mädchen schon verführt,
Kujoniert und angeschmiert.

Und sie bat, daß Gott ihr helfe,
Doch sein Odem war so warm,
Und dieselbe Nacht um elfe
Lag sie schon in seinem Arm.

Weiblich hat er sie belogen,
Hat das Hemd ihr ausgezogen;
Sie ward rot für ihr Geschlecht,
Doch das war ihm grade recht.

Als sie nun die Schmach erlitten,
Ward dem Ungeheuer klar,
Daß sie engelrein von Sitten
Und ihm zu gefühlvoll war.
Freilich konnt' es ihn beglücken,
Eine frische Blume pflücken;
Für sein weiteres Pläsier
Fehlte die Verderbnis ihr.

Und er war wie umgewandelt,
Als ihr nun die Liebe kam;
Hat sie so infam behandelt,
Daß sie schier verging vor Scham;
Stieß sie aus den warmen Kissen,
Hat sie nackt hinausgeschmissen,
Warf ihr ihre Kleider nach,
Schloß die Thür mit einem Krach.

Auf dem Vorplatz unter Tränen
Zog sie sich die Strümpfe an,
Fluchte ihres Herzens Sehnen
Und verzieh dem rohen Mann;
Drauf ging sie in ihre Kammer,
Dort sank sie aufs Bett vor Jammer,
Schlug mit beiden Fäusten sich
Wund und weinte bitterlich.

Ist's nicht wirklich ein Entsetzen,
Daß es solche Männer gibt,
Die sich nicht mal mehr ergötzen,
Wo ein andrer kindlich liebt.
Weil sie ihre Liebe suchten
Bei den H—, den verfluchten,
Ist der Seele Klang verdumpft,
Ihr Empfinden abgestumpft.

In dem nächtlich stillen Garten
Sitzt die keusche Maid voll Gram,
Liebelechzend zu erwarten
Den Geliebten, der nicht kam.
Ach, sie meint, er müsse kommen,
Doch die Sterne sind verglommen
Und der sanfte Mond verblich,
Ohne daß ihr Kummer wich.

Und nun ward ihr immer schlimmer,
Immer toller jeden Tag,
Und sie lief ihm auf das Zimmer,
Als er noch zu Bette lag;
Sagt ihm gleich, wozu sie käme,
Daß er sie zur Dienstmagd nehme,
Wenn sie seiner Lust zu schlecht,
Alles, alles sei ihr recht.

Aber dieser Fürchterliche
Hatte keinen Trost für sie
Als verdrehte Bibelsprüche
Voll gesalzner Ironie;

Sich an ihrer Scham zu weiden
Zwang er sie, ihn anzukleiden,
Macht sie dabei, ohne Not,
Immer wieder purpurrot.

Als den Schlips sie ihm gebunden,
Gab der Mensch ihr einen Tritt
Und ein Schimpfwort ihrer wunden
Seele auf den Heimweg mit.
Doch als sie den Hut genommen,
Spielt er plötzlich dann den Frommen,
Sah sie an und sagte: Du,
Heute abend Rendez-vous!

Und sie trat am selben Abend
Wieder in die Wohnung ein,
Einen Strauß am Busen habend,
Denn sie wollte lieblich sein.
Gleich riß er ihn ihr vom Kleide,
Überreicht' ihn voller Freude
Einer Dirne, rotgelockt,
Die geschminkt im Lehnstuhl hockt.

Drauf tät er sie zärtlich bitten,
Aufzulösen sich ihr Haar;
Jene hat's ihr abgeschnitten,
Daß sie wie ein Knabe war.
Dann mußt' sie das Kleid ablegen,
Ging einher, zum Herzbewegen:
Schuhe, Strümpfe, Höschen, Hemd,
Und der Scheitel links gekämmt.

Mun erhob sich die geschminkte,
Defolletierte Schandperson,
Schlecht verbergend, daß sie hinkte,
Denn sie trieb es lange schon:
Komm, mein Page, und enthülle
Meiner Reize Zauberfülle
Diesem schönen jungen Herrn;
Ach, er hat mich gar zu gern!

Und sie tat es ohne Zucken,
Zog ihr selbst die Strümpfe ab,
Musste all die Dünste schlucken,
Die das Scheusal von sich gab.
Mehr'mals, bis das Werk vollendet,
Hat sie stumm den Kopf gewendet,
Hustete aus tiefster Brust,
Wurde beinah' unbewußt.

Alsdann kam an ihn die Reihe,
Was ihr nicht so gräßlich war;
Leise wimmernd macht das treue
Kind ihn aller Kleidung bar;
Wollt' ihm noch die Füße küssen,
Doch er hat sich losgerissen.
Und nun gab der edle Wicht
Ihr in jede Hand ein Licht.

So mußte sie sich aufrecht stellen,
Wo der Vorhang offen hing,
Um das Schauspiel zu erhellen,
Das vor ihr in Szene ging.

Durch die Bosheit angefeuert,
Hat er mehrmals es erneuert,
Immer tiefern Höllenschmerz
Bohrend in des Kindes Herz.

Treulich tät sich ihm vereinen
Das entmenschte Schauerweib,
Fand am Jammerblick der Kleinen
Teuflich süßen Zeitvertreib,
Heuchelt, ihr ins Herz zu schneiden,
Außerordentliche Freuden,
Fraß mit Schluchzen und Geschrei
Einen Apfel auch dabei.

Als die Roheit sondergleichen
Keinen neuen Reiz mehr bot,
Ließ man sich die Kleider reichen,
Stellte sich dabei halb tot.
Nichts als Püffe, nichts als Tritte
Spürt das Kind bei jedem Schritte.
Drauf löscht er die Lichter aus,
Führt die Schandperson nach Haus.

Kommt zurück nach langer Pause,
Und das Mädchen ist noch da,
Denn sie magt sich nicht nach Hause,
Weil sie so verändert sah;
Bat ihn, daß sie bleiben könnte,
Was er ihr denn auch vergönnte;
Ach, sie dachte nicht daran,
Was der Schreckensmensch erfann.

Nachdem er zu Bett gegangen,
Winkt er sie vom Diwan her,
Überreicht ihr einen langen
Scharfgeladenen Revolver.
Bittet kühl um den Gefallen,
Ihn sich vor den Kopf zu knallen,
Denn die Wirkung sei famos,
Und er sei sie endlich los.

Ohne etwas zu entgegnen,
Hob sie sich ihn an die Stirn,
Lät noch ihren Mörder segnen
Und durchschosß sich das Gehirn.
Lächelnd schmaucht er die Zigarre
Zum Entstehn der Totenstarre,
Geht dann, seiner Schandtthat froh,
Nach dem Polizeibureau!

Und nun hat sie ausgelitten,
Diese Maid, die treu geliebt,
Dabei engelrein von Sitten,
Wie es keine zweite gibt.
Alle möge Gott verfluchen,
Wenn sie seine Gnade suchen,
Denn sie liebten nur das Fleisch;
Diese starb im Herzen keusch.

Das arme Mädchen

Böt' mir Einer, was er wollte,
Weil ich arm und elend bin,
Nie, und wenn ich sterben sollte,
Gäb' ich meine Ehre hin!
Schaudernd eilt das Mädchen weiter,
Ohne Obdach, ohne Brot,
Das Entsetzen ihr Begleiter,
Ihre Zuversicht der Tod.

Es klappert in den Laternen
Des Winters eisig Wehn,
Am Himmel ist von den Sternen
Kein einziger zu sehn.

Wie sie nun noch eine Strecke
Weiter irrt, sieht sie von fern
An der nächsten Straßenecke
Einen ernsten, jungen Herrn.
Ihm zu Füßen auf die Steine
Bricht sie ohne einen Laut,
Hält umklammert seine Beine,
Und der Herr verwundert schaut:

Wenn dich die Menschen verlassen,
Komm auf mein Zimmer mit mir;
Jetzt tobt in allen Gassen
Nur wilde Begier.

Und sie folgte seinen Schritten,
Hielt sich schüchtern hinter ihm;
Jener hat es auch gelitten,
Wurde weiter nicht intim,

Angelangt auf seinem Zimmer
Zündet er die Lampe an,
Bei des Lichtes mildem Schimmer
Bald sich ein Gespräch entspann:

Es boten mir wohl Viele
Ein Obdach für die Nacht,
Doch hatten sie zum Ziele,
Was mich erschauern macht.

Ferne sei mir das Verlangen,
Sprach der ernste, junge Mann,
Dir zu färben deine Wangen,
Wenn ich's nicht durch Güte kann.
Bat sie, länger nicht zu weinen,
Holte Wurst und kochte Tee,
Und am Morgen zog er einen
Taler aus dem Portemonnaie.

Sie hat ihn bescheiden genommen
Und fand, eh' der Tag vorbei,
Als Plätterin Unterkommen
In einer Wäscherei.

Aber ach, die Tage gingen
Und die Nächte freudlos hin,
Bluteswallungen umfingen
Ihren frommen Kindersinn.
Immer muß' sie sein gedenken,
Der so freundlich zu ihr war,
Immer muß' den Kopf sie senken
In der muntern Mädchenschar.

Und eines Abends um neune
Hielt sie's nicht aus,
Lief ganz alleine
Nach seinem Haus.

Er war noch nicht heimgekommen,
Sie verkroch sich unters Bett,
Bis sie seinen Schritt vernommen,
Wo sie gern gejubelt hätt'.
Doch sie hielt sich still da unten,
Bis er sich zu Bett gelegt
Und den süßen Schlaf gefunden,
Dann erst hat sie sich geregt.

Leise wie eine Elfe
Schlupft sie zu ihm hinein:
Daß Gott mir helfe —
Ich bin dein!

Doch da hat er sich erhoben,
Wußte erst nicht, was geschah,
Hat die Kissen vorgeschoben,
Als das Kind er nackend sah:
Nein, jetzt will ich dich nicht haben,
Wohl dir, daß du mir vertraut!
Aber spare deine Gaben,
Denn schon morgen bist du Braut!

Er führte binnen acht Tagen
Sie wirklich zum Altar.
Es läßt sich gar nicht sagen,
Wie glücklich sie war.

Coralie

I

Süßpe nicht mit nacktem Fuße
In den tollen Bischt hinein;
Stürz dich in das Meer der Buße,
Wasch dir deine Seele rein.

Badst du doch an diesen Küsten
Deinen Busen marmorweiß,
Nur um dich damit zu brüsten
Abends im Bekanntenkreis.

II

Wie dort durch der Brandung Zischen
Sich erstreckt der Hafendamm,
So erstrecke ich mich zwischen
Dich und deinem Bräutigam.

Auf neutralem Boden schlummern
Ist mir ein besondrer Reiz,
Wie das Leben zwischen Pummern
Und Palermo in der Schweiz.

Eisig krappelt's übern Rücken,
Schloßenschauer fühl' ich nah;
Hingestreckt vor meinen Blicken
Feurig glüht Italia.

Selbsterfekung

Hochheil'ge Gebete, die fromm ich gelernt,
Ich stellte sie frech an den Pranger;
Mein kindlicher Himmel, so herrlich besternt,
Ward müsten Gelagen zum Anger.

Ich schalt meinen Gott einen schláfrigen Wicht;
Ich schlug ihm begeistert den Stempel
Heillosen Betrugs ins vergránte Gesicht
Und wies ihn hinaus aus dem Tempel.

Da stand ich allein im erleuchteten Haus
Und ließ mir die Seele zermühlen
Von grausiger Wonne, von wonnigem Graus:
Als Tier und als Gott mich zu fühlen.

Auch hab' ich, den mörderischen Kampf in der Brust,
Am Altar gelehnt, übernachtet,
Und hab' mir, dem Gotte, zu Kurzweil und Lust,
Mich selber zum Opfer geschlachtet.

Herbst

An die Kritik

Gelegentlich der Berliner Erstaufführung von „Zensur“

Mir muß die Kritik sich wahrlich
Von den schönsten Seiten zeigen:
Zwanzig Jahr war sie beharrlich
Drauf erpicht, mich totzuschweigen.

Jetzt, nachdem ich, totgeschwiegen,
Mich zum Troz ans Licht gerungen,
Speit sie rastlos giftige Lügen,
Unversieglich hasdurchdrungen.

Einmal wird sie doch verzichten
Und die flügere Richtung wählen:
Hilft ihr nichts, mich zu vernichten,
Wie wird sie mich dann — bestehen!

An Franziska de Warens

Gestern dacht' ich eines Kusses,
Wie ihn de. ne Mutter gab;
In Erinnerung des Genusses
Leckt' ich mir die Lippen ab.

Ach das war so warm, so saftig,
Daß, ich weiß nicht, wie's geschah
Ploßlich ich sie ganz leibhaftig
Wieder bei mir sitzen sah;

Lauschte, wie sie sang und lachte,
Manch bedeutungsvolles Wort;
Aber als ich dein gedachte,
War sie ploßlich wieder fort.

Das Opfer

Wenn ich bei Tag mein Mädel mir befeh',
Dann seh' ich einen kahlen Totenschädel,
Darunter ein Skelett, und seh' mein Mädel
Gebrochen knien von schauerlichem Weh.

Sie schreit zum Schöpfer: „Laß mich Freudenquell
Nur schleunigst jetzt an ihm vorübergehen!
Sechs Monde noch, dann wär's um ihn geschehen.
Sein Mark wird mürb, der Tod vergafft sich schnell.

„Mich wirft man auf den Mist, das ist normal;
Das Fleisch auf meinen Rippen ist Schimäre.
Ich gäb' es, wenn mein liebend Herz nicht wäre,
Schon heute gern den Schlächtern im Spital!“

Enttäuschung

I

Srübe Stunden schleichen sachte
Durch die stille Seele mir;
Glück, das ich zu haschen dachte,
Wie so ferne bin ich dir!

Mühsam schleppt sich meine Feder
Über ein zerfnicktes Blatt,
Leis' bewimmernd, was ein jeder
Einmal zu verschmerzen hat.

Wenn den alten Mut ich fände,
Fänd' ich auch die alte Kraft —
Ach, die mundgestraften Hände
Sind auf lange Zeit erschlaft.

II

Einst lag ich ausgestreckt in wachem Traum,
Ermüdet von der Arbeit langer Nächte,
Da frug ein Kuckucksruf aus hohem Baum,
Was sich das junge Herz wohl wünschen möchte.

Der Frage war die Antwort rasch bereit,
Nun durste nichts mir die Erfüllung rauben,
Und eine unermessne Seligkeit
Erwuchs mir aus dem frommen Kinderglauben.

Des Lebens Sommer ist derweil verblüht
Und Hoffnung sah um Hoffnung ich zerrinnen;
Aus meinem grellerleuchteten Gemüt
Schlich auch beschämt ein dunkler Wahn von hinnen.

In diesen Zeilen fand er Unterkunft;
Hier liegt er für des Lebens Nest begraben.
So wird der Mensch ein Krösus an Vernunft
Und, ach, wie bettelarm durch ihre Gaben!

Altes Lied

Es war einmal ein Bäcker,
Der prunkte mit einem Wanst,
Wie du ihn kühner und fecker
Dir schwerlich träumen kannst.

Er hat zum Weibe genommen
Ein würdiges Gegenstück;
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Sie waren viel zu dick.

Franziskas Abendlied

Weiß die Mutter doch so gut,
Wann die Äpfel reifen,
Und ihr eigen Fleisch und Blut
Will sie nicht begreifen!

Wenn ich nicht so trostlos wär',
Ging's mir wohl um Treue;
Kommt das Glück von Ungefähr,
Folgt ihm keine Reue.

Seht euch nur dies Leben an,
Hühner. Enten, Gänse —
Drüben schwingt der Schnittermann
Schon die blanke Sense.

Baut' ich auf den lieben Gott,
Baut' auf meine Karten,
Ward' bei Beiden mir zum Spott,
Lernte fleißig warten!

Zwanzig Sommer sind vorbei,
Armes kurzes Leben —
Hast nun einen süßen Mat
Heimlich doch gegeben!

Ist die Nacht nicht gar so still,
Stiller wird's am Tage;
Weiß man einmal, was man will,
Scheut man keine Plage.

Mütterchen zergrübelt sich,
Streicht die weißen Haare,
Träumt so mancherlei für mich,
Träumt sich nicht das Wahre.

Schrecklich ist die Einsamkeit
Nur auf Gottes Erden.
Schön ist auch ein Glück zu Zweit,
Will's zu Dritt nicht werden.

Kommen viele Jahre noch,
Langes kaltes Sterben;
Durst' ein einzig Mal ich doch
Um mein Schicksal werben!

Not und Schande, Angst und Pein,
Alles will ich tragen.
Wird es nur kein Mägdelein,
Will ich gar nicht flagen.

Bajazzo

(Aus „König Nicolo“)

Seltsam sind des Glückes Launen,
Wie kein Hirn sie noch erfann,
Daß ich meist vor lauter Staunen
Lachen nicht noch weinen kann!

Aber freilich steht auf festen
Füßen selbst der Himmel kaum,
Drum schlägt auch der Mensch am besten
Täglich seinen Purzelbaum.

Wem die Beine noch geschmeidig,
Noch die Arme schmiegsam sind,
Den stimmt Unheil auch so freudig,
Daß er's innig lieb gewinnt!

Der Reisefoffer

Bei Tafel saßen in bunter Reih'
Damen und Herren; auch saß dabei
Ein junger Mann von blassem Gesicht,
In Haltung und Ausdruck ernst und schlicht,
Durchaus bescheiden, zwar etwas gefräßig,
Aber schweigsam verhältnismäßig.

Und wie ein Bach in der Sonne Blinken
Glitt das Gespräch zwischen Scherzen und Trinken.
Man sprach über dieses, man sprach über jenes,
Man sprach über Nützliches, über Schönes,
Und kam über Unfälle und Verbrechen
Schließlich auf Reisefoffer zu sprechen.

Da waren nun, wie das so geht hienieden,
Urteil und Ansichten sehr verschieden;
Die Damen lobten die großen, schweren,
Bequem zu packen und rasch zu leeren,
Ohne daß dabei die Toilette
Jemals Schaden genommen hätte.

Den Herren hingegen wollte es scheinen,
Angenehmer wären die kleinen,
Die leichten, zusammengeklappten Dinger;
Man könne sie heben mit einem Finger —
Unser Jüngling in guter Ruh'
Kaut seinen Bissen und schweigt dazu.

Und wie im Schilf der schaukelnde Nachen
Glitt das Gespräch zwischen Scherzen und Lachen
Von Reisekoffern auf ferne Gefilde
Im schönen Italien, auf Kunstgebilde
Und dann auf das Glück, auf das Glücklichererscheinen
Sowie auf die Liebe im allgemeinen.

Unser Jüngling kaut wacker fort,
Hört von dem allen kein Sterbenswort;
Seine Gedanken, begreiflicherweise
Dämmern so weiter im alten Gleise.
Und wie er sich abmüht mit düstrer Stirn,
Löst sich ein Etwas in seinem Hirn
Und klettert herab, und erreicht seine Zung'
Und wird nun allmählich zur Auserung.
Und er tut den Mund auf, er winkt mit der Hand —
Die Damen im Kreise lauschen gespannt,
Die Herren verstummen von Reminiszenzen
Aus schwülen Garderoben mit welkenden Kränzen;

Alles starrt in verhaltenem Grimme,
Und er stötet mit süß melodischer Stimme,
Und dabei leuchtet sein Antlitz hell:
„Ich habe einen von Seehundsfell.“

Johannistrieb

Lodernd Feuer in den Blicken,
In der Haltung stolze Ruh';
Deines Hauptes leises Nicken
Winkt mir teure Gnade zu;
Ach, und deines Mundes Worte
Ziehn durch eine Siegespforte
Mir in Hirn und Busen ein —
Laß mich ganz dein eigen sein!

Siegesgewiß ist deine Haltung
Von der Büste hoch und frisch
Bis zur himmlischen Gestaltung
Deines Füßchens unterm Tisch . . .
Meine ganze Seele zittert
Wie der Tiger, welcher wittert
Fernher den an einen Pflock
Angebundnen Ziegenbock.

Stille Befürchtung

Seit ich dir mein ganzes Herz entladen,
Peinigt mich geheimnisvolles Weh:
Morgens drängt's mich seltsam, mich zu haben;
Abends treibt's mich mächtig ins Casé;

Nachts umgaukeln mich verrückte Träume
Daß die Seele bang um Hilfe schreit;
Eng' bedrücken mich des Himmels Räume,
Die Gewänder werden mir zu weit;

Vor den Augen schwirrt ein schwarzer Falter —
Sprich, o sprich, wie soll ich das verstehn!
's ist ein heimlich zartes Knospenalter;
Doch nicht Liebe scheint mir aufzugehn.

Sehnsucht

Und sei mir noch so traurig auch zu Sinn,
Ich will's nicht glauben, daß ich elend bin.
Der Fluch, das Leid, das mich zu Grund gerichtet.
Am Ende war ja alles nur erdichtet.

Die Phantasie treibt oft ihr Possenspiel.
Schon Manchen hob sie, der zu Boden fiel,
Im Geist empor. Schon Manchen aus den Höher
Des Himmels ließ sie Schreck und Unheil sehen.

Laß ab von mir, du große Zauberin!
Erbarm' dich mein, entschleire meinen Sinn!
Zerteil' die Nacht, mit der du mich geschlagen —
O Sonnenglanz des Glücks, wann wirst du tagen!

Christine

Bessern soll ich mich? — O Himmel,
Wie werd' ich wohl besser!
Eher reiten schwarze Schimmel
Weiße Menschenfresser,
Eh' daß solch ein Kauz wie ich
In sich geht und bessert sich.

Nein, mein Fräulein, ich verzichte
Auf die Jugendpalme;
Schreibe meine Mordgedichte
Tief im Tabaksqualme,
Bis der Satan kommt und spricht:
Fort mit dir, du Bösewicht!

Ja, der Teufel wird mich holen
Früher oder später,
Und ich Armster muß verkohlen
Unter Schmerzgezer; Haut und Haar und Fleisch und Bein,
Alles muß gebraten sein.

Ste indessen wandeln lieblich
In der Engel Scharen,
Blumen tragend, wie dort üblich,
In gelockten Haaren,
Und das ganze Angesicht
Angestrahlt vom Himmelslicht.

Sehn Sie nun, wie weit geschieden
Unsre beiden Pfade:

Ihnen eines Gartens Frieden,
Mir die Barrikade,
Wo man sich bei jedem Schritt
Auf die Hühneraugen tritt.

Ihnen freundliche Erbarmung,
Mir der Waffen Blinken
Und des wilden Bärs Umarmung,
Ihnen seine Schinken,
Mir des Feinds entmenschter Streit,
Ihnen seine Menschlichkeit!

Das Lied vom armen Kind
oder
Wer zuletzt lacht, lacht am besten

Es war einmal ein armes Kind,
Das war auf beiden Augen blind,
Auf beiden Augen blind;
Da kam ein alter Mann daher,
Der hört auf keinem Ohre mehr,
Auf keinem Ohre mehr.
Sie zogen miteinander dann,
Das blinde Kind, der taube Mann,
Der arme, alte, taube Mann.

So zogen sie vor eine Tür,
Da kroch ein lahmes Weib herfür,
Ein lahmes Weib herfür.
Bei einem Automobilunglück
Vieß sie ihr linkes Bein zurück,
Das ganze Bein zurück.

Nun zogen weiter alle drei,
Das Kind, der Mann, das Weib dabet,
Das arme, lahme Weib dabet.

Ein Mägdlein zählte vierzig Jahr,
Derweil sie stets noch Jungfrau war,
Noch keusche Jungfrau war.
Um sie dafür zu strafen hart,
Schuf Gott ihr einen Knebelbart,
Ihr einen Knebelbart.
Sie flehte: Laßt mich mit euch gehn,
Ihr Lieben, laßt mich mit euch gehn,
So wird noch Heil an mir geschehn!

Am Wege lag ein räudiger Hund,
Der hatte keinen Zahn im Mund,
Nicht einen Zahn im Mund;
Fand er mal einen Knochen auch,
Er bracht' ihn nicht in seinen Bauch,
Ihn nicht in seinen Bauch.
Nun trabte hinter den anderen vier,
Wiemohl es am Verenden schier,
Das alte, räudige Hundetier.

Ein Dichter lebt' in tiefster Noth,
Er starb den ewigen Hungertod,
Den ewigen Hungertod.
Mit Herzblut schrieb er sein Gedicht,
Man druckt es nicht, man liest es nicht,
Und niemand kennt es nicht.
Sein Leib war krank, sein Geist war wund,
Drum schloß er mit dem räudigen Hund
Der Freundschaft heiligen Seelenbund.

Und dann schrieb er zu Aller Glück
Ein wundervolles Theaterstück,
Ein wundervolles Stück,
In welchem die Personen sind
Der taube Mann, das blinde Kind,
Das arme, blinde Kind,
Das lahme Weib, die Jungfrau zart
Mit ihrem langen Knebelbart,
Die Jungfrau mit dem Knebelbart.

Und eh' die nächste Stund' entflohn,
Konnt' jeder seine Rolle schon,
Die ganze Rolle schon.
Verständnisvoll führt die Regie
Das alte, räudige Hundevieh,
Das räudige Hundevieh.
Drauf ward das Schauspiel zensuriert
Und einstudiert und ausgeführt
Und ward ganz prachtvoll kritisiert.

Die Künstler fanden viel Applaus,
Man spannt dem Hund die Pferde aus
Und zieht ihn selbst nach Haus.
Da gab's nun auch Lantienen viel
Und hohe Gagen für das Spiel,
Das ungemein gefiel. —
Nachdem sie ganz Europa sah,
Da reisten sie nach Amerika,
Nach Nord- und Südamerika.

Nun hört zum Schluß noch die Moral:
Gebrechen sind oft sehr fatal,
Sind manchmal eine Dual;

Frau Poesie schafft ohne Graus
Beneidenswertes Glück daraus,
Sie schafft das Glück daraus.
Dann schwillt der Mut, dann schwillt der Bauch,
Und sei's bei einer Jungfrau auch. —
So ist's der Menschheit guter Brauch.

Tiefer Friede

Die Tage verblassen, die Stunden zergehn,
Die Waffen rasten und rosten;
Ich bin von vorn und von hinten besehn
Ein armer verlorener Posten.

Es kreisen die Dohlen, es kriecht das Gewürm,
Die Menschen hassen und lieben;
Ich bin wie ein alter Regenschirm
In Gedanken stehen geblieben.

Staub deckt meine Falten, es wackelt der Knauf,
Es wankt das Skelett unterm Knaufe;
Ich wollte, des Schicksals Hand spannte mich auf
Und hielt mich unter die Traufe.

Die Hunde

(Elegie)

Es waren einmal zwei Hunde,
Wie war das Herz ihnen schwer!
Sie liefen wohl eine Stunde
Hintereinander her.

Sie hofften, in liebendem Bunde
Werd' ihnen leicht und frei,
Und waren doch nur zwei Hunde,
Und keine Hündin dabei.

Das ist die soziale Misere,
Die Sphinx in der Hundewelt,
Daß man vom Hundeverkehre
Die Hündinnen ferne hält.

Die Hündinnen werden ja häufig
Gleich nach der Geburt ersäuft,
Und wird eine Hündin läufig,
Verhindert man, daß sie läuft.

Man läßt sie aus ihrem Kerker
Tag und Nacht nicht heraus;
Knurrend liegt Bella im Erker
Zu Füßen der Tochter vom Haus.

Lisettchen starrt in die Zeilen
Und zittert wohl mit den Knien,
Zuckt mit den Lippen bisweilen,
Und beide denken an ihn.

Wollt man im Familienvereine
Sonntags vors Tor hinaus,
Bella geht an der Leine
Zugleich mit der Tochter vom Haus.

Hier rücken heran die Studenten,
Dort naht sich Nero galant;
Wie wird von beiden Enden
Die arme Leine gespannt!

In einem Rudel Hunde
Kam schließlich man überein,
Es möge nun in der Runde
Jeder mal Hündin sein.

Das Auge, angstvoll, trübe,
Schweift ferne zum Horizont,
Als sprach's: Und das hat der Liebe
Himmlische Macht gekonnt.

Der kleine Fritz ging vorüber
Und sagte: Lieber Papa,
Sage mir doch, du Lieber,
Was machen die Hunde da?

Papa entgegnet: Das nennt man,
Darf dir nicht sagen wie;
An diesen Greueln erkennt man
Das lausige Hundevieh.

Autodafé

Du kezerische Liederbrut,
Ihr Schelme, ihr perfiden Schwärzer,
Aufwiegler ihr für Fleisch und Blut,
Ihr losen, liederlichen Kezer,

Habt acht, euch droht ein Glaubensakt:
Schon steht der Holzstoß hoch geschichtet;
Erbarmungslos hinaufgepackt
Wird, was ich frechen Sinns gedichtet.

Empor zum klaren Atherraum
Hebt sich das Flammenspiel des Brandes:
Ein Totenopfer wüstem Traum,
Die Siegesfackel des Verstandes!

Alte Liebe

Ich hab' dich lieb, kannst du es denn ermessen,
Verstehn das Wort, so traut und süß?
Es schließet in sich eine Welt von Wonne,
Es birgt in sich ein ganzes Paradies.

Ich hab' dich lieb, so tönt es mir entgegen,
Wenn morgens ich zu neuem Sein erwacht;
Und wenn am Abend tausend Sterne funkeln,
Ich hab' dich lieb, so klingt die Nacht.

Du bist mir fern, ich will darob nicht klagen,
Dich hegen in des Herzens heil'gem Schrein.
Kling fort, mein Lied! Jauchz' auf, beglückte Seele!
Ich hab' dich lieb, und nie wird's anders sein.

Eifersucht

Und wieder seh' ich neu entfacht
Die düstre Glut, die treu du hegst
Auf deinem Herd, zur Flammenpracht,
Dein Herz erleuchtend Nacht für Nacht,
Wenn du zur Ruh' dich legst.

Raum atme ich still, so krauselt mild
Erwartung deiner Lippen Saum;
Dann fühl' ich selbst, wie jenes Bild
Die lechzende Seele dir erfüllt
Mit grausigem Wundertraum.

Tief in die weichen Kissen schmiegt
Sich wollustbebend deine Gestalt.
In kurzem Ringen unterliegt
Dein Pflichtgefühl, und im Sturme siegt
Die grabentsliegende Gewalt.

Lulu

Ich liebe nicht den Hundetrab
Alltäglichen Verkehrs;
Ich liebe das wogende Auf und Ab
Des tosenden Weltenmeeres.

Ich liebe die Liebe, die ernste Kunst,
Uremige Wissenschaft ist,
Die Liebe, die heilige Himmelsgunst,
Die irdische Riesenkraft ist.

Mein ganzes Innre erfülle der Mann
Mit Wucht und mit seelischer Größe.
Aufjauchzend vor Stolz enthüll' ich ihm dann,
Aufjauchzend vor Glück meine Blöße.

Pirschgang

Laßt mich schnobern, laßt mich schnüffeln
Durch die Stille der Wälder fort.
Schon wittre ich das schwellende Fleisch der Trüffel,
Der saftigen Brünetten von Perigord.

Hier ist der Ort. Ich wehe die Hauer,
Ich bohre den Rüssel wohl in den Grund —
Wie macht doch Arbeit das Leben sauer,
Die Seele krank und die Glieder wund!

Gierig verschling' ich die prickelnden Früchte,
Bis mich der Satan im Rücken kneipt —
Es ist die alte Passionsgeschichte,
Daß unsere Freude sich selbst entleibt.

Sie läßt sich erjagen, sie läßt sich haschen,
Die Pulse fliegen, das Herz schlägt wild.
Und zieht man die Himmelstochter auf Flaschen,
Sie schwindet dahin wie ein Schattenbild. —

Noch eine der haltbarsten Delikatessen
Ist frischer Lippen flammender Kuß;
Der Hunger steigert sich mit dem Essen,
Und im Genießen wächst der Genuß.

An einen Hypochonder

Du runzelst die Stirne,
Du wetterst und schreißt,
Dieweil mit der Birne
Den Wurm du verspeißt.

Was folgst du empfindlich
Der grausigen Spur?
Erfreu' dich doch kindlich
Der reichen Natur.

Je herber dein Liebchen,
Um so süßer sein Kuß,
Und je kleiner sein Stübchen
Desto größer dein Genuß.

Die sieben Heller

Großer Gott im Himmel, sieben
Heller sind mir noch geblieben!
Was nur fang' ich armer Mann
Mit den sieben Hellern an.

Tod und Teufel, wären's zwanzig,
Lanzt gleich noch einen Lanz ich
Auf der Bühne buntbemalt,
Wo man zwanzig Heller zahlt!

Wären's fünfzehn! — Einen Teller
Wurst kauft man für fünfzehn Heller.
Hungrig bin ich so wie so;
Eine Wurst macht lebensfroh.

Ach, und wären's auch nur zehne!
Ein Schluck Bier, den ich ersehne,
Ist er gleich ein wenig klein,
Muß für zehne käuflich sein.

Über sieben, sieben ganze
Rote Heller, nicht zu Lange,
Nicht zu Wurst und nicht zu Bier,
Gar zu nichts verwendbar mir —!

Lehr' mich du, o Fürst der Hölle,
Was tāt'st du an meiner Stelle,
Wenn im Beutel du zuletzt
Nur noch sieben Heller hätt'st? —

Als bald zieht der große Weise
Seine düst'ren Zauberkreise,
Spuckt nach rechts und links und spricht:
Hör' mich an, du armer Wicht!

Kommt bei Wettersturm und Regen
Dir ein Bettelkind entgegen,
Schwarz von Auge, schwarz von Haar,
Busen im Entwicklungsjahr,

Wirf ihr deine sieben Heller
In des Hemdes losen Götter,
Sag' ihr, sie sei engelschön,
Schweig und heiß sie weitergehn!

Du hast Freude, sie hat Freude,
Freuen werdet ihr euch Beide;
Meine Freude hab' auch ich,
Segne und belohne dich!

Der Zoologe von Berlin

Hört ihr Kinder, wie es jüngst ergangen
Einem Zoologen in Berlin!
Plötzlich führt ein Schuzmann ihn gefangen
Vor den Untersuchungsrichter hin.
Dieser tritt ihm kräftig auf die Zehen,
Nimmt ihn hochnotpeinlich ins Gebet
Und empfiehlt ihm, schlankweg zu gestehen,
Daß beleidigt er die Majestät.

Dieser sprach: Herr Richter, ungeheuer
Ist die Schuld, die man mir unterlegt;
Denn daß eine Kuh ein Wiederkäuer,
Hat noch nirgends Argernis erregt.
Soweit ist die Wissenschaft gediehen,
Daß es längst in Kinderbüchern steht.
Wenn Sie das auf Majestät beziehen,
Dann beleidigen Sie die Majestät!

Vor der Majestät, das kann ich schwören,
Hegt' ich stets den schuldigsten Respekt;
Ja, es freut mich oft sogar zu hören,
Wenn man den Beleidiger entdeckt;
Denn dann wird die Majestät erst sehen,
Ob sie majestätisch nach Gebühr.
Deshalb ist ein Mops, das bleibt bestehen,
Zweifelsohne doch ein Säugetier.

Ebenso hab' vor den Staatsgewalten
Ich mich vorschriftsmäßig stets geduckt,
Auf Kommando oft das Maul gehalten
Und vor Anarchisten ausgespuckt.

Auch wo Spizel horchen in Vereinen,
Sprach ich immer harmlos wie ein Kind.
Aber deshalb kann ich von den Schweinen
Doch nicht sagen, daß es Menschen sind.

Viel Respekt hab' ich vor dir, o Richter,
Unbegrenzten menschlichen Respekt!
Läßt du doch die ärgsten Bösewichter
In Berlin gewöhnlich unentdeckt.
Doch wenn hochzurufen ich mich sehne
Von dem Schwarzwald bis nach Riautschau,
Bleibt deshalb gestreift nicht die Hyäne?
Nicht ein schönes Federvieh der Pfau?

Also war das Wort des Zoologen,
Doch dann sprach der hohe Staatsanwalt;
Und nachdem man alles wohl erwogen,
Ward der Mann zu einem Jahr verknast.
Deshalb vor Zoologie-Studieren
Hüte sich ein Jeder, wenn er jung;
Denn es schlummert in den meisten Tieren
Eine Majestätsbeleidigung.

Der Lehrer von Mezzodur

In Mezzodur war ein Lehrer,
Sigmund Zus war er genannt,
Als ein braver Mann geachtet,
In der Gegend wohlbekannt.

Er war Gatte und auch Vater
Von drei Kindern, noch so klein;

Leider lebte er nicht glücklich,
Denn die Eh' ward ihm zur Pein.

Ein Verdacht regt sich im Herzen,
Seine Frau sei ungetreu,
Daß ein Andern, nicht er selber,
Vater seiner Kinder sei.

Und von Eifersucht gepeinigt
Lebte fürder er dem Wahn;
Als er sich betrogen glaubte,
Reifte leider rasch der Plan.

Eines Nachts zwang er die Gattin,
Daß sie ein Bekenntnis schrieb,
Das er selber ihr diktirte
Und ihr Todesurteil blieb.

Als sie drin den Vater nannte
Ihrer Kinder — ach! o Gott! —
Schuß er die drei armen Kleinen
In dem Bett mit Kugeln tot.

Darauf hat er sie gezwungen,
Sich zu legen auf das Bett,
Hat sie dann auch umgebrungen,
Wie sie ihn auch angefleht.

Er legt' nun selber Hand an sich
Und endete dann fürchterlich.
Das Dienstmädchen, das zugegen war,
Musste leuchten mit dem Licht
Und erzählt's mit Grauen und Entsetzen
Dem Gericht.

Unbesiegerin Liebe

Rind, jetzt stehst du auf der Höhe
Der Kultur, das ist gewiß;
Du hast Wanzen, Läuse, Flöhe
L, S, S

Haut und Haare Mene Tekel
Von der Stirne bis zur Zeh';
Mich durchschauert schon der Ekel,
Wenn ich deinen Schatten seh.

Aber wenn wir Nachts uns lausen
Und die Liebe schafft sich Bahn,
Preis ich mich als deines grausen
Reiches treuesten Untertan.

Fata Morgana

So sei denn heute der Schwur getan:
Nicht leg' ich der Seele mehr Fesseln an;
Nicht will ich mehr kriechen in Staub und Kot,
Nicht geistig verhungern um leiblich Brot!
Ich schwör' es auf Leben und Sterben.

Seit die Sterne erloschen in ihrer Pracht,
Wie irrt' ich rastlos durch Sturm und Nacht.
Der eigener Augen mattschimmerndes Licht,
Wohl wies es den Pfad mir, es wärmte doch nicht,
Und die starren Glieder erlahmten.

Die Winde segten, es blutet mein Weh
Eine rote Spur in den weißen Schnee.
In meinen Augen das Licht ging aus,
Das Ohr umtoste dumpfrollender Graus,
Dann tiefe schmeichelnde Stille.

Horch, horch, ein Klingen, so fern, so hold —
Dehnt dort sich das Thal nicht im Sonnengold?
Es leuchten die Berge, es glänzt der Strom,
Hoch lacht herein der kristallne Dom,
Darunter sächelnde Lüfte.

Von Blumen umduftet, im wärmenden Schein,
Auf breitem Gipfel steh' ich allein;
Ich lehne mich lächelnd auf meinen Stab,
Mein Aug' streift selig landauf, landab;
Und all mein Leiden vergessen. — — —

Und sei es der sinnberückende Tod,
Ich will nicht mehr hungern um leiblich Brot.
Ich will dich halten, du sonnig Bild,
Solang' nur pochend das Herz noch schwillt —
Ich schwör' es auf Leben und Sterben.

Winter

Der Tantenmörder

Ich hab' meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ich hatte bei ihr übernachtet
Und grub in den Kisten-Kasten nach.

Da fand ich goldene Haufen,
Fand auch an Papieren gar viel
Und hörte die alte Tante schnaufen
Dhn' Mitleid und Zartgefühl.

Was nutzt es, daß sie sich noch härmte-
Nacht war es rings um mich her —
Ich stieß ihr den Dolch in die Därme,
Die Tante schnaufte nicht mehr.

Das Geld war schwer zu tragen,
Viel schwerer die Tante noch.
Ich faßte sie bebend am Kragen
Und stieß sie ins tiefe Kellerloch. —

Ich hab' meine Lante geschlachtet,
Meine Lante war alt und schwach;
Ihr aber, o Richter, ihr trachtet
Meiner blühenden Jugend-Jugend nach.

Auf dem Faulbett

Auf mein Faulbett hingestreckt
Überdenk' ich so meine Lage,
Forschend, was wohl dahinter steckt,
Daß ich nur immer klage.

Ich habe zu essen, ich habe Tabak,
Ich lebe in jeder Sphäre,
Ich liebe je nach meinem Geschmack
Blaustrumpf oder Hetäre.

Die sexuelle Psychopathie,
Ich habe sie längst überwunden —
Und dennoch, ich vergeß es nie,
Es waren doch schöne Stunden.

Erholung

Sieh, wie die Erde wackelt,
Wie alles niederstürzt,
Die Sonne ängstlich sackelt
Und ihre Flammen kürzt,
Wenn ich dich halte Brust an Brust
Und du mit scharfen Zähnen

Verbissen dich in wilder Lust
 In meine glüh'nden Venen.
 Es wogt dein Leib, es dröhnt dein Herz,
 Dein Odem züngelt höllenwärts,
 Und aus der Tiefe steigen
 Miasmen freud- und leidenschwer;
 Dein Röcheln tanzt darüber her
 Den fahlen Elfenreigen.
 Und zuckt die Flamme übers Haus,
 Wie sinkt das All in Nacht und Graus;
 Der Himmelslichter Glanz verblich,
 Die Stürme heulen fürchterlich,
 Es schmettern die Posaunen.
 Die Jugend reißt die Ohren auf,
 Das Alter hemmt den Tageslauf;
 Sie schauern und erstaunen.
 Der Sieger nimmt ein Bad und blickt
 Verächtlich nach dem Pfühle,
 Die Seele frei, der Leib erquickt
 Von frischer Morgenfühle.
 Die ganze Welt ist Jubelsang,
 Die Sonne lacht den Wald entlang;
 Dann lacht auch der Verächter
 Sein gellend Hohngelächter.

Trost

Der Tod kommt bald und sicher,
 Hält stets sich in der Näh'.
 Er ist ein fürchterlicher
 Tröster im Erdenweh.

Ich hasse ihn nicht aus Liebe,
Ich liebe ihn heiß aus Haß.
Wenn man unsterblich bliebe,
Wie grauenvoll wäre das!

Des Fressens und Weitergebens
Urewige Wiederkehr
Als höchsten Ertrag des Lebens
Ertrag' ich nicht länger mehr.

Am Scheidewege

Der schwere Fluch, der auf dem Haupt mir lastet,
Drückt mich darnieder in den Straßenfot;
O Gott, o Welt, erbarmt euch meiner Noth;
Ihr wißt, weswegen ich ihn angetastet.

Ihr wißt, ihr selber jagtet mich hinein,
Mit tausend Peitschenhieben ins Verderben;
Nehmt mich zur Sühne denn und laßt mich sterben,
Nur laßt mich nicht so schimpflich elend sein.

Ich war nicht schlecht; nun mag ich's freilich werden,
Gab ich mein Bestes doch zum Opfer hin .
Nehmt mich hinweg, solange' ich Mensch noch bin!
Ein Tier, ein Teufel werd' ich sonst auf Erden.

Wilhelmine

I

Warum drängst du dich in meine Träume?
Warum hemmst du meiner Schritte Lauf?
Warum füllst du alle Himmelsräume,
Blick' ich nächstens zu den Sternen auf?

Stör' ich deiner Seele heil'gen Frieden,
Warum machst du, Mädchen, dich so breit?
Und „Nicht doch!“ entgegnest du entschieden
Wie der Genius der Enthalttsamkeit.

Ach, so kann es nicht mehr lange dauern;
Ach, es wälzt sich drohend Ach auf Ach;
Laß dir deine Zimmertür vermauern,
Oder fürchte den Zusammenbruch.

II

Und nun ist es doch gekommen,
Trog des stolzen Sinns im Köpfchen;
Und wir haben von dem Töpschen
Kühn den Deckel abgenommen.

Schwüler Paradieses-Brodem
Stieg mir schmeichelnd in die Nase,
Dennoch bangt' ich wie ein Hase
Vor dem Pechgeruch von Sodom.

Zwei von heißer Glut erfüllte,
Mitternächtlich helle Sterne
Blinken träumend in die Ferne,
Die sich scheu in Nebel hüllte.

Waldweben

Zwischen duftigen Büschen
Stieß ich auf einen Quell;
Meinen Mund zu erfrischen,
Dünkt er mich rein und hell.

Als ich mich satt getrunken,
Träumend wankt' ich zur Stadt,
Bin aufs Lager gesunken,
Fiebernd und todesmatt.

Hat kein Arzt sich gefunden,
Dessen Kunst mich geheilt;
Werd' auch nimmer gefunden,
Bis mich der Tod ereilt. —

Ei du mein durstiger Knabe,
Streife nicht durchs Gebüsch;
Bleib' bei der Mutter und labe
Fromm dich am Kaffeetisch.

Kapitulation

Was hilft mir der betrunckne Verstand!
Was helfen die schweren Glieder!
Sobald das Licht heruntergebrannt,
Kommen die Wanzen wieder!

Die Hypochondrie verendet im Wein
Wie Pharao im roten Meere;
Doch welche Flut will mir Retter sein
Gegen die Wanzenheere?!

Ich mache Licht und ich wälze mich
Uhzend auf meiner Pritsche;
Das ist die Stimmung — der Stolz entwich —
Fluchend flücht' ich zu Nietzsche . . .

Die tiefe Richtung

Endlich ist der große Tag gekommen,
Schon ist das Vergangne schrecklich nah,
Doch die Zukunft ist bereits verschwommen;
Auch die Gegenwart ist nicht mehr da.

Gott und Mensch und Weltall sind verschwunden,
Was einst sein wird, glüht im Morgenrot;
Stille stehn die sonst so raschen Stunden,
Und gestorben ist nun auch der Tod.

Aus dem Nichts entwickelt sich ein Grausen,
Eine Donnerstimme ruft: „Ich bin!“ . . .
Plötzlich jagt es mit Gewittersausen
Durch den weiten öden Raum dahin.

Alles starrt beklommen rings im Kreise,
Niemand blickt dem Andern ins Gesicht;
Aus den Tiefen stöhnet sterbend leise
Eine Geisterstimme: „Ich bin nicht!“ . . .

Einem Mädchen nur aus hohem Norden
Ist die Lösung wunderbar geglückt:
Der Poet war Philosoph geworden
Und der Philosoph verrückt.

Meningitis tuberculosa

Die Augen irren kreuz und quer,
Die Hände krabbeln hin und her,
Der dünne Atem zieht so schwer,
Nun schlägt auch bald das Herz nicht mehr.

Längst hat im Köpfschen tiefe Nacht
All Gram und Schmerz zur Ruh' gebracht
Die schlaffe Lippe singt und lacht
Wie Abendwind ob Grabesnacht.

Die Hand in meiner brennt so heiß,
So aderblau, so kreideweiß;
In ihrem Innern perlt der Schweiß
Gleich Morgentau auf Blütenreis.

Das Auge glänzt, der Atem pfeift,
Die Schwester nach dem Doktor schweift,
Der Vater mit der Mutter feist,
Die Mutter in die Wolken greift.

Drei Klageweiber treten ein,
Sie fangen gräßlich an zu schreyn:
O Gott, o Gott, o Mägdelein,
Der Himmel muß barmherzig sein!

Gebrochen unter Ach und Weh,
Sie sinken auf das Kanapee;
Die Mutter kommt mit dem Kaffee,
Sie blicken schluchzend in die Höh'.

Ein leiser heller Klage-ton —
Die Weiber hören nichts davon,
Sie plappern über Mägdelohn —
Das junge Leben ist entflohn.

Vergänglichkeit

Streck deine Beine, mein hübscher Genosß,
Deine schwarzen Strümpfe aus Fil d'Escoffe
Reichen dir weit bis über die Kniee,
Wenn ich sie dir nicht noch höher ziehe.

Sie sind das Verhänglichste wohl an dir,
Deine schwarzen Strümpfe, ich sterbe dafür.
Hell schimmert die Haut durch die weiten Maschen,
Man möchte von außen schon daran naschen.

Dabei legst du deine Füße so friedlich
Übereinander, die blanken Lackschuhe appetitlich
Gestreckt — die Seligkeit, sie dir zu binden,
Kann im Himmel nicht ihresgleichen finden.

Dein schwarzer Lockenkopf, deine blassen Wangen,
Dein splitternackter Mund, deine bangen
Tiefschwarzen Augen sind eine Pracht,
Doch haben nicht sie mich verrückt gemacht.

Deine Unwiderstehlichkeit liegt in den Beinen.
Seh' ich dich kommen, so möcht' ich weinen.
Du hebst die Knie in einem Taft,
Der würgend mich an der Kehle packt.

Ich will dir zum ewigen Angedenken
Ein Paar Strumpfbänder in zartem Lila schenken
Mit goldenem Wappen, denn du bist in der Tat
Ein Mädchen und ein junger Aristokrat.

Ein Knabe, der in seiner Anmut nicht leidet,
Wenn er sich zuweilen als Mädchen verkleidet;
Aber deine Mutter sagt mir, du seist
Durchdrungen von ritterlichem Geist.

Du bestehst mit Glanz die schwierigsten Examen
Und schwärmest auch schon für die allerreizendsten Damen.
Niemand glaubt mir in dieser Welt,
Wie mir das an dir, meinem Schützling gefällt.

Noch bist du Cherub. Wenige Wochen,
Dann ist wohl die Knospe schon aufgebrochen;
Dann blickst du mit grimmem Schauder auf mich,
Der dir so zärtlich die Locken strich.

Wie schade, daß alles Schöne vergeht,
Auch deine Hoheit. Die Pubertät
Macht dich den übrigen Flegeln ähnlich.
Der Dufte ist hin und du wirst gewöhnlich.

An das Leben

Wenn mir dereinst von dieser Seuche
Genesung wird im kühlen Grab,
Dann sei, daß jung und alt entfleuche,
Mein Denkmal eine Vogelscheuche:
Mein Hut auf meinem Wanderstab.

Der Hut war schwarz und breitgerändert,
Im Herbst von dunklem Grün umlaubt.
Wie hat der Winter ihn verändert!
Jetzt deckt er schmutzig, schlapp, entbändert
Mein müdes frühgebeugtes Haupt.

Den Stecken hielt ich friedlich nieder,
Bis ich der Unschuld heil'gen Schlaf
Gefährdet sah von gift'ger Hyder.
Ich schlug, daß ich die eignen Glieder
Mit grauenvollstem Fluche traf.

Zur Seuche, dran ich elend sieche,
Ward mir des Ungeheuers Gift:
Der gräßlichste der Erdenflüche.
Ich taumle hin, ich wanke, frieche,
Bis mich im Tod Erlösung trifft.

Auffchrei

Was ich getan, das läßt sich nicht bessern,
Es läßt das Gewissen sich nicht verwässern.
Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand
Und fühle des Schicksals zermalmende Hand.

Der Mut versiegt, es wachsen die Schmerzen,
Und öd und trostlos wird es im Herzen.
Ich bin verstoßen, ich bin verdammt,
Ringsher von Rachegluten umflammt.

Wenn jetzt mich Irrsinn lindernd umfinge,
Wenn ich verkappt in den Himmel ginge!

Verschlossen ward mir die Seligkeit,
Ich schliche mich ein im Schellenkleid

Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen.
Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen,
Allein das Herz, das Herz in der Brust
Ist sich unendlicher Schuld bewußt.

Das Goldstück

Hier an dieser öden Stätte
Will ich rasten, bis es tagt;
Welcher Rasen ist ein Bette,
Wie's mir eben recht behagt.
Neben mir die Wogen brausen,
Über mir die Wolken sausen,
Keiner milden Stimme Klang
Tönt den düstren Hag entlang.

Alles habt ihr mir genommen,
Was ihr mir gegeben habt;
Nackend bin ich hergekommen,
Nackend bin ich hingetrabt,
Ohne Strümpfe, Stiefel, Hosen —
Meines Lebens lichte Rosen,
Meiner Jugend muntre Sinn,
Alles, alles ist dahin.

Ob es schon ein Ziel mir setzte,
Zu erforschen vom Geschick,
Werf' ich in die Luft dies letzte
Blanke goldgeprägte Stück,

Daß es, auf des Kopfes Seite
Fallend, meinen Tod bedeute;
Wenn das Bild gen Himmel schaut,
Sei noch besser Zeit vertraut.

Und es steigt, es fällt, es klingelt,
Sieh, zum Himmel starrt die Zahl!
Mein erbebend Herz umzingelt
Todesangst zum letztenmal. —
Eingedenk der Abschiedsflasche
Steck' ich's schweigend in die Tasche;
Ihre Dauer sei mein Maß,
Eins des Andern Stundenglas.

Spät am Tage schlendr' ich weiter
In der Sonne fahlem Glanz.
Such dir rüstigern Begleiter,
Wandrer du irr Eiseukranz!
Vieles möchtest du versäumen,
Ich darf rasten, ich darf träumen;
Was das Schicksal mir verspricht,
Jüngling, das enteilt mir nicht.

Perversität

Ein Waisenkind mit nassen, blassen Wangen,
Mit hohlen Augen und mit dünnen Armen
Huscht scheu hervor, inständig mein Erbarmen
Anflehend, stotternd, schlotternd, furchtbefangen.

Eisig sein Körper, glühend sein Verlangen,
Müht sich's frostbelebend, menschlich zu erwärmen.

Vergebne Qual; erschlafft in meinen Armen
Bewimmert es sein Hoffen und sein Bangen.

Beschämt schleicht sich's von hinnen, ächzend, stehend,
Nachts bettelnd und bei Tage sich verkriechend,
Heut' in Verzweiflung, morgen in Verzücktheit;

Versällt gemach schmerzstillender Berrücktheit,
Stutzt, lacht, jauchzt todesfroh, und, der Gewandung
Vom Gesicht beraubt, zerschellt es in der Brandung.

Erdgeist

Greife macker nach der Sünde;
Aus der Sünde wächst Genuß.
Ach, du gleichest einem Kinde,
Dem man alles zeigen muß.

Meide nicht die ird'schen Schätze:
Wo sie liegen, nimm sie mit.
Hat die Welt doch nur Gesetze,
Daß man sie mit Füßen tritt.

Glücklich, wer geschickt und heiter
Über frische Gräber hopst.
Tanzend auf der Galgenleiter
Hat sich Keiner noch gemopst.

Abschied

Die Sinnlichkeit gibt mir Abschiedsfest,
Das sind kuriose Gestalten,
In Binden gewickelt, in Schienen gepreßt,
Und kaum mehr festzuhalten.

Die strahlende Nacktheit such' ich so bang,
Es fehlt ihr wohl an Vertrauen.
Ich hab' sie bei gellendem Becherklang
Zu häufig zusammen gehauen.

Und ist erst das Seelenleben entweibt,
Dann sind sämtliche Lampen erloschen.
Für das, was für mich dann noch übrig bleibt,
Dafür gebe ich nicht einen Groschen.

Das Sonntagskind

Stets naht das Glück in lichter Sonnenpracht,
Gleichgültig, kalt vorüber mir zu wandern.
Mein junges Morgenrot verschlingt die Nacht,
Indes ein heller Freudenschimmer lacht
In den verklärten Augen eines Andern.

Ein Sonntagskind! — Mir war sie niemals hold,
Die blinde Dame mit den vollen Händen.
So manchen Dpferdienst ich ihr gezollt,
Sie schwebt dahin, um Gold und Minnesold
An ihren Gunstbeglückten zu verschwenden.

O der verruchten Ungerechtigkeit!
Verzweifelnd reiß' ich ihr vom Haupt die Binde:
„Sieh Göttin, sieh auch Diesen dir geweiht!“ —
Sie starrt mich schauernd an, sie bebt, sie schreit
Und flieht entsetzt zu ihrem Sonntagskinde.

Spiritus familiaris

Eine schwarze Katze kauert vor meiner Tür,
Eine kleine, schwarze, kurzgeschorene Katze;
Ich komme nach Hause, und mit einem Satz,
Wie ich aufschließe, springt sie herein zu mir.

Was will die kleine, schwarze Katze bei mir?
Wär' es ein Hündchen, ich wüßte es zu verstehen;
Ein Frauenhündchen, ich weiß damit umzugehen.
Die Katze ist mir ein völlig fremdes Tier.

Sie ist die Seele von meinem Spiritus
Familiaris. Er hat sich umgebrungen.
Die schwarze Katze kommt zu mir hereingesprungen,
Weil sie doch irgendwo übernachten muß.

Münchener Zensurbeirat

Die Zensur wählt einen Beirat,
Und der Beirat rät genau,
Wie in einer Musterheirat
Die normale Ehefrau.

Dreimal „Ja“ auf alle Fragen,
Wie der Zensor sie bespricht.
„Nein“ darf nur der Zensor sagen,
Für den Beirat gibts das nicht.

Sollte je ein Rat sich lohnen,
Weil ihr Leid die Menschheit klagt,
Dann, um sein Gehirn zu schonen,
Wird der Beirat nicht gefragt.

Und zu solchen Narrenspossen,
Aller Menschenwürde bar,
Bieten heut' sich unverdrossen
Lauter Ehrenmänner dar.

Minona

Laß sie mich küssen, die knospende Blume, den Kelch
meiner Trunkenheit!
Wenn meiner Lippen fiebernde Glut dir die Glieder
durchzittert hat,
Dann erst wirst du mir Weib, und ein mächtig
Erinnern
Schwellt meine Segel glückseligen Inseln entgegen.

An Bruno

Überkommt dich nun, mein holder Knabe,
Deines Erdenbafens höchste Gabe,
Wenn die Schenkel rosig frisch dir schwellen,
Wenn der Flaum dir um die Lippen keimt,

Wenn dein Sehnen trotz der Sturmeswellen
Spielend sich zu leichten Liedern reimt —
Präg' dir dann für alle Zukunft ein:
Deines Ervendaseins höchste Gabe
Läßt dich Eines nur von Dreien sein,
Biechkerl, Schafskopf oder Prügelnabe;
Und du hast für eine der drei Freuden
In der ersten Nacht dich zu entscheiden!

Marasmus

Nicht einmal ein Gedicht gelingt mir mehr,
Geschweige denn ein Mensch. Mein Hirn ist leer,
Und meine Eingeweide sind so trocken,
Daß meine Dünste keine Ruh mehr locken.

's ist leichter, einen Menschen machen als
Ein Klapphorn; der Mensch braucht jedenfalls
Weit wen'ger Zeit, damit er richtig sitze;
Jedoch erheischt ein Klapphornvers mehr Grüze.

Ein Seitenblick, des Bettes Planke kracht,
Das Weib seufzt auf, dann ist ein Mensch gemacht.
Um ein Gedicht auch kindlich nur zu stammeln,
Muß man oft stundenlang mit Muse rammeln.

Was besser ist? — Die Antwort wird mir schwer
Ich mache weder Kind noch Klapphorn mehr.
Verzweifelt schlepp' ich meines Lebens Bürde —
Es fehlte nur noch, daß ich schwanger würde.

Autographenjägern ins Stammbuch

Wer der Kunst sich weihet, gilt oft als Missetäter,
Und die Welt empfängt ihn vielfach mit Geheul.
Autographensammler aber sind Erfolgsanbeter,
Und Erfolgsanbeter sind der Kunst ein Greul!

Ein letztes Ende

Darf ich dir Glauben schenken, goldner Strahl
Erneuter Hoffnung, lichte Himmelspende?
Nahst du, ein Gnadenengel meiner Qual?
Bist du ein Trugbild, wie so manches Mal?
Verkündest lächelnd du ein letztes Ende?

Ein letztes Ende! — meine Wimper sinkt,
Und Dunst und Nebel seh' ich still zerrinnen.
Ein süß Geflüster mir zum Ohre dringt,
Des langen Winters letzte Spuren trinkt
Ein warmer milder Sonnenblick von hinnen.

Lenzfrohe Schauer wehn durch Wald und Feld,
Am Friedhofstor die ersten Beilchen sprießen,
Dort, wo ein schwarzbehangner Wagen hält
Mit einem Wandrer, der mit Gott und Welt
Versöhnt die müden Augen durfte schließen.

Den Pastor hör' ich, fromm und wohlbeleibt,
Dem Hingeschiednen Komplimente lassen:
Er lebte unbescholten, unbeweibt —
Der Totengräber, etwas angekneipt,
Läßt seine Schaufel in die Grube fallen.

Gottlob, ich bin schon tot! Der Deckel fracht,
Ich habe mich nicht weiter drum zu kümmern.
Ich schlummre sanft. Gut' Nacht denn, gute Nacht!
Die bösen Geister sind zur Ruh' gebracht;
So geh' nun die Behausung auch zu Trümmern!

Das tote Meer

Mein Herz ist leer wie eine taube Muß,
Als Kobold spukt darin der Überdruß.
Wenn ich's bei Licht mir nah' vors Auge halte,
Bleckt er mich hämisch an aus enger Spalte.

Un hundert Weiber hatt' ich wohl im Sold,
Mit denen ich mein Gut und Blut vertollt,
Die schönsten Nymphen im modernen Babel,
Und ich blieb leer, vom Scheitel bis zum Nabel.

Kein Funke mehr, kein Stern aus früherer Welt;
Kein Flämmchen, das den Busen sanft erheit.
Nur Pharus ragt noch stets mit glüh'nden Kohlen
Hoch in die Nacht. Der Teufel soll ihn holen!

Sânze

Gruf

Ich weiß ein allerliebftes Kind,
Ein Kind, wie felten Kinder find,
Mit ſchwarzem Auge, ſchwarzem Haar,
In Wuchs und Haltung wunderbar!
's iſt nicht zu groß und nicht zu klein,
's iſt nicht zu dick und nicht zu fein,
Es ſingt und ſpringt und tanzt und lacht,
Hat Manchen ſchon verrückt gemacht.

Junges Blut

Tanz, mein Liebchen, ſo wild du
Tanzen kannſt, tanzen kannſt!
Hurtig tummle dich wie kein
Satan tanzt, Satan tanzt!
Wirf dir übern Kopf die Schuh,
Wirf dein Röckchen auch dazu!
Schlenkre Fuß und
Waden ohne Ruh!

Bis es knackt, schwing' exakt,
Auch im tollsten Takt
Hurtig wie vorher nie
Deine weißen Knie!
Luftbestügelt derweil
Zuckt dein Hinterteil.
Frisch fang' an, heißer dann,
Als dein erster Tanz begann!

Modernes Mädchen

Das ist einfach wundervoll
In unsern Tagen,
Daß man wieder tanzen soll,
Nicht nur sich plagen!

Früher bei der Handarbeit
Die schweren Glieder;
Heut streckt man sich immer wieder
Recht lang und breit.

Ging sonst ein Mädchen schwärmen,
Was gab's für ein Geschrei,
Ein Härmn, ein Lärmn,
Als wär's mit ihr vorbei.

Wenn heut die Pauken dröhnen,
Dann tanzt das Mädchen nackt.
Die Schönen gewöhnen
Sich dran in jedem Takt.

Weil kein Weib edlere Waffen hat
Im Kampf um irdisches Glück,
Als wie sie der Himmel geschaffen hat
Als höchstes Meisterstück.

Wenn's der Teufel auch streng betreibt,
Daß man zimperlich zu Hause bleibt,
Rastlos stürmen doch Weib und Welt
Immer vorwärts, wie's Gott gefällt.

Denn die Welt wie das Weib zeigt ganz
Die gleiche höchste Präponderanz
Zum Tanz.

Auf eigenen Füßen — Donnerwetter

In der Jugend früh'ster Pracht
Tritt sie einher — Donnerwetter,
Nur von Eitelkeit erfüllt,
Das Herz noch leer — Donnerwetter,

Ganz mit frühling'sfrischen Reizen
Angetan — Donnerwetter,
Und erblickt in allen Männern
Nur den Mann — Donnerwetter!

Donnerwetter, zeigt der Gang,
Donnerwetter, überschwang!
Donnerwetter, diese Glieder,
Donnerwetter, welch ein Fang!

Donnerwetter, erst im Traum,
Donnerwetter, gibt sie kaum
Ihrer Neigung hin und wieder
Etwas Raum — Donnerwetter!

Donnerwetter, aber plötzlich
Drängt die Leidenschaft zum Ziel.
Donnerwetter, hochergötzlich,
Donnerwetter, wird das Spiel!

Donnerwetter, sinkt zurück,
Donnerwetter, voller Glück
Sie zum ersten Male nieder,
Welch ein Blick — Donnerwetter!

Juchhei, hallo,
Wie fühlt die Maid sich froh!
Hallo, juchhei,
In ihres Lebens Mai!

Wenn auch der Mai mit Sturm begann,
Lustig geht's fortan:
Heute mit den Fürstenkindern,
Morgen mit den Bürstenbindern.

Wild faust sie durchs Leben dann,
Donnerwetter, unter Jubel und Geschrei —
Juchhei!
Wie kühn sie's erfann,
Wie klug sie's gewann,
Voll Grauen erzählt's so mancher Mann —
Donnerwetter!

Der Stein der Weisen
oder
Laute, Armbrust und Peitsche
Eine Geisterbeschwörung

(Entstanden 24. Februar bis 19. April 1909)

Meinem
Lehrer
Friedrich Basil
in
Verehrung und Dankbarkeit
gewidmet

Personen:

Pater Porphyrion, ein Dominikanermönch.

Basilus Valentinus, ein Nekromant.

Leonhard, sein Famulus.

Kunz von Blutenburg, ein fahrender Schüler.

Lamia, eine Geistererscheinung.

Guendolin, ein Narr.

Szenerie

Ein Turngemach. Durch die offenen Fenster sieht man den sonnigen blauen Himmel. In der (vom Zuschauer aus) linken Ecke hinten befindet sich die Eingangstür. In der Mitte des Gemaches steht ein vierkantiger Tisch, von drei hochlehnigen Sesseln umgeben. Rechts davon eine Ottomane. Vor der Ottomane ruht auf einem Fußgestell ein großer Himmelsglobus. Auf dem Tisch steht ein Quadrant. An der Wand hängen eine Armbrust, eine Peitsche und eine Laute. Im Hintergrund ein Juwelenschrein.

Erster Auftritt

Basilus Valentinus sitzt, in einen Folianten vertieft, am Tisch. Leonhard kauert auf der Ottomane und ist damit beschäftigt, auf dem Himmelsglobus mit einer Reissbürste die Sterne blank zu putzen.

Leonhard:

Ochsen, schanzen, pauken, büffeln,
so am Tag wie bei der Nacht!
Mit den Tafeln, mit den Griffeln
wird das Dasein totgemacht!
Aus den Pergamenten schnüffeln
tausendjährige Niedertracht!
O verfluchter Weltenhimmel!
O verdammtes Sternengewimmel!
Welch ein Lohn wird mir dafür.

daß ich all die Jugendjahre
nichts als Schabernack erfahre,
deine fahlen Lichter dir
immer wieder leuchtend setze!
Wenn ich nachts zur Ruh mich lege,
nah'n sich weibliche Gestalten.
Ach wie wünscht' ich sie zu halten,
sie zu küssen! — Wisch' dein Maul!
Tröste dich am eigenen Leibe!
Pfui! Bei solchem Zeitvertreibe
wird die Seele dumpf und faul!

Basil:

Geh doch, wohin du willst!

Leonhard:

Hinaus?! Mit tausend Freuden,
hieltst du mich nicht, du Ausbund aller Heiden!
Im Lenz sucht' ich zum letztenmal zu fliehn.
Raum war ich vor dem obersten Thor,
pfauchten schon Flammen vor mir empor,
blau und grün.
Ich prüfte nicht lange, wie heiß sie sind,
stürzte mich in die lodernden Flammen
und sank auf den Steinen zusammen.
Ich war blind.
Als ich zum erstenmal von hier entfloh,
schlangen die Büsche
die langen Ranken
vor meinem Gesicht ineinander.
Wie oft ging's später dem Knaben so!
Salamander,
mit giftigem Geziße
lähmten meine Gedanken.

So sterb' ich als dein Sklave langsam hin,
wenn ich dir nicht noch etwas Schlimmres bin!

Basil:

Was meinst du, sprich?

Leonhard:

Warum kleidest du mich
in solch ein schwarzes Gewand
mit weißen Zacken
an Knien und Händen?!

Ich hab' dich längst erkannt:
Liebesnot sitzt dir im Nacken,
weiß nicht, an wen sich wenden,
und martert dich fürchterlich!

Drum schmückst du mich wie einen gezähmten Affen.
So haben die Augen doch wenigstens was zu begaffen!

Basil:

Ich bin ein Bettler.

Leonhard:

Du hast die Mandragora!

Ich weiß es, ob ich sie gleich niemals sah.
Wenn ich an diesen einz'gen Schatz nur denke,
mir schwindelt schon! Wer gibt nicht Hab und Gut,
nicht allen Reichthum hin für Liebestränke,
für Jugendkraft in mattem Greisenblut!
Und dann der Stein der Weisen, und
des großen Salomons gewaltiges Siegel!
Und dabei lebt man wie ein Hund,
von frühster Kindheit auf nur Prügel,
sobald ein Vers, ein Bannfluch, den du sandst,
nicht fehlerfrei mir von der Zunge tanzt!
Im Keller unten liegt das Gold in Haufen,
um ganz Europa damit anzukaufen.

Was Wunder, da sich Schmutz und Kot
auf dein Geheiß in Gold verwandelt!
Und du lebst wie in Hungersnot,
hast keine Freunde, keinen Schatz.
Ich wahrlich hätt' an deinem Platz
längst mit der schönsten Fürstin angehandelt.
Du hast dir keine Ruhmagd noch erhandelt,
seit mein Gedächtnis wach, seit ungestillter Drang
mir Jugendlust und Lebensglück verschlang!

Basil:

Schweig doch!

Leonhard:

Teufel, ich kann das nicht länger ertragen!
Wetter und Hagel, jetzt bin ich es satt!
Weisheit, wie liegst du mir quälend im Magen!
Krumme Retorten, euch werd' ich zerschlagen!
Himmelsgewölbe, dich tret' ich noch platt!
Man lernt und lernt, und kein Genuß davon,
kein Fest, kein Lachen und kein Liebeslohn!
Der Strolch in Lumpen ohne Stock und Ranzen,
des Nachts kann er doch unterm Galgen tanzen!
Der Knecht hat seinen Feiertag,
und seine Kirchweih hat der Bauer.
Doch was war meiner Weisheit Glücksertrag?
Ich kenne nichts als ihre grausen Schauer!

(Man hört Klopfen vom Thor herauf.)

O du mit deinem Schädel, außen Stein
und innen schubfachmäßig ausgetäfelt,
Dein Herz zuerst geteert und dann geschweifelt —
vielleicht tränk' ich es dir noch einmal ein,
was du an meiner Jugend hast gefrevelt!

Basil:

Es klopft! Wer ist's?

Leonhard (schaut durchs Fenster hinunter):

Der Teufel, so Gott will! —

Vorn unteren Tore hält ein Reiter still.

Es ist ein Pater. Jetzt hebt er den Blick.

Jetzt streift er die Kapuze ins Genick.

Derselbe Pater, schau, der mit Beschwörung
für Obdach sich bedankte und festliche Zehrung!

Basil:

Befehl dem Tor, sich vor ihm aufzutun!

Leonhard (ruft):

Bleibet, ihr Balken,
wachsam wie Falken!

Schüzet, ihr Ketten,
friedliche Stätten!

Hat euch, ihr Kloben,
je einer ausgehoben?

Und ihr, getreue Riegel,
öffnet die schweren Flügel!

Basil:

Du bist ein Weltkind!

Leonhard:

Gott sei Dank!

Wie lechz' ich nach des Lebens Göttertrank!

Basil:

In deinem Kopf entstand ein anderes Bild
vom Dasein, als ich es in meinem finde.

Ich stieß auf nichts als Schlünde, als Abgründe.
Keinerlei Sehnsucht ward je gestillt.

Frag' mich, wie Liebe zu erzwingen ist?

Nur durch List!

Bei wem sich Ruhm, bei wem sich Reichthum häuft?
Einzig bei dem, der nie nach ihnen greift,
der immer lieber sich der Last entwindet,
sein Glück wo anders sucht, vielleicht auch findet.
Denn in der Mitte zwischen Langeweile
und Übermüdung liegt der Menschen Glück.
Für den Gelangweilten ist jede Arbeit
Genuß, wie denn auch für den Müden jeder
Genuß zur Arbeit wird.

(Da an die Thür geklopft wird):

Tritt ein, mein Freund!

Zweiter Auftritt

Pater Porphyrion, ein Dominikanermönch, tritt ein.

P o r p h y r i o n :

Gelobt sei Jesus Christus!

B a s i l (geht ihm entgegen und umarmt ihn):

Liebster Bruder!

Komm an mein Herz!

P o r p h y r i o n :

Gelobt sei Jesus Christus!

B a s i l :

Komm an mein Herz! Wir schieden neulich nicht
ganz freundschaftlich und doch erklimmst du wieder
den steilen Felspfad. — Dafür dank' ich dir! —

Flugs, Leonhard, zum Keller und kredenze
uns einen kühlen Trunk Liebfrauenmild!

Wir wollen festlich sein! — Komm, setz dich, Bruder!

(Leonhard ab.)

P o r p h y r i o n :

Er ist dein Lehrling?

Basil:

Ja, was wäre er sonst?

Porphyrion:

Dein Zauberwerk! Dein Kobold!

Basil:

Liebster Bruder,
der Bub' ist Fleisch und Blut wie du und ich.
Sek' dich! — Worüber wir uns kürzlich stritten,
bleibt unberührt. — Schon auf der Schulbank war's
uns Zweien um tolle Streiche nur zu tun!
Wie manch stockfinstere Kemanate ward
erflettert, ohne daß die Augen je
erfuhren, welche Maid uns drin beglückte!
Denkst du wohl noch daran, wie du nach mir

Porphyrion (sich bekreuzigend):

Gelobt sei Jesus Christus! Ich beginne
mit dem, was ich dich jüngst beim Abschied frug:
Du lebst heut' völlig von der Welt geschieden.
Kein Mensch in dieser Gegend sah dich noch
im Gotteshaus. Der Schein ist dir nicht hold!

Basil:

Ich freu' mich meines Sieges. Lang genug
kroch ich vor Götzen, bis ich sie zerschlug!

Porphyrion:

Gesteh', du hast ein Bündnis mit dem Teufel!

(Basil lacht. — Leonhard tritt mit Krug und Gläsern ein und füllt deren drei.)

Leonhard:

Liebfrauenmilch! Der Duft! Und wie das perlt!
Wenn nur die Frau den Trunk euch kräftig segnet!

Porphyrion:

Hast du ein Bündnis mit dem Teufel? Sprich!

Basil (zu Leonhard):

Der Pater hält dich für mein Zauberwerk!

Leonhard:

Bin ich das etwa nicht?

Hier, unter den Rippen,

hier, in des Hirnes Dunkelheit

deiner Dämonen grimmiger Streit!

In meinem Gesicht

spiegelt sich nur dein Gebot,

und mein Tod

tänzelt auf deinen Lippen!

(Er schleudert sein Glas zur Erde.)

Der Henker hol' mich mit dem Schinder! Nein!

Endlich will ich einmal ich selber sein!

Heut' gilt es, den Zauber zu lösen,

den Bann zu zersprengen,

zwischen dem Tod und dem Bösen

hinaus mich zu zwingen!

(Zu Basil):

Wenn nirgends ich im Schloß zu finden bin,

dich fürcht' ich nicht mehr! Nimm's als Abschied hin!

(Ab.)

Basil:

Er kommt nicht bis zur nächsten Wiesenhalde!

Porphyrion:

Weil du im Bündnis mit dem Teufel stehst!

Basil (anstoßend):

Prost, alter Freund!

Porphyrion:

Gelobt sei Jesus Christus! (Er trinkt.)

Der heilige Vater gab durch seine Bulle

mir Vollmacht, Jeden, der verdächtig scheint,

auch nur entfernt mit Satanas zu scherzen,
dem Flammentod zu überliefern. (Anstoßend): Prost!

Basil:

Prost! (Er trinkt.) Ich bin mächtiger als dein heiliger Vater.
In meinen Kellern liegt das Gold so hoch,
Saumpferde fehlen uns, um deinen Anteil
zu dir hinabzuschaffen!

Porphyrion:

Leurer, Liebster!

Um dich zu schmoren, ritt ich nicht herauf.
Wir waren Brüder. Über deinem Scheitel
schwebt Feuertod! Nur du allein siehst nicht,
daß ihn die Christenheit dir längst bereit hält.
Geh' in dich, Bruderherz! Trag' deine Schätze
der Kirche an! Das heil'ge Abendmahl
nimmst du zu deinem Schutz. Dann führ' ich dich
als Büßer? Nein, als größten Geisteshelden,
als Triumphator in die ewige Stadt!

Basil:

Das ist der Weisheit erhabenstes Zeichen,
daß sie die Angst vor den Flammen nicht kennt,
daß sie, wenn Krieger und Fürsten erbleichen,
stracks den Verderb des Gefürchteten nennt!
Was wir der Weisheit an Künsten verdanken,
ist nur das Werk einer hurtigen Magd.
Ihre Gewaltherrschaft ragt ohne Schranken,
nicht vom Geschick, nicht von Gott überragt!

Rühn in der Weisheit goldfunkelnder Rüstung
stürzt sich ins Kampfgewühl die Phantasie,
und ihrer Sturmgewalt und Überlistung
trozten die ältesten Trugmächte nie.

Was im geheimsten kein Christ und kein Heide
sich seit Aonen zu denken getraut,
ich zeig's lebendig, der Menschheit zur Freude!
Meine Geschöpfe verkünden es laut.

Wie hab' ich, eitles Genießen zu mehren,
meine Gewalt zu entwürdigen gewagt.
Dummer, ich schwör' es, will frech ich entehren
Weisheit, dich Gottheit, zur fröhnenden Magd.
Wohl bin ich Zauberer! Ich habe die Weihen,
fühle mich eins mit dem himmlischen Licht.
Über die Menschen? — Sie solln mich bespeien!
Mich zu verbrennen gelingt ihnen nicht.

P o r p h y r i o n (anstoßend):

Prost, saftiger Teufelsbraten. — In der Nase —
(er trinkt)

Gelobt sei Jesus Christus! — spür' ich schon
lieblichen Duft von deinen Lendenstücken.
Dein Freund spricht heut' zum letztenmal mit dir.
Was bleibt mir denn? Schaff' ich dich nicht zur Stelle,
dann tut's mein Gegner, tut's nicht als dein Freund,
und uns ist beiden das Geschäft verdorben.
Sag' doch, auf wessen Beistand haust du denn,
wenn sie zuerst dich schinden und dann braten?

B a s i l:

Aus alter Liebe will ich's dir verraten.

(Er holt die Armbrust von der Wand.)

Sieh dieses Mordinstrument!
Wer das nicht kennt,
nimmt es für eine beliebige Büchse.

P o r p h y r i o n (neugierig):

Du schossest mit ihr nach dem Kreuzifixe?!

Basil:

Hier, über dieses schwächliche Eisen
führte ich zwölfmal den Stein der Weisen,
der als ein Wunder
alle Gebrechen heilt,
Alles Erschaffne in Plunder
und Gold zerteilt.

Nun schieß' damit, wenn auch kein Bolzen drin!
Du triffst! Er stürzt! Der Erdenwurm ist hin!

(Er richtet die Armbrust gegen den Pater.)

Erprob' es, ob ich mit der leeren Waffe
nicht dein Gelichter aus dem Weg mir schaffe!

Porphyrion:

Gelobt sei Jesus Christus! An die Wand!
Häng's an die Wand! Häng deine Zaubersidel
dort an die Wand! Ich tanze herzlich schlecht.

Basil (hängt die Armbrust an die Wand)

Hegst du noch Zweifel, ob mein Zauber echt? —
Und wenn ich nun, dem Erdball zu gebieten,
dies Todeswerkzeug tausendfach vermehre?
Glaubst du, daß dann ein Papst, ein Kaiser wäre,
der nicht, um wie sein Auge mich zu hüten,
zum Freund mich wählte? — Weltmacht ruht geborgen
in mir! Drum, Bruder, spar' dir deine Sorgen!

Porphyrion:

O Hoffart! O Verblendung! Teufelstrug!
Was du für Weisheit nimmst, das ist Verführung
zum Bösen. Deine Sünden brüsten sich!
Dein Herz ward Stein! Mit deiner Weisheit schaffst
den Garten Gottes du zur Wüste um!
Der Sohn erschlägt den Vater, stößt das Weib
zum Pfuhl hinab, das er zur Mutter machte.

Der eignen Kinder Antlitz kennt er nicht!
 O Teufelsweisheit! Über Gräber tanzen
 in bunter Hochzeitstracht Gewalt und List!
 Da gilt es Ketten schmieden, Gifte brauen,
 in Hinterhalten lauern, Fallen stellen,
 Fußangeln legen, Knaben zu entmannen,
 Kinder zu schänden, Weiber aufzuschlizen! —
 Und welche Früchte zeitigt deine Weisheit?
 Was trägt sie dem, der sich ihr hingab, ein?
 Die sieben Haupt- und Tod- und Wurzelfünden!
 Er pläzt vor Hochmut! Seine Habgier reißt
 zur eigenen Labung dem Verschmachtenden
 den Heiltrunk von den Lippen! Das ist deiner
 Weisheit Triumph. Gold und Kleinodien häufen
 sich nicht zum guten Werk. Nein, daß die Hände
 drin wühlen! Und der wüsten Wollust dient,
 der unstillbaren, deine Satansweisheit
 als treuste Magd. Der Wollust dient sie und
 der Böllerei! — Und ölied' noch wenigstens
 das Unheil, das aus deiner Weisheit aufsteigt,
 nur dir beschieden! Was verschlägt es, wenn
 nach reichster Mahlzeit du zur Hölle fährst!
 Doch deine Schüler und Bewunderer, deine
 Anbeter, die so schuldig nicht wie du,
 und die zu Hunderten du mit hinunter
 zum Abgrund reißt! Oh, Gott erbarm' sich ihrer!
 Gott schütze jeden, der noch jung an Jahren
 dir in den Weg tritt! — Deshalb ward's besiegelt:
 Wenn du nicht Buße tust, wirst du verbrannt!

B a s i l (krümmt sich vor Lachen):

In deinem Hirn, welch entsetzliche Gärung!
 In deinem Herzen, welch ein Besuw!

Aber nun hör' auch auf meine Belehrung
über die Schwächen in deinem Beruf.
Was du gedonnert jetzt hast und gestammelt,
was den Verstand dir, den teuren, getrübt,
hat sich in deiner Zisterne gesammelt,
weil dich seit Jahren kein Mädchen geliebt!
Denn deine Keuschheit gebiert der Phantome
grausige, riesengestaltige Brut,
die in der Liebe lebendigem Strome
schmolze von hinnen bei jeglicher Flut.

(Man hört Pochen vom Tore heraus.)

Basil (ruft):

He Leonhard! — Schau, wer am Tore klopft! —
Wo bleibst du, Leonhard?! —

(Er öffnet die Türe und ruft):

He Leonhard! —

Mir scheint, der Bub' ist in der Lat verschwunden.

(Er blickt durchs offene Fenster hinunter.)

Sieh da! Besuch, wie man ihn gern empfängt!

(Er ruft):

Bleibet, ihr Falken,
wachsam wie Falken!
Schüzet, ihr Ketten,
friedliche Stätten!
Hat euch, ihr Kloben,
je Einer ausgehoben?
Und ihr, getreue Riegel,
öffnet die schweren Flügel!

Ein junger Ritter ist es! Hoffentlich
bringt er uns auf ein lustigeres Thema!

Porphyron (zieht ein Pergament aus dem Armet):
Die Kezzerbulle, die der heilige Vater

aus Rom an uns Inquisitoren sendet,
les' ich dir mittlerweile rasch noch vor.

(Er liest):

Summis desiderantes affectibus,
was innigste Liebe erhoffen muß,
ist, daß Ihr in Bremen, in Salzburg, in Trier,
die sündigen Ketzer, so Mensch und Tier,
mit großem Unheil und sonstigem Schaden
durch Zauberei und Verwünschung beladen,
daß Ihr solch ruchlose Ketzer faßt
und rasch durchs Feuer vertilgen laßt.
Desgleichen, wer mit dem bösen Feind
in fleischlichem Bunde sich hat vereint,
wer seinen höllischen Samen empfangen,
oder befriedigt der Teufeln verlangen,
daß Ihr solch Elenden, wenn er bekennt
und auch wenn er leugnet, zu Asche verbrennt . . .

Dritter Auftritt

Kunz von Blutenburg, ein fahrender Schüler, tritt ein.

Kunz:

Das nenn' ich Glück, daß ich beim Wein euch finde!

(Zu Basil):

Mein großer Meister, weit aus Schwabenland,
dir meinen Gruß zu bieten, ritt ich her.

Basil:

Dann setz' dich, Freund, und trink' ein Glas mit uns.

Kunz (setzt sich):

Ich möchte gerne Zauberei studieren,
die schwarze Kunst, Magie und Alchemie,

denn damit, was die Andern splntifizieren,
freut man sich doch so ganz des Daseins nie.
Aus deinen Schriften kenn' ich jede Zeile,
von deinen Künsten ist der Kopf mir voll.
Teil' sie mir mit, weil ich vor Langeweile
oft gar nicht weiß, wie ich mir helfen soll.

Basil:

Hilf dir mit Karten, Knöcheln, Saufkumpanen!
Nuch Huren sind kein übler Zeitvertreib!

Kunz:

Das nützt mir nichts bei meinem Zukunftsplanen!
Ich möchte gerne auf Gottes Erden
einer der berühmtesten Menschen werden.
Wenn ich meine Seele dem Teufel verschreib',
dann fordere ich erstens Gold dafür in Fülle.
Ich fordere zweitens, daß mein Wille
allmächtig ist. Ich fordere die ganze Welt
nebst dem, was sonst sich wo verborgen hält.

Porphyrion:

Du bist ein saubres Früchtchen! (Anstoßend): Trink mit mir!

(Mit Basil anstoßend):

Prost, saft'ger Teufelsbraten! Mit euch Beiden
beglückt es mich, dies Bacchanal zu feiern!

(Zu Kunz):

Birgt deine Brust des stolzen Sinns noch mehr?

Kunz (mit ihm anstoßend):

Dich sucht' ich nicht. Sei mir deshalb nicht gram.
Wer weiß, vielleicht hab' ich dich einmal nötig!

Porphyrion:

Zu jedem Dienste bin ich dir erbötig!

Kunz (zu Basil):

Jedoch, weshalb ich hergeritten kam:

Erstens ist es der Stein der Weisen.
 Der läßt sich gar nicht hoch genug preisen.
 Zweitens ist's die Mandragora,
 die ich vor Zeiten schon einmal sah.
 Damals ob meinem törichtem Bangen
 ist mir der Schatz durch die Finger gegangen.
 Drittens kommt noch für mich in Betracht
 Pinhas, der Schlüssel der Kaaba,
 dem schon die Königin von Saba
 dankte so manche beglückende Nacht.
 Und zum vierten des Weltalls Spiegel,
 König Salomons mächtiges Siegel.
 Weiß ich gleich nicht, wozu das nütze,
 schadet's doch nichts, wenn ich es besitze.

B a s i l (anstoßend)

Prost, junger Springinsfeld! — Zu welchem Zweck
 willst du mir denn den Stein der Weisen rauben?

K u n z:

Tut es dir leid um den Klumpen Dreck?
 Den Stein brauch' ich, weil Andre an ihn glauben!

(Er steht auf.)

Erhebt euch, wack're Freunde! Diese Blume
 des edlen Labials meinem künst'gen Ruhme!

(Drückt ihnen die Hände.)

Ich dank' euch, Brüder! Ihr könnt stolz darauf sein,
 mit Haut und Haar euch meinem Glück zu weih'n!

(Er setzt sich zu Basil, geheimnisvoll):

Der Herzog von Schwaben sucht einen Schatzmeister,
 sattelfest in der Goldmacherkunst.

Durch die Beherrschung der höllischen Geister
 dräng' ich mich heimlich in des Herzogs Gunst.

Bin ich dann erst Schatzmeister bei dem Narren
im Schwabenland, dann werd' ich sicherlich
das Gold zu Bergen auch zusammenscharren,
für ihn natürlich nicht, nein, nur für mich!

B a s i l :

Welch Mittel hast du denn dazu erkoren?

R u n z :

Ich ziehe den Bauern das Fell über die Ohren!

(Sich erhebend und anstoßend):

Auf euer Wohl! — Die Welt ist nicht gemacht,
daß jedes Rindvieh sich darin vergnüge!

Ich bin kein Rindvieh! Deshalb geb' ich acht,
daß ich vom Besten stets das Beste kriege!

P o r p h y r i o n :

Ein Ritterwort! D ü p p i g e , jugendliche Reife!
Verzeih' nur, daß ich eins noch nicht begreife:
Liegt es zu Bergen aufgestapelt nun,
was denkst du mit dem Golde dann zu tun?

R u n z :

Das kannst du mich noch fragen? — Orgien feiern
mit Nixen, Elfen, Drachen, Ungeheuern!

Durch Liebe jede Stunde mir versüßen!

Ich hab' ein heißes Blut und will's genießen!

Laßt uns vergnügt sein! Meine Seele glüht.

Hängt dort nicht solch ein alter Wimmerkasten?

(Er nimmt die Laute von der Wand.)

Weiß Einer den mit Anmut zu betasten,
dann sing' ich euch ein wunderschönes Lied.

B a s i l (die Laute nehmend):

Ich will's versuchen. Wirf dich in die Brust,
Ein schönes Lied ist mir die höchste Lust.

Kunz (singt):

Von vorn befeh'n bist du die schönste Maid,
die je mein Herz aus Liebesnot befreit.
Doch wenn du halb nur dich zur Seite fährst,
dann dünkt mich schon, daß du ein Elfe wärst.
Drum bleib' ich wie dem Glücksrads stets dir nah,
du — Venus — Duplex — Amathusia!

Porphyrion:

O Chorazin! O Sodom! O Gomorrha!
Dies Babylon von Grund aus wegzubeizen,
hast, Himmel, du nicht Pech und Schwefel mehr?!

(Zu Kunz):

Du freilich bist nur ein verirrt's Lamm,
der teuflischen Verführung schuldblos Opfer.
Dein Herz, mein Freund, das merk' ich schon, ist gut.
Stoß an mit mir! Zu geistiger Hoffart zeigst
du keinen Hang. Mit himmlischen Gesetzen
zu hadern, treibt's dich wackren Burschen nicht.

(Zu Basil):

Du aber, der du seiner Unschuld Henker,
durch deine Schriften, deine Zauberformeln,
der Schlächter dieser armen Seele bist,
du stirbst, das schwör' ich dir, den Flammentod!

Basil:

Verzeih! Mir klingt sein Lied noch im Gemüt.
Ich schätz' es hoch, wenn Geister sich erhitzen.
Vor einem Menschenalter zankten wir
schon in der Klosterschule so. Wie damals
stoß' an mit mir!

Porphyrion (anstoßend):

Prost, saft'ger Teufelsbraten!

Kunz (sich setzend, trinkt):

Prost Freunde! Wenn's euch recht ist, reden wir
jezt von den Orgien, die wir feiern wollen.

Basil:

Der Pater ist kein Freund von solchen Dingen.

Porphyriou:

O doch! Sie zu erörtern ist mein Amt!

Basil:

Erlaubt mir, Freunde, nur zuvor ein Wort:
Willst du mit Höllengeistern Orgien feiern,
so willst du's doch aus Hunger nach Erkenntnis,
Du willst's aus Sehnsucht nach Vervollkommnung?!

Kunz:

Da kennst du mich schlecht! Erstens bin ich vollkommen,
keine Tätigkeit ausgenommen.

Alles klappt auf den ersten Sprung.

Und für Erkenntnis

heißt mein Verständnis

nur meiner Freuden Vervollkommnung.

Drum schenk' mir, bitte, die Mandragora.

Sie macht mich unsichtbar und sie betäubt,
so daß, kommt mir ein schönes Mädchen nah',
von Hindernissen nichts mehr übrig bleibt.

Wir gehn dem neuen Paradies entgegen,
und tausendfach vermehrt sich der Genuß,
wenn man das Mädchen seiner Liebe wegen
nicht erst mehr um Erlaubnis fragen muß.

Denn das bleibt immer doch das Schlimmste dran,
daß man nicht einfach Alle lieben kann.

Drum hab' ich oft auch schon die Kunst getrieben,
zwei wenigstens zu gleicher Zeit zu lieben.

Leicht ist das nicht, doch wenn es dir gelingt,
hörst du Musik, die durch das Weltall klingt,
Erquickung fühlst du, die dein Mark durchdringt.
Ist nun ein Menschenweib schon höchstes Glück,
das leider immer nur zu früh zerronnen,
dann bietet sicher Wonnen über Wonnen
die Teufelin in solchem Augenblick.
Ich liebte welsche Weiber, Negerinnen,
nie aber liebt ich eine Teufelin.

(Anstößend):

Trinkt drauf, ihr Brüder, daß wir sie gewinnen.
Gern geb' ich meine Seele dafür hin!
Der Succubus allein ist's reichlich wert,
daß mit Begeisterung man zur Hölle fährt.

P o r p h y r i o n (trinkt):

Jetzt trink' ich nur noch, weil die Haut mir schaudert!

B a s i l (trinkt):

Ich trinke staunend wie im Nordlichtschein!

P o r p h y r i o n (zu Kunz):

Nachdem du schon so viel hast ausgeplaudert,
laß dich auf eine ernste Frage ein:
Glaubst du an Gottes Allmacht?

B a s i l (zu Porphyrion):

Spielverderber!

Herb' klang sein Wort, das deine klingt noch herber,

(zu Kunz):

Hältst du den schönsten Mädchenleib umfassen,
dann reizt dich doch des Opfers hilflos' Bangen?
Dich reizt des Widerstandes holdes Spiel?!

K u n z:

Unsinn! Dann reizt mich einzig mein Gefühl!
Warum vergeub' ich denn die Zeit mit Spielen,

statt immer fröhlich mein Gefühl zu fühlen?!
 Die Zeit, die ich's nicht fühle, gilt mir nichts.
 Man will von sich doch nur sein Schönstes haben!
 Drum bitt' ich dich um deiner Weisheit Gaben,
 um die Erleuchtung deines geist'gen Lichts.
 Das große Elixier, der rote Leu,
 schützt vor Erschlaffung, die ich noch nicht kenne.
 Und da ich wieder wie ein Krater brenne,
 leß' ich jetzt meine Liebeslust aufs neu!
 Lebt wohl! Ich leere dieses Glases Rest
 auf deine Weisheit, die sich brauchen läßt.
 (Ab.)

Vierter Auftritt

Basil:

Wir sitzen, wie wir auf der Schulbank saßen,
 vereint durch unsres Lernens Dürstigkeit.

Porphyrión (zieht sein Pergament aus dem Ärmel):

Die Kezerbulle, die der heilige Vater
 aus Rom an uns Inquisitoren sendet,
 leß' ich dir jetzt noch bis zum Ende vor:

(Er liest):

Summis desiderantes affectibus . . .

Nicht ohne schwerste Bekümmernus
 erfahren wir, welch eine sündige Mode
 sich eingeschlichen beim Feuertode,
 indem sein Bewußtsein der Kezer verliert
 und vom Verbranntwerden gar nichts spürt.
 Derothalben wir unseren Geliebten raten,
 den Kezer mit größerer Sorgfalt zu braten,
 auf daß er stets das Bewußtsein bewahrt,
 so wird auch an Brennmaterial gespart.

Erstens nehmt einen Wisch von Stroh,
 lasset ihn aufflammen lichterloh.
 Mit solchem Wisch wird der Ketzer bedrängt,
 am ganzen Leib ihm das Fell versengt.
 Dergestalt kann es ihm niemals glücken,
 allzubehende im Rauch zu ersticken.
 Ist er nun über und über geschunden,
 dann laßt ihm, Geliebte, reichlichste Zeit,
 wie mörderlich er nach dem Tod auch schreit,
 denn nun steht zu hoffen, daß er seine Seele
 doch noch der Gnade des Herrn empfehle.
 Bevor er wird auf die Scheiter gebunden,
 mögt ihr auch etliche glühende Zangen
 an seine Extremitäten hängen,
 weil es der Würde Justizias frommt,
 wenn ihren Braten die Hölle gespickt bekommt.
 In gleichem verträgt er auch Rutenhiebe,
 doch gebet ihm solche mit größter Liebe.
 Nehmt stets im Herzen die Lehre aufs Korn:
 Alles mit Liebe und nichts im Zorn,
 weil der Zorn das gottsel'ge Werk überstürzt,
 wider alle Vernunft die Qualen verkürzt.
 Erst wenn ihrer mehrere so beisammen,
 dann werfet sie in die verzehrenden Flammen,
 und ihre Asche, wie es immer geschehen,
 lasset dann durch die vier Winde verwehen.
 Also gegeben im blühenden Lenz
 dieses glückhaften Jahres.

Innozens.

Basil:

Hast du noch Wein, um mit mir anzustoßen?

Porphyrion:

Mein Glas ist leer. Hast du noch Wein im Krug?

Basil (einschänkend):

Der junge Ritter hat mich arg ernüchtert.
Prost, alter Freund! (Er stößt an.)

Porphyrion:

Prost, saft'ger Teufelsbraten!

(Er leert sein Glas und erhebt sich.)

So reit' ich in mein Kloster denn zurück. —
Soll offen ich's bekennen? — Eigentlich
tust du mir leid, wie du in Blüte prangend
auf deinem schönen Schloß hier vor mir thronst!
Dem Himmel schlachten wir ein feistes Kalb! —
Ich denke, morgen kommen schon die Häfcher,
das Sakrament im Leib, um dich zu fahn.
Sie schlagen dich in Ketten und sie ziehn dir
das Hemd des armen Sünders an. — Hab' Dank
für den Genuß. — Ich ziehe meines Wegs
(Ab.)

Basil (ruft):

Hat euch, ihr Kloben,
je einer ausgehoben?
Bleibet, ihr Balken,
wachsam wie Falken!
Schüget, ihr Ketten,
unsere friedlichen Stätten!
Und ihr, getreue Riegel,
schließet die schweren Flügel!

Nun kommt er nicht hinaus! — Wie wird mir denn?
Wohin entchwand mein Stolz? — Wohin entchwand
die Unverwüstlichkeit? — Soll ich zur Stärkung
aus meinen eigenen Büchern deklamieren? —
P sui Teufel! Meines Lebens Zaubergarten

trägt frischre Blumenpracht. Wie klang das Lied? —
Vor einem Menschenalter barg für mich
dies Lied die Seligkeit der Seligkeiten:

Sieh' die taufrische Maid,
erst eben erblüht;
durch ihr knappkurzes Kleid
der Morgenwind zieht.

Wie schreitet sie rüstig,
jubiliert und frohlockt,
und ahnt nicht, wer listig
unterm Taurusbusch hockt.

Der allerfrechste Weidmann
im ganzen Revier
er tut ihr ein Leid an
in frevler Jagdbegier.

In einem langen Kleide
geht sie nun bald einher,
sinnt vergangener Zeiten
und jubelt nicht mehr.

Und dann drei Jahre später! Doch die Maid
war älter nicht als Jene. Nur der Körper
in allen Zauberkünsten längst geübt:

Ach, sie strampelt mit den Füßen!
Ach, sie läßt es nicht geschehn!
Ach, noch kann ich ihren süßen
Körper nur zur Hälfte sehn!
Um die Hüfte weht der Schleier,
um den Schleier irrt mein Blick,
immer wilder loht mein Feuer —
ach, sie drängt mich scheu zurück!

Mädchen, ich will nichts erzwingen.
Mädchen, gib mir einen Kuß.
Sieh', dich tragen eigene Schwingen
durch Begierde zum Genuß.
Ach, da schmiegt sie sich und lächelt:
Deine Küsse sind ein Graus!
Und mit beiden Händen fächelt
sie der Kerze Schimmer aus.

Weh' es verblaßt, verschwimmt! Doch sieh', da schreitet
ein edles Weib einher! Gemartert ward ich —
ihr Götter, war die Marter wonnevoll!

Heß' deine Meute weit über die Berge hin —
sie kehrt wieder von Schweiß und von Staub bedeckt.
Gib ihr die Peitsche, gewaltige Jägerin —
sieh', wie sie dir winselnd die Füße leckt!

Eh' der Bann zerreißt, eh' die Koppel in Stücke springt,
eh' die Brut dir entgegensteht, wenn dein Hifthorn klingt,
eh' dein Ohr ihn vernimmt, aus der Seele den dumpfen Schrei,
eh' reißen Sehnen und Adern und Herz entzwei.

Schwing' deine Peitsche! Dein gellendes Halall
tönt wie des Todes wilder Triumphgesang.
Das Auge, blutunterlaufen, sterbensbang,
späht nach dem Wild deiner Lust und erblickt es nie . . .

Enteil', o Jägerin, nicht allzu rasch!
Du fliehst? Wer drängt von hinnen dich? — Da schwebt
ein Weib empor: Aus großen blauen Augen
lacht Engelsunschuld. — Und es spricht zu mir —
es spricht in glockenreinem Ton zu mir:

Ich liebe nicht den Hundetrab
alltäglichen Verkehrs;
ich liebe das wogende Auf und Ab
des tosenden Weltenmeeres.

Ich liebe die Liebe, die ernste Kunst,
urewige Wissenschaft ist,
die Liebe, die heilige Himmelsgunst,
die irdische Riesenkraft ist.

Mein ganzes Innere erfülle der Mann
mit Wucht und mit seelischer Größe.
Aufschauzend vor Stolz enthüll' ich ihm dann,
aufschauzend vor Glück meine Blöße.

(Beschwörend):

Dich muß ich halten zu lebendigem Ruß!

Succubus!

Sei Fleisch und Blut wie damals im Geuß!

Succubus!

Gib mir von deiner Freuden Überfluß,

Succubus!

Da ich dich liebend heut' umfassen muß!

Succubus!

Das Magisterium ist des Zaubers Schluß!

Succubus! Succubus! Succubus!

Fünfter Auftritt

(Lamia, ein junges Mädchen, in kurzem Kleid, das die Arme frei läßt, und großem Federhut tritt auf.)

L a m i a (zur Thür hereinschauend):

Geduld! Hier bin ich! (Nach außen): Fort jetzt mit euch Andern!
Laßt mich mit ihm allein!

(Zu Basil):

Was willst du denn?

Basil:

Dich will ich!

Lamia:

Selbstverständlich!

Basil:

Warum lachst du?

Lamia:

Der Jüngsten einer scheinst du nicht zu sein!

Ich hab' weiß Gott schon jüngere gekannt.

Basil:

Dir nur ist Jugend Pflicht!

Ich brauche Jugend nicht.

Doch wenn sie dir gebracht,

die viel bewunderte,

bleibt nichts zurück.

Denn nur dein blühender Leib

ist mir ein Zeitvertreib.

Was gilt mir sonst das Weib!

Und wieviel hunderte

waren mein Glück!

Lamia (sich an den Tisch setzend):

Prahl' doch nicht so! Was du jetzt Weiber nennst,

das waren nichts als schöngefärbte Dünste,

Lichtbilder, Traumfiguren, Hirngespinnste.

Ich schwöre dir, mein würd'ger Freund, du kennst
noch gar kein Weib. Wenn ich mein Herz erschließe,
dann fällt vor Schreck dein Kopf dir vor die Füße.

Basil:

Ein viertel Duzend nannt' ich erst eben,

die sich in Freuden mir hingegeben!

L a m i a :

Möglich, daß du mit manchem armen Wurme
manch eine Nacht durchliebt. — Was kummert's mich!
Ich hielt dich sicher nicht für jungfräulich!

B a s i l :

Wenn in gewaltigem Wettersturme,
aller Geistesherrschaft enthoben,
Leidenschaften jäh durcheinander toben,
dann leuchtet die runzliche Welt
allerwärts plötzlich vom Blitz erhebt.
Und das Stück Wild, mit gepeitschten Hüften,
sausend jagt's zwischen Sternen und Grüften
auf und ab, auf und ab . . .

L a m i a :

Paperlapapp!
Das nenn' ich Hundetrab.
Sich mit blödestem Bauervergnügen
um den wahren Genuß betrügen.
Erst wenn ein Weib sich viele Jahre lang
in tausend Freuden und in Kummernissen
an deinem Herzen hat festgebissen
und, während es dich glühend just umschlang,
mit kräftigem Ruck sich lachend losgerissen,
dann erst kennst du das Weib
als Zeitvertreib. —
Jetzt muß ich aber fort. Ich weiß von Knaben,
die sich nicht philosophisch an mir laben.
Man zankt und prügelt sich. Das ist das Gute.
Ihr ganzer Zauber kocht in ihrem Blute.

B a s i l (zieht sie auf seine Knie):

Halt, Here, du bleibst hier! Ich rief dich nicht

ans Licht empor, damit du eitlen Gecken
dich als Schindluder vor den Füßen reckst. . . .

L a m i a :

Schimpf' nicht so roh!
Du wärest höllisch froh,
zählte ich dich zu den eitlen Gecken,
nach denen wir Mädchen die Finger uns lecken.

B a s i l :

Damit du deinen Leib mit Schmutz befleckt,
um schließlich, die flammende Pestilenz im Gesicht,
in stinkichter Rehrichtgrube zu verrecken.

L a m i a :

Wie gern tut man sich an den Gecken gütlich!
Sie sind so unbeschreiblich appetitlich,
was ich von dir nicht grad' behaupten will.

B a s i l :

Hefe, schweig' still,
oder du fährst zurück in die Hölle!

L a m i a :

Du bist ein ungemütlicher Gefelle!

B a s i l :

Im Liebeskampf rast auch der größte Schlaufkopf!

L a m i a :

Du denkst dir allem Anschein nach, ein Graufopf
sei fünfzig lebenslustige Burschen wert.
Meiner Erfahrung nach ist das umgekehrt.

B a s i l :

Mit mir zu hausen hast du keine Lust?

L a m i a :

Es kommt darauf an!
Manchmal bist du wohl auch ein Mann.
Du weißt, daß du mir dann gehorchen mußt!

Basil:

Gehorchen dir denn auch die faden Laffen?

Lamia:

Was hat denn das miteinander zu schaffen?
Diese Burschen sind mein, ich bin dein Genuß.
Ich liebe ihren, du liebst meinen Kuß.
Deshalb, damit wir uns gut vertragen,
will ich dir jetzt meine Bedingungen sagen.

(Sie macht sich's auf dem Tisch bequem.)

Basil:

Ich schwöre dir, Kind, ich hab' den besten Willen,
all deine Wünsche reichlich zu erfüllen.

Lamia:

Ein braver Ehemann, ohne zu bocken,
legt seine Kinder selber trocken.

Basil:

Bei andern Frauen blieb mir das verborgen.
Doch ist es jetzt so Brauch, werd' ich's besorgen.

Lamia:

So kommt alles zu seiner Zeit.
Das waren windige Traumgestalten,
die nur du für lebendig gehalten.
Ich bin greifbare Wirklichkeit,
nicht hochpoetisch aber kerngesund.
Und Greifbarkeit ist schließlich auch kein Hund.

Basil (faßt ihre Arme):

Wie göttlich werd' ich mich an dir ergötzen!

Lamia (sich losmachend):

Bist du verrückt?! — Von deinen Zauberschätzen
fordre ich erstens der Königin von Saba
einmaligen Trost, den Schlüssel der Raaba.

Du weißt, daß du dann blind wirst, nichts mehr siehst
und dir den Hals brichst, wenn du mir entfliehst.
Denn eins versteht von selbst sich in unserer Ehe,
daß ich dich lieber tot als untreu sehe.

Hier in deinen eigenen vier Wänden
ungewiß

in deiner Blindheit Finsternis
tappst du dich dann zurecht mit den Händen,
bis ich mich in den Weg dir stelle
und du jählingst Erleuchtung spürst,
weil du von ungefähr mich berührst.

Du schaust mich dann in wunderbarer Helle —
selbstverständlich nur für solang,
als mich in mächtigem Liebesdrang
dein Arm umschlang.

Sobald deine kreisenden Augen mir nichts mehr sagen,
bist du dann wieder mit tiefster Blindheit geschlagen.

B a s i l (faßt ihren Arm):

Wie göttlich werd' ich mich an dir ergötzen!

L a m i a (sich losmachend):

Was das für freche, klobige Pforten sind!

Sei doch erst blind! —

Als zweites fordere ich mir von deinen Schätzen
den Zaubergürtel. Merk' dir das genau!

Den Gürtel brauch' ich nämlich, weil die Frau,
die um ihre Hüften diesen Gürtel trägt,
in jedem Manne, einerlei,

ob er ein Fürst, ob er ein Bettler sei,
unbezähmbare Liebesglut erregt,

so daß ihr Burschen in allen Trachten

sehnsuchtsvoll immer zu Füßen schmachten,

und daß der leckere Dimmersatt
immer die schönste Auswahl hat.

Basil:

Wie gern wollt' ich dann auf den Straßen betteln!

Lamia:

Man braucht seine Zeit mit Worten nicht zu verzetteln!
Du siehst es nicht, sobald ein Paar wir sind.
Du bist stockblind!
Du tappst indes im Dunkeln, ob die fromme
Gefährtin dir endlich mal unter die Pfoten komme,
derweil dicht hinter deinem stolzen Rücken
sich Andere seelenfroh an mir erquicken.
Sind sie hinaus, werd' ich's getreu dir melden.
An den Entschwundenen wirst du dann zum Helden.
Du tobst durchs Schloß, fluchst auf die wollüstige Dirne
und schlägst dir Löcher in deine Denkerstirne!

Deine brennende schaurige Wut
darüber, wie wir dich betrügen,
die schießt dir dann wieder ins Blut
aufpeitschend wie spanische Fliegen.
Dann aber freu' dich! Eh' du mich dann ertappst,
lass' ich dich erst die herrlichsten Sprünge machen,
denn dann springst du ebenso
prachtvoll wie der gewandteste Floh.
Derweil wälz' ich am Boden mich vor Lachen,
weil immer du vergeblich nach mir schnappst.
Dann wirst du stöhnen
in den ergreifendsten Tönen
und kannst nach mir dich heifer schrein:
Du hast nur mich allein.

Basil:

In meiner Seele Tiefen braust es hohl,
kämpfst' ich dafür den schwersten Kampf auf Erden?

Lamia:

Ein großer Geist fühlt sich im Dunkeln wohl.

(Vom Tisch springend):

Das Weib ist dazu da, gesehen zu werden.

Basil:

Würg' ich ihn nun in meiner Blindheit Not,
den schlanken, geschmeidigen, jungen Laffen,
der dir so süße Zerstreuung geschaffen,
und er, mit seinem Hackbeil, schlägt mich tot?

Lamia (setzt sich ihm auf die Knie):

Glaubst du, das macht mir den geringsten Kummer?

(Sie küßt ihn.)

Du Aff, du dummer!

Sterben ist allgemeiner Brauch.

Anderer Grauköpfe sterben auch.

Sterben ist so alltäglich auf Erden,
wie Heiraten und wie Geborenwerden.

Basil:

Nur eilt es mir damit nicht gar so sehr!

Sieh' dort, mein Kind, hab' ich mir meine Welt
mit viel Geduld und Sorgfalt aufgestellt.

Beinah' vollendet steht sie gegenwärtig.

Der Abschluß fällt mir unerwartet schwer.

Der Unterbau ist auch noch nicht ganz fertig.

Fünf Kreise sind darauf noch zu beschreiben.

Solang' möcht' ich noch gern am Leben bleiben.

L a m l o

(wirft den Globus um, steigt darauf und wandelt auf der Himmelstugel durchs Gemach):

Ist das deine Welt? — Beim Barte des Propheten,
so winzig hatt' ich mir deine Welt nicht gedacht.
Deine Welt werd' ich gleich unter meine Füße treten.
Wenn deine Welt nicht unter mir zusammenkracht.
Mit Hochgefühl mußt du dies Kunststück genießen:
Meine Stiefelsohlen segen der Sterne Schein.
Gehorsam rollt dein Himmel unter meinen Füßen
und preist sich selig, von ihnen gekitzelt zu sein.

B a s i l (sic bedrohend):

Wirst du von der Verkörperung meiner Lehren
dich unverzüglich jetzt herunterstürzen?!

L a m i a :

Nur noch ein Wort:

Hoch über deinem zusammengeflügelten Reiche
bleibe meine lebendige Greifbarkeit die gleiche:
Gib mir die goldenen Äpfel dort!

(Basil reicht ihr zwei Drangen, mit denen sie Ball spielt.)

Das bist du, das sind die Andern.

Sieh', wie sie wandern:

Auf und ab!

Bauernvergnügen! Hundetrab!

(Die Äpfel fallen zur Erde.)

Von meinen Bedingungen hátt' ich indessen
die allerwichtigste beinah' vergessen.

Der richtige wackere Ehemann
hat einen Keuschheitsgürtel an!

B a s i l :

Hat je ein Mann seit Vater Adams Tagen,
so oft man ihm in mancherlei Gestalt

auch einen Maulkorb umgeschnallt,
solch einen Käfig an sich herumgetragen!

L a m i a :

Ich selber habe solch einen Gürtel erfunden,
weislich geschmiedet aus Ketten, Spangen und Schloß.
Kein Herkules hat sich noch seinem Gehege entwunden,
und wenn sein Herz, von Begierde zum Pläzen voll,
ihm wie eine Hydra bis in die Kehle schwoll.
Mir wahr't er des Glückes unverminderte Stunden,
Enthaltfamkeit wahr't er dem treuen Ehegenos.

B a s i l :

Ich fänd' mich gar nicht ungern so streng verwahrt,
jdg selbst den Gürtel mit Begeisterung enger.
Denn dann, wer weiß, in meiner eignen Art
entpuppte ich mich vielleicht als Ketten sprenger.

L a m i a :

Du trägst ihn unentrinnbar um deinen Leib!
Den Zaubergürtel trägt dafür dein Weib,
damit wir beide in den Grenzen
der Ehe harmonisch uns ergänzen.
Der Schöpfung Herrin und ihr Meisterstück,
steh' ich dann zwischen der Schöpfung und deinem Glück,
um meine Gnade, ohne jemanden zu kränken,
rechtmäßig nach beiden Seiten hin zu verschenken.

B a s i l :

Zu meinem Herzleid muß ich dir bekennen:
Mich lüftet's nicht nach diesem edlen Bund.
Nach deinen Küssen wässerte mir der Mund,
den Eh'stand möcht' ich Würdigeren gönnen.
Willst du dir sonst im Land nicht einen Gatten wählen?
Ich werde dich meinen teuersten Freunden empfehlen.

L a m i a (springt von der Kugel):

Danke für so viel Gnade.

Schade ist's! Jammerschade!

Du bringst dich, armer verblendeter Tor,
um dein Lebensglück. Auf dem Sterbebett wirst du's bereuen. —

Mir schwebt jedoch noch etwas andres vor:

Seit Wochen such' ich mir nämlich einen Lakaien.

Du zitterst vor des Eh'stands harmlosen Schlingen;
willst du dich als mein Lakai nicht bei mir verdingen?

Wenn ich dir aufrichtig zu dieser Stellung rate,
dann tu ich's, weil dein Dienst bei mir nicht schwer.

Nachts schläfst du natürlich in meiner Kemenate,
am Tage läufst du bescheiden hinter mir her.

Eins nur darfst du als mein Lakai nicht wagen:

Du darfst dich nie über Langeweile beklagen.

Wenn du gefragt wirst, hast du Antwort zu geben,
sonst aber bleibst du immer stumm wie ein Pferd . . .

B a s i l (zornig):

Ich habe jetzt genug von dir gehört!

L a m i a :

Du Grobian! — Wenn man vom Erdenleben
nichts hat als Pech, dann heult man mit den Wölfen.
Wem nicht zu raten ist, ist nicht zu helfen!

(Sie öffnet die Thür und ruft hinaus):

Euch tapferen Burschen will ich Gefährtin bleiben!

Schindluder könnt ihr jetzt wieder mit mir treiben!

(Ab.)

Sechster Auftritt

B a s i l :

War das Entwürdigung? — Warum nicht gar! —

Im Gegenteil! — Ich bin erfrischt, als hätt' ich
in einem eisigen Gletscherbach gebadet.

(Er ruft):

He, Leonhard!

Stimme von außen:

He, Leonhard!

Basil:

Mein Echo! —

Was ich vom Weib gewußt, war wohl erlogen,
weil ich am Weib noch nicht gebührend litt? —
Schleich' ich von heut' ab nun in großem Bogen
um jedes Weib, das in den Weg mir tritt?
Unsinn! Verrücktheit! — Zaubre dir blauen Dunst
nicht vor mit deiner eignen Zauberkunst!
Ein Simpel, wer das Weib vom Menschen scheidet!
Ein Narr, wer es für Satansbrut erklärt!
Die Weisheit, die am Weibe Schiffbruch leidet,
die ist nicht eine Pfennigferze wert!
Zum Weiberfeind bin ich nicht zu befehren,
fehlt's mir zum Weiberknecht doch am Geschick.
Lernst du der Weiber Dienste nur entbehren,
dann spenden sie dir lautres Sinnenglück.
An dieser Here werd' ich mich noch erwärmen!
Die kommt mir schwerlich wieder aus dem Sinn.
Für eine Hündin mag ein Rötter schwärmen,
ich schätze wie vordem die Tigerin.

(Er öffnet die Thür und ruft hinaus):

Wo bist du, Leonhard?

Stimme von außen:

Wo bist du Leonhard?

Basil (schließt die Thür):

Ich höre nur mein Echo, das mich narrt! —
Der freche Junker in dem schwarzen Wams —

er hätte Menschen gern aufs Blut geschunden,
 hätt' mir den Stein der Weisen gern entwunden —
 war er ein Sproßling nicht des gleichen Stamms?
 Gab' er, auf dieses Weibsstück losgelassen,
 nicht wahrhaft mustergültige Menschenzucht
 von einer Derbheit, die bei heutigen Rassen
 man in der ganzen Welt vergeblich sucht?!
 Das ist der Jugend schäumender Überschwang,
 des leichten Blutes feuriger Latendrang!
 Entfesselte Sinne flackern lichterloh.
 Im Leben geht dann alles wie am Schnürchen.
 So scheint mir auch dies teuflische Kreatürchen
 vom Götterweib der richtige Embryo.
 In harten Kämpfen wird der Wildfang zahm.
 Wer zahm war, martert sich in jämmerlicher Neue,
 so wahr wie mancher Frau unwandelbare Treue
 auch schon aus einem Hurenhause kam.

(Er ruft zum Fenster hinaus):

Du kämpfst umsonst mit meinen Geisterscharen!

Stimme von außen:

Du kämpfst umsonst mit meinen Geisterscharen!

Basil (ruft hinaus):

Willst du dir all die Prügel nicht ersparen?

(Porphyrion stürzt zur Thür herein und spricht, sein Kreuzifix hochhaltend, in beschwörendem Ton zu Basil)

P o r p h y r i o n :

Du, der du mich hier auf deinem Schlosse gefangen hältst,
 der du mich hier in fürchterlich kneisenden Zangen hältst,
 mitsamt deinen Geistern, den schauergestaltigen,
 entweich' vor dem Bilde des Ewig-Gewaltigen!
 Ihr, Asmobi, Belial und sonstiges Ungehim,
 fahret hinaus aus ihm! Oh, fahret hinaus aus ihm!

Du, der du Dämonen rings um dich versammelt hast,
der du Brücken und Straßen versperrt und verrammelt hast,
im Stolz deiner Weisheit, der dreimal verdächtigen,
jetzt schaudre zurück vor dem Bild des Allmächtigen!
Und du Herrscher der Hölle, mit kläglichem Ungestüm
fahre hinaus aus ihm! Oh, fahre hinaus aus ihm!

Fahrt alle hinaus aus ihm, die ihr im Weg mir steht,
ihr Hekate, Lilith, Mylitta und Astoreth!

Bei dem gellen Posaunenschall himmlischer Seraphim,
fahrt alle hinaus aus ihm! Fahrt alle hinaus aus ihm!
Fahrt jauchzend dorthin, wo's euch Teufeln behagen mag,
heraus aus dem Madensack! Hinein in das Schweinepack!

Basil:

Kommst du nicht bald zu End' mit der Beschwörung,
dann steigt ein Trutzgeist zwischen uns empor,
der dich zerbläut, uns beiden zur Belehrung!

Porphyrion (beschwörend):

Fahre hinaus aus ihm, du Dämon der Empörung!

Basil:

Kennst du mein schönes Wunderkind Humor?

Porphyrion (heulend):

Motten, Wanzen, Läuse, Flöhe
geben grausam dir den Rest,
martern dich mit wildem Wehe,
wenn du mich hinaus nicht läßt!

Fledermäuse, Kröten, Molche,
Diebe, Halsabschneider, Strolche
untergraben deinen Geist,
wenn du stracks mich nicht befreist!

Vampir, Basiliske, Rattern,
Wechselfieber, schwarze Blattern,

Wassersucht und Blasenstein
schinden dich jahraus, jahrein.

Öffnest du mir nicht die Straßen,
dann zermalmt es dich dermaßen,
daß ein Aetna aus dir sprüht,
dich zu heißem Brei verbrüht!

B a s i l (stampft auf den Boden):

Steig' du empor, den ich noch nie verlor,
mein Kampfgenos! Mein Kleinod! Mein Humor!
Ich kann's nicht fassen, daß du nicht schon längst
dich zwischen mich und diesen Wütrich drängst.
Seit frühester Kindheit, wenn in blut'gem Streite
mein Schwert klang, wichst du nicht von meiner Seite:
Heut' hab' ich dich den ganzen Tag vermißt.
Mir schaudert. Weiß der Henker, wo du bist!

(Stampfend):

Herauf mit dir! Die Peitsche werd' ich holen,
für deine Trägheit dir dein Fell versohlen.
In deinem Zaudern liegt doch wohl kein Zeichen,
daß schon des Todes Schatten mich umschleichen?
Denn der war auch als Jüngling nur ein Tor,
der mit dem Alter den Humor verlor.
Bleibst du Gesell mir treu nicht selbst im Sterben,
dann werd' ich dir dein Hinterteil vergerben.
Wo ist die Peitsche?! Hopp! Jetzt wird es Ernst.
(Nimmt die Peitsche von der Wand und knallt.)
Was gilt's, daß du aufs Wort gehorchen lernst!

Siebenter Auftritt

(Guendolin, ein Narr, tritt ein)

G u e n d o l i n :

Hier bin ich schon! Was wollt ihr denn von mir?

B a s i l :

Befänftige mir diesen rasenden Pater hier!
Dein Witz muß leuchten! Deinen Geist laß sprächen!
Zur Stärkung werde ich dir erst einige überziehen.

G u e n d o l i n (versteckt sich hinter dem Pater):
Bewahr' mich Gott! Der Rasende bist du!
Mich beißen noch vom letztenmal die Striemen,
als du mich rieffst, dir etwas vorzumimen.
Wenn du nicht prügeln, findest du keine Ruh'.
Das kommt, weil deine Mutter in ihren Wehen
an einem Folterknechte sich hatte versehen.

P o r p h y r i o n (zu Basil):
Ich beschwöre dich, Freund,
ach laß dein gottloses Knallen!
Du bist, wie mir scheint,
unheilbarem Wahnsinn verfallen!

B a s i l (zu Guendolin):
Was faselst du von meiner Mutter, Strolch?

G u e n d o l i n :
Du bist ein Büchernarr! Ein neidischer Molch!
Ein Philosoph, der zornig durchs Leben wandelt,
an andern die Freuden studiert, um die es sich handelt,
weil du mit dem lieben Gott, den du heimlich verehrst,
auf so entsetzlich gespreiztem Fuße verkehrst.
Drum hast du auch über Leben, Lachen und Lieben
so unausstehlich grausige Bücher geschrieben.

P o r p h y r i o n (Guendolin in die Arme schließend):
Aus tiefster Seele dank' ich Gott, mein Knabe,
daß ich einen streitbaren Helfer an dir habe.
Sprich tapfer weiter! Sag' ihm dreist und keck:
Deine ganze gepriesene Geisterwelt ist Dreck!

B a s i l (zu Guendolin):

Was war's mit meiner Mutter? Tu mir's kund!
Mit Andeutungen lass' ich mich nicht necken.

(Da Guendolin schweigt):

Ich öffne dir gewaltsam deinen Mund!
Ich zerre deinen Körper, jung und schlank,
sogleich von Folterbank zu Folterbank!
Die Glieder werd' ich dir so kräftig strecken
daß Schleifen man aus ihnen binden kann!
Kommt dir nicht bald die Antwort in den Sinn,
dann walz' ich dir den Leib so platt und dünn,
Daß man dich um ein Stuhlbein winden kann!

G u e n d o l i n (zwischen Porphyrion und Basil tretend):

Die Menschen lassen
sich in drei Klassen
zusammenfassen:

Erstens die Lieblinge der Götter;
ihnen lacht immer das herrlichste Wetter.
Dann die, deren Mütter sich einst versehen,
die mit Gott auf gespanntem Fuße stehn.
Und in der untersten der drei Klassen
solche, die gänzlich von Gott verlassen. —
Als Götterliebliche schätze ich ein
Alle, die sich des Daseins freun;
wissen oft selbst nicht recht, was sie treiben,
können weder lesen noch schreiben.
Nun aber kommen die neidischen Viecher,
die mit Gott auf gespanntem Fuße stehn,
und schreiben darüber, was sie gesehn,
wie die Götterliebliche immer mit neuen
Kräften sich ihres Daseins freuen,
aus Mißgunst und Rachsucht die giftigsten Bücher. —

Und in der untersten der drei Klassen,
wer ist wohl gänzlich von Gott verlassen?
Ratet ihr's nicht? — Die unglücklichen Wesen
sind es, die diese Bücher lesen.

P o r p h y r i o n :

Recht hast du, Narr! Gott schütze dich! Allesamt,
die je ein Buch von diesem Kezer lasen,
sind vom Gestank des Teufels aufgeblasen.
Sie sind verdreht, verderbt, verflucht, verdammt!
Drum hilf mir, Narr, daß wir das Ungeheuer
zum Nichtplatz schaffen und von dort ins Feuer!

B a s i l

(holt die Armbrust von der Wand und zielt auf Porphyrion):

Mönch, nimm dein Maul in acht!

Eh' du's gedacht,

liegst du und streckst alle Biere!

P o r p h y r i o n (versteckt sich hinter Guendolin):

Geduld, mein Freund! Ich verspüre
nach der gottseligen Himmelspracht
kein so brünstiges Verlangen!

G u e n d o l i n (zu Porphyrion):

Sakrament, bist du leicht zu fangen!

(Zu Basil):

In deiner Armbrust steckt kein Geschöß!

B a s i l :

Sei getrost, mein wackerer Genöß!

Jedem, der sich entgegenstellt,

Bringt sie den Tod — (den Hebel abdrückend)

wenn die Sehne schnellt.

G u e n d o l i n :

Das bringt den Tod? — Ich finde das lächerlich!

Basil:

Zu duzendmalen bewährte die Waffe sich!
Wagte sich da oder dort, bei Tag oder Nacht
irgendein Gauch hervor,
mit diesem leeren Rohr
hab' ich ihn kalt gemacht,
daß er zu keiner ruchlosen That
je sich wieder erhoben hat.
Meine Erfindung? — Mein Fabrikat!

Guendolin:

Schenk' mir die Armbrust, daß ich mit ihr spiele! —
Fehlt dir dazu der nöthige Humor?

Basil:

Den selbst ich sehnsuchtsvoll heraufbeschwor?
(Er gibt Guendolin die Armbrust.)
Nimm hin! Und such' nach einem würdigen Ziele!
Wähl' nur nicht mich! — Mir bangte vor deinem Wiß,
hätt' ich den Stein der Weisen nicht im Besitz.
Der Stein der Weisen macht seinen Besitzer fest
gegen Gift, Schuß, Stich, Wundfieber und sonstige Pest.

Guendolin:

In der Stunde, da der Mensch sich sicher fühlt,
hat er schon so gut wie ausgespielt.

Basil:

Unkenrufe, Grabgeläute!

Davon hört' ich genug schon heute!

Schilt mich verbittert, neidisch und gespreizt,
zähl' mich zur zweiten Klasse von Menschenkindern!
Ich will an alledem dich gar nicht hindern,
sobald dein Tanzen mich zum Lachen reizt.
Aber beweise mir doch zuerst,
daß du zu den Lieblingen der Götter gehörst!

Rief ich den Narren aus seinem Versteck hervor,
dann will ich echten, göttlichen Humor!

G u e n d o l i n :

Sonst weiß ich Poffen zu jeder Zeit. —
Dein herrisches Verlangen
macht mir den Kopf befangen,
bringt mich in klägliche Verlegenheit.
Was Wunder, daß du keine Scherze vernimmst,
wenn schimpfend meine Stimmung du mir verstimmst!

B a s i l (knallend):

Dann wird mir doch nichts besseres übrigbleiben,
daß sich dein unterjochter Humor befreit,
als deine klägliche Verlegenheit
erst mit der Karbatsche dir auszutreiben!

G u e n d o l i n :

Halt ein! Erbarmen! — Meine Schenkel und Waden
sind mir auch ohne blutige Striemen wert.
Mein schwangerer Geist hat eben sich entladen.
Du plazest vor Lachen, wenn du den Spruch gehört.
Nur bitt' ich dich, dieses göttlichen Scherzes wegen
den Stein der Weisen erst auf den Tisch zu legen.

B a s i l :

Warum willst du den Stein der Weisen, Schuft?!

G u e n d o l i n :

Weil sonst meines Scherzes Wirkung zu nichts verpufft!
Wenn du ihn hörst, du windest in Krämpfen dich!

B a s i l

(holt den Stein der Weisen aus dem Juwelenschrein und legt ihn
auf den Tisch):

Hier liegt der Stein der Weisen. — Vorwärts! Sprich!

G u e n d o l i n (nimmt den Stein vom Tisch):

Hol mich der Teufel! Dir fehlt es nicht an Humor!

Basil:

Rückst du nun endlich mit deinem Spruch hervor!

G u e n d o l i n (mit feierlicher Verbeugung):

Willkommen sei der Botofude,
denn er bringt Leben in die Bude.

Basil (mit feierlicher Verbeugung):

Mein Abgott bleibt der Karaibe,
der unerreichbar in der Liebe.

G u e n d o l i n (mit feierlicher Verbeugung):

Ich preise mir den Kamtschadalen;
er frisst die Eier samt den Schalen.

Basil:

Soll das Humor sein?! — Das ist Albernheit!

G u e n d o l i n (die Armbrust hebend):

War das kein Scherz?! — Gleich sei zum Tod bereit!

Basil:

Mein Nordgewehr versagt in deiner Hand!

G u e n d o l i n (die Sehne spannend):

Verzeih! Die Sehne hatt' ich nicht gespannt.

Basil:

Singst du mir schleunigst nicht ein schönes Lied,
dann muß dein Hinterr doch die Peitsche kosten!

G u e n d o l i n

(befühlt seinen Rücken und reibt ihn an der Wand):

O weh! O weh! Schon spürt er, wie das zieht!
Zum voraus reib' ich ihn an diesem Pfosten. —
Ich hab' das Lied!

Basil:

Dann sing's!

G u e n d o l i n :

Du wirst es loben!

Basil:

Nur nicht erst lange deinen Kehlkopf proben!

G u e n d o l i n (singt und tanzt):

Wahre Liebe
schadet nie —
links, zwei, drei,
rechts, zwei, drei.
Nur die Art und
Weise wie!
Links, zwei, drei,
rechts.

Basil:

Du bist ein Affe!

G u e n d o l i n :

Ich bin Humorist!

Ich habe nie etwas Lustigeres gesehen,
als wenn junge Mädchen nackt am Schandpfahl stehen.

Basil:

Mit Ekel seh' ich, welch ein Hanswurst du bist!

G u e n d o l i n :

Du hast dich mit allen vergnügten Leuten verfracht!
Du lachst nur, um unser Gelächter plump zu verhöhnen! —
Ich lache immer mit dem, der am lautesten lacht,
und lache mit ihm über die, die am gräßlichsten stöhnen.
Ich weiß mir kein so fröhliches Fest auf Erden,
als wenn alte Weiber lebendig gebraten werden.

Basil:

Und alle Henker und alle Menschenschlächter,
sie brüsten sich wie die Götter bei deinem Gelächter!

G u e n d o l i n :

Ich achte genau auf der Menschen wichtiges Tun.
Das zeig' ich dann als lächerliches Gebaren,

wenn abends friedlich sie bei Trank und Speise ruhn.
Dafür hab' ich noch stets das größte Lob erfahren.
Hat sich ein Zwerchfell nicht so festgeklemmt,
daß es sich allem Schütteln entgegenstemmt,
dann bin ich das trefflichste Mittel zu leichter Verdauung.

Basil:

Das schert mich nicht! Humor ist Weltanschauung,
wie schon der Doktor Artur Kutscher lehrt!

Guendolin:

Der Heilige hat Gottlob mich nie betört.
Ich schau' die Welt an, wie mich die Welt anschaut:
Als einen Popanz, den man zusammenhaut! —
Dir aber schafft Humor nur Unbehagen!
Du bist ein Sauertopf! Du bist verdreht!
Du bist ein Raufbold! Um es kurz zu sagen,
Du bist ein Mensch, der keinen Spaß versteht.

Basil:

Wenn du schon deine Arbeit nicht getan,
jang' nicht noch obendrein mit Schimpfen an!

Guendolin:

Arbeit ist im Schlaraffenlande
bekanntlich eine Affenschande!

Basil:

Wie kannst du in diesen ehrwürdigen Hallen
in solch ein gemeines Geplapper verfallen!

Guendolin (singt und tanzt):

Sei die Seele
noch so keusch —
links, zwei, drei,
rechts, zwei, drei.
Einmal trium-
phiert das Fleisch!

Links, zwei, drei,
rechts.

P o r p h y r i o n (singt und tanzt):

Deffen wird sich
der bewußt —
links, zwei, drei,
rechts, zwei, drei.
Der bekämpft des
Fleisches Lust!
Links, zwei, drei,
rechts.

G u e n d o l i n (singt und tanzt):

Und noch eh' du's
recht bedenkst —
links, zwei, drei,
rechts, zwei, drei,
jubilierst du
wie ein Hengst!
Links, zwei, drei,
rechts.

B a s i l:

Ich rief dich in der Seele verzweifeltsten Nothen —

G u e n d o l i n:

Mästest du deine Gemüse mit Dünger,
dann halt' auch die Nase nicht zu mit dem Finger!

B a s i l:

— Zu Rot und Schlamm möcht' ich dich jetzt zertreten.

G u e n d o l i n:

Aber ebensowenig tauche
sie ohne Nothwendigkeit in die Jauche!

B a s i l:

Pack' dich hinaus! Sonst schlag' ich dich in Scherben!

G u e n d o l i n (versteckt sich hinter dem Pater):

Hab' ich es auch noch so eilig,
dein Vergnügen ist mir heilig!

B a s i l (verfolgt ihn):

Gleich wirst du unter meinen Schlägen sterben!

G u e n d o l i n

(auf der anderen Seite, die gespannte Armbrust hebend):

Sei er noch so dick,
einmal reißt der Strick!

B a s i l (sich neben dem Pater aufrichtend):

Soll dein Ausruf etwa heißen,
daß schon alle Stricke reißen?!

G u e n d o l i n :

Nein, im Gegenteil!

(Er drückt die Armbrust los.)

Mancher Strick bleibt heil!

B a s i l (reckt sich hoch empor):

Bleib Heil! Du mein vollendetes Gegenteil!
Du Zwerchfellschüttler! Du Schlaraffe!

(Zusammenbrechend):

Ein scharfer Pfeil!

Aus meiner eignen Waffe!

P o r p h y r i o n

(umschmeißt Basil mit den Armen und läßt ihn auf die Ottomane nieder):

Allmächtiger! — Welch ein Schauer packt dich an!

G u e n d o l i n (näher tretend):

Ich hab' dir doch nicht etwa weh getan!?

Schon Tausende, denen die Welt den Humor verdorben
sind jählings an Humorlosigkeit gestorben.

(Vorsichtig die Armbrust weglegend):

Die Armbrust laß' ich dir. — Auf meinen Reisen
bringt solch ein Teufelswerkzeug mir kein Glück.

Den Stein der Weisen geb' ich dir nicht zurück.
(Den Stein an die Stirnseite seiner Kappe heftend):
An meine Kappe heft' ich den Stein der Weisen.
Die Beine springen,
die Schellen klingen,
hell funkelt der Stein.
Nun wird auch mein Singen
unsterblichen Ruhm erringen!
Ich werde geliebt und vergöttert sein.
(Ab.)

Achter Auftritt

Basil:

Ist er hinaus? — Mein Augenlicht erlosch.

Porphyrión:

Willst du nicht schließlich noch den Zauber lösen,
der herrisch mich in deine Mauern bann't?

Basil:

In welchem Alter wurden wir vertraut?

Porphyrión:

In keinem Alter! Siebenjährige Jungen
befühlten wir uns in der Klosterschule
die Wunden, die des Lehrers Rute schlug.

Basil:

Trug dir dein Leben Glück's genug dafür?

Porphyrión:

Unendlich schlimmer schien es einst dem Knaben!

Basil:

Der Sterbende kann auf die Menschheit nur
mit Wehmut, nur mit mitleidsvollem Lächeln
zurückschaun. Bis zur letzten Stunde wird

der Mensch nicht müd, vor Feinden sich zu fürchten,
die nur sein eignes Hirn ihm vorgetäuscht,
und was er fürchten müßte, lernt er nie.

P o r p h y r i o n :

Dein Herz droht still zu stehen! Willst du dich nicht
mit Gott im Himmel noch versöhnen, eh'
dein naher Tod die Rückkehr dir versperret?
Bannst du die Geister, die mich hier umzingeln,
dann laß' nur noch das kleine Wort: Revoco!
Sofort sprach' ich dich aller Sünden frei.

B a s i l :

Wer Gott ist, wissen wir. Und weil wir's wissen,
verschließen wir's in uns. Wer Aug' in Auge
ihm sah, verrät es nicht dem eignen Kinde,
wen er gesehen. Was nützt es denn dem Kind,
wenn es ihn nicht auf eigene Kosten findet!
Wer von ihm spricht, der tut's vom Hörensagen
und glaubt an ihn, weil er ihn nicht erkennt.

P o r p h y r i o n (angstvoll):

O du allmächtiger
Himmel, wie helf' ich mir
aus diesem Sündenhaus!
Da hockt bis weit hinaus
ein niederträchtiger
Kobold vor jeder Tür.
Speit Feuer, speit Flammen,
schauerlich anzusehn,
schlägt mir im Handumdrehn
meine Knochen zusammen!

(Zu Basil):

Du pfeisst gemütlich auf dem letzten Loch.
Hilf mir! Befreie mich! Rette mich doch!

Basil:

Halte dich an den Weltenlenker,
der liebend über dem Geringsien wacht. . . .

Porphyrion:

Du scheinst mir auch einer jener gewaltigen Denker,
die nie im Leben einen Gedanken erdacht!

Basil:

Ist in dem Krug dort noch ein Tropfen Wein?

Porphyrion (zwei Becher füllend):

Wein ist noch da! Für mich ist auch noch drinnen!

(Hält ihm zögernd den Becher hin.)

Läßt du mich deinen Geistern dann entrinnen?

Basil (nach dem Becher langend):

Ich tu' es, um im Tod allein zu sein.

(Visionär):

Öffnet, ihr Riegel,

öffnet die schweren Flügel!

Öffnet das hohe Thor!

(Zu Porphyrion):

Jetzt bist du frei. — Geh' jetzt, wohin es set. —

Was zauderst du? — Und ich — und ich — bin frei. . . .

(Er fällt tot hinter die Ottomane.)

Porphyrion

(Der, den gefüllten Becher in der Hand, Basils letzten Worten wie gebannt ~~an-~~
gehört hat):

Zu spät bring' ich dir deinen letzten Trunk. —

Soll nun der Wein, durch diese winzige Spanne

gehindert, sich mit dir noch zu verschmelzen,

verschüttet sein? Mit eklem Staub sich mischen? —

Ich trink' ihn selbst! (Er setzt den Becher an.) —

Weh mir! die Ordensregel
verbietet angesichts der heiligen Nähe
des Todes den berausenden Genuß.

(Schauernd): Ich trink' ihn nicht! — — Du aber starbst als Reger!
Dein Los ist die Verdammnis! Deine Sünden
schrein nach Bestrafung bis zum Jüngsten Tag!
Ich trink' ihn doch! (Er leert den Becher.)

Jetzt scheint's mir fast ein Trost,
daß du zur Hölle fährst, sonst wär' der Wein,
zum Abschied dir kredenzt, verschüttet worden.

(Er stellt den Becher beiseite.)

Der Stein der Weisen ging dir schönöd verloren.
Dir ward dafür das Siegel Salomonis,
der Weisheit Anfang und der Weisheit Ende,
unlösbar auf den bleichen Mund gepreßt.

(Aufschreiend):

Hilf Gott, dort springt ein Kobold aus der Wand!

(Rasch ab.)

(Leonhard ist aus der vordersten Kulissee getreten.)

L e o n h a r d :

Da liegt der Zauberer! (Auflachend): Ob ich ihn verlache,
er tobt nicht mehr! Läßt sich die Nase kitzeln
und niest nicht mehr! Jetzt bin ich Herr im Schloß! —
Der Schrein, der seine Schätze barg, steht offen!

(Er durchsucht den Schrein.)

Wo blieb der Stein der Weisen? — Trug der Junker,
trug ihn die Dirne, trug der Narr ihn fort? —

Der eitle Narr? (Lachend): Der ist sich selbst genug! —

Der Junker will der Welt als Herr gebieten:

Er stahl den Stein! — Die Dirne, die den Herrn
der Welt beherrschen wird, jagt ihn ihm ab,
und geht's ihr schlecht, verpfändet sie den Stein
für ein Paar Strümpfe einem Trödelkrämer. —

(Er sieht sich freudestrahlend um.)

Mauern und Zinnen und Wälder und Auen,
lichtübergossen ist alles zu schauen.

Gold und Kleinodien und Länder sind mein!
Hätt' ich, von Mihsal und Ketten zerschunden,
je nur im Traum es als möglich empfunden,
Freiheit, durch dich so beseligt zu sein. —
Jetzt such' ich, mich der Freiheit recht zu freuen,
ein Eh'weib mir! Schon hör' ich Kinder schreien!
Großkinder schreien! — Himmelsakrament,
jetzt hat der ganze Geisterspuk ein End'!

(Vorhang.)

Feuerwerk

Erzählungen

Über Grotif

(Vorwort)

Die meisten Menschen pflegen ihre Mitmenschen in zwei große Klassen einzuteilen: In ihre Freunde und ihre Feinde, in diejenigen, mit denen sie ein und dieselbe Sprache verbindet, und in diejenigen, mit denen sie keine Verständigung finden, in diejenigen, die ihrer Entwicklung förderlich sind, und in diejenigen, die sie in ihrer Entwicklung hindern.

Auch ich möchte die Menschen in zwei große Parteien einteilen. Die eine Partei huldigt seit Menschengedenken dem Wahlspruch:

„Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist.“

Selbstverständlich ist der Geist dabei das höhere Element, der absolute Herrscher, der jede selbstherrliche, revolutionäre Äußerung des Fleisches aufs unerbittlichste rächt und straft.

Diese Geringschätzung und Entwürdigung hat sich aber das Fleisch auf die Dauer niemals gefallen lassen. Das Fleisch hat den Bekennern des Wahlspruches: „Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist“ immer und immer wieder den tollsten Schabernack gespielt.

Infolge dieses ewigen Schabernacks hat sich eine andere Partei gebildet, die nach reiflicher Erfahrung dem Wahlspruch huldigt:

„Das Fleisch hat seinen eigenen Geist.“

Im Sinne der Bekenner dieses Wahlspruches sind die in diesem Buch enthaltenen Erzählungen geschrieben. Ihre Probleme

drehen sich um den eigenen Geist des Fleisches, den wir im allgemeinen Erotik nennen. Diese Erotik hat bis vor wenigen Jahren nicht nur in Deutschland als ein anrühiges Gebiet gegolten. Es sei mir vergönnt, diese allbekannte Anrühigkeit mit einigen gänzlich unparteiischen Worten zu erörtern.

Infolge von Unglücksfällen aller Art, Selbstmorden usw. drängt sich uns seit einigen Jahren das Problem der sexuellen Aufklärung der Jugend auf.

Unsere Jugend hat es nun aber meiner Ansicht nach gar nicht in erster Linie nötig, sexuell aufgeklärt zu werden. Eine genauere Aufklärung über Vorgänge und Gefahren der Sexualität hätte jedenfalls nicht das Haus, sondern die Schule zu besorgen. Das Haus, die Familie aber hat die heranwachsende Jugend vor allem darüber aufzuklären, daß es in der Natur überhaupt gar keine unanständigen Vorgänge gibt, sondern nur nützliche und schädliche, vernünftige und unvernünftige. Daß es in der Natur aber unanständige Menschen gibt, die über diese Vorgänge nicht anständig reden, oder die sich bei diesen Vorgängen nicht anständig benehmen können.

Warum? Weil es ihnen an Bildung, an geistiger Freiheit fehlt.

Die Jugend wächst nicht in angeborener Dummheit und Blindheit heran. Ein wahnwitziges Verbrechen ist es hingegen, die Jugend systematisch zur Dummheit und Blindheit ihrer Sexualität gegenüber anzulernen und zu erziehen, sie systematisch auf den Holzweg zu führen.

Dieses Verbrechen ist in den letzten hundert Jahren bei uns allgemein in Schule und Haus begangen worden. Und aus welchem Grunde wurde dieses Verbrechen begangen? Aus Furcht, daß ernste Gespräche über Erotik und Sexualität der heranwachsenden Jugend Schaden zufügen könnten.

Diese Befürchtung ist das Ergebnis einer großen Selbsttäuschung. Die Eltern vermieden solche Gespräche nicht etwa, wie sie sich

einredeten, aus Furcht, ihren Kindern damit zu schaden, sondern weil sie selber unter sich über erotische Fragen nicht sprechen konnten, weil sie ernst darüber zu sprechen nicht gelernt hatten.

Und warum konnten denn Eltern unter sich so lange Zeit nicht frei und offen über sexuelle Fragen sprechen? Warum war die Erörterung dieser Fragen im Familienleben schlechtweg und allgemein als unanständig ausgeschaltet?

Weil solche Gespräche häufig und ganz unvorhergesehen zu den allerpeinlichsten Streitigkeiten führten.

Und warum entstanden solche Streitigkeiten? Weil sich ein solches Gespräch auf Empfindungsgebieten bewegt, auf denen sich die Menschen, Mann oder Weib, besonders wenn sie zusammen leben, am leichtesten verletzt, beleidigt oder in unerträglicher Weise bloßgestellt fühlen, auf Empfindungsgebieten, auf denen sie niemandem, zu allerlezt dem eigenen Gatten Nechenschaft zu stehen Lust haben. Als solche Empfindungsgebiete erwähne ich nur ganz beispielsweise: Die körperlichen Reize des Weibes. Die körperliche Gesundheit des Mannes.

Setzen wir einmal den Fall, der Mann spricht unvermutet über irgendeinen irbeliebigen sexuellen Vorfall, der sich in Spanien oder Marocko abgespielt hat. Die erste Entgegnung der Frau lautet: Ich bin dir wohl nicht mehr schön genug? — Setzen wir den andern Fall, die Frau spricht über irgendeinen irbeliebigen sexuellen Vorfall, der sich in Skandinavien oder Grönland abgespielt hat. Die erste Entgegnung des Mannes lautet: Ich genüge dir wohl nicht mehr? — Durch diese Entgegnungen ist die Feindseligkeit eröffnet und eine ersprießliche Erörterung der vielleicht ganz lehrreichen Fälle ausgeschlossen.

Ist nun die mimosenhafte Empfindlichkeit diesen Gebieten gegenüber unter Erwachsenen irgendwie gerechtfertigt?

Sicherlich!

In den Jahren der Vollreife gehören die eben erwähnten Fakto-

ren in sehr vielen Fällen, besonders da, wo es nicht eingestanden wird, zu den wichtigsten Elementen des menschlichen Daseins. Es sind die Faktoren, durch die die Familie zusammengehalten, eventuell in ihrem Bestehen gefährdet, in vielen Fällen auseinandergerissen und zerstört wird.

So leicht und oft am Urbeginn einer Familienzusammengehörigkeit gerüttelt wird, so selten und ungern wird über ihren Urbeginn gesprochen. Gespräche darüber sind wegen des unerquicklichen Verlaufes, den sie zu nehmen pflegen, als ungehörig ausgeschlossen. Fragt jemand nach dem Grunde, dann wird er zurechtgewiesen: Es ziemt sich nicht. Es schickt sich nicht. Es gehört sich nicht. Und fragt er: Warum es sich nicht gehört? Weil es unanständig ist.

Die Familie ist ein Bündnis, in dem aus purer Angst, daß es scheitern könnte, über die Gefahren, die ihm drohen, immer erst dann offen gesprochen werden darf, nachdem es daran gescheitert ist.

Diese Tatsache ist der stärkste Beweis nicht gegen, sondern für die Dauerhaftigkeit der Familie, da ihr zum Troß die meisten Familien zusammenhalten. Sie ist zugleich ein bedenkliches Zeugnis für die Würde und Selbstachtung des Menschen, der vor Gefahren, denen sein Glück ausgesetzt ist, lieber zeitlebens den Kopf in den Sand steckt, als daß er den Bedingungen, auf denen sein Glück beruht, klar und unerschrocken in die Augen blickt.

Deshalb, weil eine Erkenntnis ebenso inhaltschwer wie schwierig zu erlangen ist, geht ihr ein Mensch, der etwas auf sich hält, aber erst recht nicht aus dem Wege.

Kann dadurch irgendein Schaden entstehen? Kann dadurch irgendein Menschenkind benachteiligt werden?

Meiner Ansicht nach nicht.

Es ist in der Welt dafür gesorgt, daß keiner so arm ist, daß nicht ein anderer mit all seinen Existenzbedingungen, mit all seinen Glücksmöglichkeiten auf ihn angewiesen ist.

Davor, daß die Urbedingungen unseres Zusammenlebens ernst erörtert werden, braucht niemand, der seine einmal errungene Stellung behaupten will, zu erzittern. Diese Erörterungen können aber jedem von uns über die Furcht oder Scheu vor allerhand Feinden und Gefahren hinweghelfen, die nur in unserer Einbildung bestehen.

Denn auf keinem andern Gebiete wuchert so viel Aberglauben, auf keinem andern Gebiete sind so viel grundsätzliche „Wahrheiten“ im Umlauf, um uns zu den widersinnigsten Tollheiten zu verleiten, wie auf dem der Erotik und der Sexualität.

Ist das ein Wunder, wenn diese Gebiete durch die himmelhohe Schranke des Anstandes, durch diese offenkundige Vogel-Strauß-Politik, von unserer klaren Vernunft geschieden sind?

Wir kennen die Maschinerie eines Gasmotors, eines Flugapparates. Wir kennen aber nicht die Maschinerie einer Ehe. Dieser Mechanismus findet sich in keinem Buche dieser Welt erklärt, dagegen erscheinen jährlich Hunderttausende von Büchern, in denen phantasievolle Räubergeschichten über diesen Mechanismus zum besten gegeben werden, in denen die Menschheit ihrer alten Leidenschaft frönt, sich über ihre wichtigsten Angelegenheiten blauen Dunst vorzumachen.

Tausende von gebildeten Menschen glauben, ihre Ehe werde dadurch zusammengehalten, daß sie verheiratet sind. Mit den wirklichen Gründen des Zusammenbleibens wird gar nicht gerechnet. Was Wunder, daß der Irrtum leicht zur Trennung führt! Andere glauben sich durch den gemeinsamen Besitz verbunden. Dieser Trugschluß macht die Beteiligten unweigerlich zu Sklaven ihres Besitzes. Das Schlimmste aber ist, wenn sich Eltern einbilden, daß sie ihrer Kinder wegen zusammenbleiben. Die armen Kinder erhalten dann alle Prügel, die sich die Eltern gerne gegenseitig verabreichen möchten.

Run wird natürlich die Frage laut: Wo bleibt bei alledem eine

Eigenschaft, die seit Jahrtausenden zu den schönsten Tugenden des Menschen gerechnet wurde: Wo bleibt das Schamgefühl?

Leider ist diese Tugend aufs innigste verwandt mit geistiger Unklarheit, mit Schwäche und Unentschlossenheit. Kein vernünftiger Mensch hat das Schamgefühl noch je als eine Tugend hingestellt, die gepflegt und großgezogen werden soll.

Durch eine aufrichtige Erörterung sexueller Fragen werden aber außerdem allerhand Kulturerrscheinungen, die außerhalb der Gesellschaftsordnung stehen, wie die luxuriöse Prostitution, ihrer gänzlich falschen, sagenhaften, völlig ungerichtfertigten Romantik entkleidet. Sie zeigen sich im Lichte solcher Erörterungen als augenblicklich blendende, aber sehr kurzlebige, teils höchst unbequeme, teils sehr unrentable Surrogate der natürlichen Lebensordnung.

Wie aber sind nun bei solchen Gesprächen die Streitigkeiten, die daraus entstehen, zu vermeiden?

Einfach durch Überlegung, durch Umsicht, durch Klugheit, kurzum durch eine gesteigerte Geistestätigkeit.

So kann die Erörterung der Sexualität, statt wie bisher ein Tummelplatz menschlicher Roheit zu sein, geradezu zu einer geistigen Schulung, zu einer Geistesgymnastik werden, wie es für unsere Jugend die lateinische Grammatik ist.

In unserer heutigen Gesellschaft spricht man vorsichtiger über Politik als über Religion. Zur Zeit der Reformation war das sicherlich umgekehrt. Ebenso müssen wir heute noch vorsichtiger über Sexualität als über Politik sprechen. Wenn sich die Begriffe auf diesem Gebiete aber einmal geklärt haben, dann wird das vielleicht wieder ganz anders werden.

Seit Menschengedenken haben sich eingefleischt rohe Menschen die allgemeine Scheu, die vor der Erotik bestand, zunutze gemacht und durch unvorhergesehenes Streifen dieses Gebietes ihre zarter, weil ernster aber auch ängstlicher empfindenden Mitmenschen teils wirkungsvoll verblüfft, teils unerträglich geärgert.

So entstand die Zote.

Die Zote, die heute bei uns in Hoftheatern und Singeltangeln, von keinem Staatsanwalt und keinem Zensor behindert, täglich ihre gellenden, dröhnenden Triumphe feiert.

Was ist eine Zote? Zote ist eine Verächtlichmachung, eine Entwürdigung, eine Beschimpfung der Sexualität. Am beliebtesten ist sie bei denjenigen Menschen, die blinde Sklaven ihrer Triebe sind, denen, während sie sich einer Umarmung überlassen, die Sinne schwinden oder deren Denkvermögen dabei aussetzt. In der Verächtlichmachung und Beschimpfung liegt dann eine Art von ohnmächtiger Empörung, von Protest gegenüber einer tyrannischen Gewalt, gegen die es für diese Leute in Wirklichkeit kein Auskommen gibt. Wie ich das schon in meinem Drama „Sidalla“ auseinandersetze, ist die Zote ganz die nämliche Erscheinung auf sexuellem Gebiet, die sich auf religiösem in Flüchen äußert.

Aber gerade die rohen, zotigen Menschen unter uns sind die unversöhnlichsten, hartgefottnsten Feinde einer ernsten ehrfurchtsvollen Ergründung erotischer Fragen, weil sie dadurch um ihre billigsten, beliebtesten Wirkungen gebracht werden.

Durch unsere ernste Ergründung also werden wir uns, von allem höheren Gewinn abgesehen, vor allem die rote Zote vom Halse schaffen. Nach oben besfestigen wir uns gegen den blinden, über-rumpelnden Zufall. Nach unten gegen die siegesgewisse Unverschämtheit kultur- und bildungsfeindlicher Strauchdiebe.

Wenn nun aber ein Polizeibeamter die ernste, künstlerisch wertvolle Erörterung sexueller Fragen in der Öffentlichkeit unterdrückt, während in gleicher Öffentlichkeit Spöttereien und Witzeleien über sexuelle Dinge ohne Bedenken zugelassen werden, so macht sich dieser Polizeibeamte dadurch einer unsittlichen Handlung schuldig, und zwar einer Unsittlichkeit, die unvergleichlich schwerer wiegt, als eine einzelne von einem nur halb zurechnungsfähigen Menschen begangenen Tat von Notzucht oder Lustmord. Denn seine Hand-

lung leistet der sexuellen Wirrnis Vorschub, unter deren Schutz und Einwirkung Notzucht und Lustmord verübt werden.

Und nun lernen wir erst einmal selber unter uns diese Fragen ernst, sachlich, leidenschaftslos zu betrachten. Der Humor braucht dabei absolut nicht betteln zu gehen. Im Gegenteil.

Der erste Ertrag der sexuellen Aufklärung der Jugend wird sich dann darin zeigen, daß sich die Eltern endlich einmal in sexueller Beziehung, so komisch das klingen mag, klar werden. Daß wir nicht mehr für unanständig halten, was nicht nur den allerfeinsten, allerabgeklärtesten Anstand erfordert, sondern was zugleich neben unserem Broterwerb vielleicht das allerwichtigste Gebiet unseres irdischen Daseins repräsentiert.

Nachher werden wir dann auch ohne Schwindelanfälle und Herzbeklemmungen ermessen können, wie wenig oder wie viel wir Kindern davon mitteilen können, die sich in ihrer Unwissenheit innig danach sehnen, ernst und ehrfurchtsvoll über ihre eigenen Uransätze sprechen zu hören.

Der Brand von Eglistwyl

Im Kanton Aargau in der Nordschweiz liegen die Bergschlöffer dichter beieinander als in Norddeutschland die Bauernhöfe. Jeder Berggipfel, jeder Vorsprung des Gebirges ist von einem alten Schloß oder doch wenigstens von einer alten Ruine gekrönt. Von einem Schloß aus kann man mit einem halbwegs guten Fernrohr immer zwei oder drei anderen zu den Söllerfenstern hineinsehen. Im Umkreis von wenigen Meilen liegen da beieinander Wildegg, Habsburg, Brunnegg, Casteln, Wildenstein, Lenzburg, Liebegg und Hallwyl. Das Schloß Lenzburg hatte mein Vater gekauft, als ich acht Jahr alt war. Das Städtchen Lenzburg hat aber außer seinem alten hohen Schloß noch eine andere, weniger erfreuliche Merkwürdigkeit. Es ist die nach neuestem amerikanischem Muster erbaute kantonale Strafanstalt. Wenn nun die Gutsbesitzer der Umgegend irgend schwere Arbeiten zu verrichten haben, so mieten sie eine Anzahl von Sträflingen aus der Anstalt, die sich an das ihnen aufgedrungene Heim zur Genüge gewöhnt haben, um keinen Fluchtversuch mehr befürchten zu lassen. Unter diesen Arbeitern finden sich nicht selten schwere Verbrecher. Im Jahre 1876 war bei uns zu Hause dicht unter den Schloßfelsen ein großes Stück Matte abgerutscht und hatte die halbe Straße verschüttet. Es mußten zwanzig Fuß tiefe Dohlen und Senkflöcher angelegt werden, um das Grundstück zu entwässern.

Mein Vater wandte sich an den Strafhauseindirektor, der ihm eine Anzahl seiner Zöglinge für die Arbeiten zur Verfügung stellte. Ein Aufseher aus der Anstalt begleitete sie. Übrigens war auch mein Vater von früh bis spät auf dem Platze. Da die Arbeiter nicht rauchen durften, gab er ihnen Kautabak. Eines Tages handelte es sich um eine lange Bleirohre, die im Städtchen unten gekauft werden sollte. Mein Vater nahm einen der Sträflinge mit. Auf dem Heimwege holte ich ihn unten am Schloßberg ein. Ich kam eben aus der Schule und hatte den Tornister auf dem Rücken. So gingen wir zu dritt langsam den Berg hinan, in der Mitte mein Vater, trotz seiner sechzig Jahre noch frisch und rüstig, zu seiner Rechten der Sträfling in seinen blauen Zwillichkleidern mit einem von Bartstoppeln überdeckten verbüsterten Gesicht, die zusammengerollte Bleirohre über der Schulter tragend; zu seiner Linken ich, den Tornister auf dem Rücken.

„Wie lange seid Ihr schon in der Anstalt?“ fragte mein Vater den Sträfling.

„Sieben Jahr.“

„Und wie lange bleibt Ihr noch?“

„Acht Jahr.“

„Was hat Euch denn hineingebracht?“

„Ich bin Brandstifter,“ sagte der Sträfling.

„Ihr hattet wohl Schulden und wolltet die Versicherungssumme für Euer Haus einstreichen?“

„Ich hatte niemals ein Haus und niemals Schulden. Ich war Knecht. Aber — aber —“ Darauf erzählte er seine Geschichte. Er war aus dem Dorfe Eglismyl gebürtig, wo er auch sein Verbrechen begangen. Ich war damals höchstens zwölf Jahre alt, aber seine Erzählung machte einen derartigen Eindruck auf mich, daß ich mich heute, zwanzig Jahre später, noch jedes einzelnen seiner Worte erinnere.

„Die Amrain-Susanne,“ begann der Sträfling, „das war eine!

Der hatte es unser Herrgott an nichts fehlen lassen, weder außen noch innen. An der hätte jeder, der Mensch ist, seine Freude gehabt. Freilich, sie war auch die Tochter vom Gemeinamann. Sogar in der Woche war sie immer gekämmt und gewaschen und trug ein weißes Hemd unter der Tüppe. Und ich war nur der Knecht, drüben beim Euter-Bauer und war von der Gemeinde verköbstigt worden von Kind auf. Ich habe nie gewußt, wer meine Mutter gewesen ist, geschweige der Vater. Ich habe überhaupt nichts gewußt, nicht von Männern, nicht von Weibern, nur von Vieh, von Röhren, Kälbern: von denen habe ich gewußt, wozu sie in der Welt sind und wie alt sie sind, aber nicht von mir, bis es mir die Amrain-Susanne gesagt hat, der Vater habe gesagt, ich sei neunzehn Jahr und müsse in zwei Jahren zu den Refruten. Sie holte den Wasserkessel vom Brunnen, und ich hielt die Bethi an der Halfter, weil der Milchbub zur Stadt gefahren war. Sie sah mich an, daß ich mich umwandte, weil ich dachte, sie meinte die Bethi, so groß waren ihre Augen. Du bist neunzehn Jahr, sagte ich ganz laut, wo ich die Bethi im Stall anband, und von da an ging es auch nicht mehr gut mit mir.

„Die Amrain-Susanne war die erste. Nie, solange ich denken kann, hatte ich bis dahin gewagt, sie von vorne anzusehen. Ich glaube, ich hätte es nicht einmal im Traum gekonnt. Ich hatte sie immer erst angesehen, wenn sie wieder dem Haus zuging und mir den Rücken zukehrte. Und nun machte sie solche Augen. Am nächsten Abend sagte sie, ich solle am Sonntag zum ‚Egli‘ kommen. Ich sagte, ich habe kein Geld. Sie sagte, das macht nichts. Am Sonntag ging ich zum ‚Egli‘ und stellte mich an die Türe und sah, wie sie drinnen tanzten. Da kam die Amrain-Susanne mit ihrer Freundin, der kleinen Marianne, und sie zogen mich herein. Zuerst mußte die Marianne mit mir tanzen. Anfangs wollte es nicht recht zusammen gehen; ich hielt sie auch nicht fest, aber sie war so flug, als wir dreimal herum waren, da ging es schon so feurig wie bei

den anderen, die mit ihren Uhrgehängen rasselten, und da fühlte ich es auch schon deutlicher, daß es etwas ganz Besonderes mit mir war. Und da ließ die Amrain-Susanne ihren Buben fahren und nahm mich, warm wie ich war, der Marianne aus dem Arm und tanzte mit keinem anderen mehr, bis es dunkel wurde im Saal. Nur zuweilen, wenn die Musikanten sich schneuzten, gab sie mir ein Glas Wein zu trinken, damit ich frisch blieb. Nachher drückte ich sie dann um so fester an mich, daß sie die Schultern zurückbog und mit den Schuhen nicht wußte wohin treten. Als der Tanz aus war, zog sie mich nach, an der Hand. Die Marianne mußte Streit anheben, daß niemand mitkam. Die Schuhe ließ ich auf der Straße, unter dem Brunntrog. Der Gemeindeamman trank im ‚Egli‘. Am Bett waren oben zwei Rosen gemalt. Als ich in unseren Stall zurückkam, und unsere fünf Kühe schliefen in der Reihe, da sagte ich mir selber: Es ist alles eins! Mensch oder Vieh — ich wollte nicht die Hand umkehren!

„Alle Nacht stieg ich zur Susanna zum Fenster hinein und heraus, und draußen sprang des Gemeindeammanns Barry an mir auf und leckte mir den Mund, ohne einen Laut in der Nacht. — Aber da war die Veronika, dem reichen Leser-Bauer die Tochter, ein stolzes Weibsbild, die war das erste Mädchen im ganzen Dorf. Am Sonntag gingen sie und ihre Gespaninnen das Dorf hinauf, alle in einer Reihe, daß kein Wagen nicht vorbei mochte, die Veronika in der Mitte, weil sie die größte war. Und wenn ein junger Bursche daherkam, dann sahen ihm alle sieben ins Gesicht, gerade in die Augen hinein, bis er vorbei war; und wenn er vorbei war, lachten sie, daß man es bei der Kirche oben hören mochte. Die Veronika hatte auch ihren Buben, schon seit einem Jahr. Aber der Weber-Ruodi hatte die Auszehrung seit dem Herbst. Er konnte nur mehr drei Tänze machen im ‚Egli‘, soviel Wein er auch trank. Dann stützte er die Ellbogen auf den Wirtstisch und sagte kein Wort. Wie mich die Veronika dann tanzen sah, die ganze

Nacht durch mit der Susanne, ohne daß ich mich einmal zum Tisch setzte, da kam sie und bat die Susanne um einen Tanz mit mir, sie wolle mich ihr nicht abwendig machen. Die Susanne wollte nicht, aber ich wollte schon und tanzte mit ihr. Die Susanne lief hinaus. Draußen auf der Bank heulte sie. Und die Veronika lachte im Tanz, ich konnte ihr bis in den Hals sehen. Da spürte ich zuerst, wie heiß es in ihr war. Wo man die Veronika nahm, war alles fest, als hätte man sie für den Metzger den Winter gefüttert. Wäre es ein dreijähriges Kind gewesen, bei meinem Eid, ich hätte zwanzig Napoleon dafür lösen wollen. Wir kamen einander nicht aus den Armen und gingen heim, so wie wir getanzt hatten. Es schlug ein Uhr, da klopfte es an den Laden. Das ist der Weber-Duodi, sagte sie und stand auf und sagte ihm Gute- nacht zum Fenster hinaus, daß er nicht die Nachtbuben holte. Dann sagte sie, ich dürfe nicht mehr zur Susanne, und weil sie mir so lieb war, sagte ich ja. Aber am Tag darauf meinte ich, ich müsse doch zur Susanne gehen. Deshalb ging ich zur Susanne, als es Nacht war, und berichtete ihr alles. Da sagte sie, sie sei nicht wie die Veronika; ihrethalben dürfe ich zu jeder gehen, es sei ihr gleich; nur zu einer nicht, zu ihrer Gespanin, der kleinen Marianne. Und weil die Susanne so gut war, sagte ich ja. Aber am anderen Tag dachte ich, es sei schlecht von der Susanne, daß sie mir verboten, zur Marianne zu gehen. Als dann aber unser Muni beschlagen wurde, weil Glatteis war und wir in den Wald fahren mußten, kam die kleine Marianne in die Schmiede und sagte, der Vater käme gleich, er braue noch einen Trank für dem Gemeinde- ammann sein krankes Ross. Da fragte ich sie, ob ich kommen dürfe. Die Marianne stand wie angefroren und sah nach dem Kohlen- feuer und ging leise die Treppe hinauf. —

„Im ‚Eglt‘, am Sonntag, gab es Streit zwischen der großen Veronika und der Susanne. Da tanzte ich den ganzen Nachmittag nur mit der kleinen Marianne. Und als der Tanz zu Ende ging,

hatten sie sich wieder ausgesöhnt, und wir gingen zu vier nach Hause. Sie hielten mich in der Mitte, weil sie Angst hatten, ich könnte ihnen davonlaufen. So gingen wir auch am nächsten Sonntag durchs Dorf, und die Buben fluchten und verschworen sich, wie sie mich sahen, sie wollten mich erschlagen, und die Mädchen, die bei ihnen standen, lachten sie aus und staunten mich an wie ein Kamel, weil ich mit den drei schönsten Mädchen ging. Die Veronika, die Susanne und die Marianne sahen nicht nach rechts und nicht nach links. Untereinander diskurierten sie, es war wie drei Hanfrätschen, und dabei lachten sie, daß es das ganze Dorf hören mußte. Der Pfarrer kam daher durch den frischen Schnee und tat, als sähe er nichts. Nur mir sah er unter die Augen. Aber ich dachte, es ist der Neid, weil er schneeweißes Haar hat. — Die kleine Marianne hatte mich so lieb, sie hatte mir eine Tabakspfeife geschenkt. Ich aber zeigte die Tabakspfeife der Susanne, und die Susanne schenkte mir eine große Pelzmütze. Und ich zeigte die Pelzmütze der Veronika, und die Veronika schenkte mir eine silberne Uhr. — Und so kam es, daß, als man die Sommerfrucht säte, da tanzte kein Mädchen im ‚Egli‘, und keine ging in die Spinnstube, bei der ich nicht gewesen zur Nacht. Am Tag schaffte ich, daß es mir eine Freude war. Der Suter-Bauer hatte auch seine Freude. Alle staunten, wie ich in die Breite gegangen war seit einem Jahr. Ich hatte Schultern, man hätte mich können in den Pflug spannen, und nahm mehr auf die Hutte als der Müller-Werni am Bach, wenn ich schon alle Nacht aus war und er nicht. Und bäumige Arme hatte ich bekommen; und gescheit war ich geworden, da fragte mich keiner mehr, wo Hüst oder Hott ist; dem hätt' ich's zeigen wollen! — Jetzt hat er das Maß, sagte der Suter-Bauer. Jetzt schicken sie ihn nicht zurück bei den Rekruten.

„Es war mitten im Sommer. Da machte ich die Stalltür auf in der Nacht, da stand die Suter-Bäuerin vor dem Stall. Hans, wohin willst du? — Rummert Euch das, Bäuerin? — Hans, ich

berichte es dem Suter-Bauer. — Da ging ich zurück in den Stall. Die Suter-Bäuerin war dreiundfünzig Jahr alt. Ihr Gesicht war nicht wie Wiesenland; es war wie Ackerfeld. Aber ich sagte mir, es ist für die Amrain-Susanne, sonst macht sie dem Suter-Bauer Bericht. Die Bethi wandte den Kopf im Schlaf, aber die Suter-Bäuerin tat, als kenne sie die Bethi nicht. Ich aber sah ein Mal. Und ich sagte: Wenn Ihr dem Suter-Bauer berichtet, ich gehe aus bei der Nacht, dann berichte ich dem Suter-Bauer, Ihr habt ein Mal. — Da kam sie nie mehr in den Stall, und ich ging, wohin mich der Teufel trieb.

„Und dann kam das Heuet, und dann kam die Ernte, und dann kam das Emd und dann kam die Weinlese, und an der Weinlese hat mich der Herrgott gestraft, daß ich mein Leben abkürzen sollte und zum Brandstifter werden. Dort drüben war es, auf dem Schloß Wildegg. Der Nebmann auf dem Schloß, weil er ein Eglistwyl war, nahm die Leser und Leserinnen von Eglistwyl. Es war ein reiches Jahr, das letzte, in dem ich Trauben in der Tanse getragen. Die Weinlese währte drei Tag. Wir waren sieben Mannsbilder und zwanzig Weibervölker. Und am dritten Tag, am Abend, da brachte der Schloßherr einen Zigeuner mit, der hatte eine Fiedel, und da tanzten wir auf dem Rasen im Schloßhof. Die Schloßbuben hatten Laternen aufgehängt, und da kamen die Mägde aus dem Haus und tanzten auch mit. Da war eine, die war das Stubenmädchen, die war aus dem Schwabenland. Die war dünn und klein wie ein Kienspan, aber Augen hatte sie, die gingen mir ins Fleisch, daß ich sie nicht mehr vergaß, und ich sehe sie noch heute. Die tanzte nur einmal mit mir, aber als wir gingen, kam sie mit, mit der dicken Köchin, den Weg entlang und sang. Das hörte ich die ganze Nacht. Ich lag im Stall und schaute in die Laterne. Am Abend ging ich wieder nach Wildegg hinunter, weil eine Tanse vergessen war, und da kam das Stubenmädchen mit mir in den unteren Hof unter die Felsen und gab mir den

Mund zum Küssen. Als ich ging, fühlte ich es hier, wo die Brust ist, da tat es weh, ich wußte nicht, was das ist, weil ich niemals krank gewesen war. So ging ich den zweiten Abend wieder hinunter und bat sie, ich wolle bei ihr sein bis am Morgen, aber sie sagte nein. Da habe ich geweint. Drei Tage ging ich nur auf das Feld hinaus, aber ich konnte nicht schaffen. Der Suter-Bauer sagte: Was ist dem Hans? Er ißt nicht, er trinkt nicht, er schafft nicht mehr. — Da ging ich wieder hinunter in der Nacht nach Wildegg. Bei jedem Schritt wurde mir besser. Das Schloßthor war zu, alles war finster. Da saß ich bis am Morgen und ging nicht mehr nach Eglismyl; ich verdingte mich unten im Dorf. Dann ging ich jeden Abend hinauf, wenn es dunkelte, und konnte ich nur einen Zipfel ihrer Schürze sehen, so wurde mir wohl. Unter der Woche fuhr ich mit einem Klasten Holz nach Lenzburg ins Städtchen. Da kaufte ich einen Ring, daß ich etwas hatte, wenn ich zu ihr kam. Sie lachte, als sie ihn nahm, und gab mir ihren Mund. Dann sagte sie, ich dürfe übermorgen wiederkommen, wenn es dunkel sei. Und als ich den Berg hinunterging, da sagte ich mir: dort drüben liegt Eglismyl, und jetzt bist du ein guter Mensch, jetzt kann es dir nicht fehlen in diesem Leben. Geschafft habe ich die drei Tage, bis ich die Marie sah, das war ihr Name, der Bauer hatte nie einen solchen Knecht gehabt. Da kamen mir auch Gedanken unter dem Schaffen: Wenn du vom Militär kommst, dann trägst du jeden Rappen zur Sparkasse, bis es genug ist zu einem Strohhaus und einem Acker. Dann gehst du hinauf aufs Schloß und fragst die Marie, ob sie deine Frau sein will. Und wenn sie nein sagt, dann gehst du nach Amerika und heiratest nie. Aber sie sagt nicht nein, die Marie; das wäre schlecht, sonst müßte sie es gleich heute sagen und dir nicht sagen, du solltest übermorgen wiederkommen. So sagte ich am Morgen und am Abend zu mir, wenn ich dem Vieh im Stall frische Streu gab; und ich sagte zu dem Vieh, wenn es nicht beiseite wollte: Davon versteht ihr nichts.

Das begreift ihr nicht in euren Köpfen. Es ist eben ein Unterschied, ob man Mensch oder Vieh ist!

„Jetzt habe ich sieben Jahre darüber nachgedacht, aber ich begreife noch nicht, was mich dort unten in die Anstalt gebracht, daß ich die schönsten Mannesjahre mir zur Schande schaffen muß und habe keinen Ertrag davon. — Die Marie war ein loses Geschöpf, und wie wir drei Wochen uns abgeschleckt hatten, unten, im unteren Hof, unter den Felsen, in Schnee und Kälte, da wollte sie es wärmer haben, und ich war ihr auch nicht böse darum. Da zeigte sie mir an dem Felsen, wo man hinauffklettern konnte, weil sie allein schlief in einem kleinen Gemach, unter dem großen Fenster, wo die Schlossfrau schlief, in den wilden Felsen gehauen. Und da stieg ich hinauf, in der Nacht, wie es zwölf Uhr schlug unten im Dorf, und bebte, daß nicht ein Stein ins Gebüsch herunterfiel und die Herrschaft oben erwecken könnte. — Die Marie machte leise das Fenster auf und machte es wieder zu. Dann gab es eine Stunde kein Wort. Und als ich von ihr ging, war sie noch ebenso, wie sie gewesen war, als ich zu ihr kam.

„Über die Felsen stürzte ich hinunter. Ich hatte kein Gefühl in Händen und Füßen. Und dann fühlte ich es hier oben, hier an der Kehle, als hätte ich einen Strick darum und würde gehenkt. Und vorn auf der Brust und im Rücken fühlte ich es, und dazwischen war es, als würde alles ausgerissen. Und vergiftet war ich in allen Adern, von Fuß bis zu Kopf. Anfangs wollte ich mich ertränken, aber dann dachte ich: Nein, was denkt sie dann von mir! — Sie hatte nicht geweint und nicht gelacht. Sie war wie zu Eis erfroren gewesen. Und dann dachte ich an die Unrain-Susanne, an die Veronika, an die Marianne. Die sind schuld, sagte ich mir, die sind schuld! — Es war nicht wahr, das weiß ich, aber ich sagte es mir so, und lief hin, die Straße von Egliswyl. Manchmal in der Anstalt ist es mir schon schlimm gewesen in den sieben Jahren, daß ich geheult habe und mich gekrümmt auf den Fliesen,

bis sie mich eingesperrt haben, wo kein Licht und keine Luft ist. Aber dann dachte ich an jene Nacht zurück und sagte mir: sie mögen mit dir tun, wie sie wollen, Schlimmeres, als was du in jener Nacht erlitten, gibt es nicht auf Gottes Welt: und das hast du hinter dir. Hätte mich damals einer genommen und gebunden und über die Bank gelegt und geschlagen, ich hätte ihm dafür danken wollen. Aber da war niemand. Ich schrie und brüllte wie ein Tier im Schlachthaus, als ich über den Berg durch den Wald kam. Immer kam es wie Flammen über mich, immer brennender. Es war, als wäre ich in einem brennenden Haus. Zu den Fenstern, zu den Lüden, wo ich hinsah, schlugen mir heiße Flammen ins Gesicht. Und unter mir glühte der Boden, wenn er schon gefroren war, daß ich stampfte und lief. So trieb es mich, anfangs wußte ich noch nicht, was tun, aber auf einmal ging es mir auf. Und da wurde mir besser, aber ich rannte nur weiter fort, ich dachte, der Tag könnte vorher dämmern. Da sah ich nur noch Flammen und Flammen. Über mir in den Bäumen brauste es. Es war der Bismund. Der kommt recht, sagte ich mir. Du mußt anfangen, wo der Wind herkommt, daß er es weiterträgt. Der Feuerweiber ist zugefroren, sagte ich mir. Das ist recht, das ist recht. Und als ich ans Dorf Egliswyl gekommen, da schlich ich links herum, weil von dort der Wind kam, und kroch in fünf Häuser außen unter das Strohdach und auf den Heuboden. Das dritte war dem Leserbauer sein Haus, und ich dachte an die Veronika, wenn sie nur mit verbrennt, und legte Feuer an. Dann lief ich zurück. Als ich hinauf an den Wald kam, leuchtete es schon auf, und ich wärmte mein Herz daran. Mitten im Wald war ich noch, da läuteten die Glocken im Städtchen Lenzburg, und auf dem Staufberg und drüben in Umriswyl. Und dann ging es Bumbum. Das war der Feuerwächter auf dem Schloß Lenzburg. Der schoß die Kanone los, und ich dachte, es hat gezündet, man wird es auf eine Stunde im Umkreis sehen. Als ich aus dem Wald kam, war auch alles rot

hinter mir am Himmel, und unten auf der breiten Landstraße hörte ich die Feuerspritze hinausraffeln. Die können lange spritzen, sagte ich mir, wenn sie kein Wasser haben, und rannte weiter nach Wildegg hinunter. An den Felsen kam ich hinauf, ich weiß nicht wie und klopfte leise ans Fenster. Da kam die Marie. Laß mich ein, sagte ich. Mach auf, Marie! Da machte sie auf. — Hast du gehört, es brennt! — Was brennt? Wo brennt es? — Siehst du es dort? Der ganze Himmel brennt! — O Gott im Himmel! — Es brennt! Das ganze Dorf brennt! Das Dorf Egliswyl! Das habe ich getan. Sieh, wie es leuchtet. An fünf Ecken habe ich es angezündet, Marie! Sieh hin, sieh hin!

„Aber sie war immer noch wie Eis. Es rührte sie nicht. Weiß war sie im Gesicht. Sie kleidete sich an, so rasch es ging, und weckte das ganze Schloß. Und dann lief sie hinunter auf die Schreiberei, schellte die Leute heraus und sagte, sie wisse, wer das Dorf Egliswyl angezündet, und zeigte auf mich. Ich sei es gewesen. Ich habe mich bei ihr verbergen wollen, in ihrer Kammer; so verhaßt war ich ihr. Da kamen sie herauf mit der Zwangsjacke; ich stand noch immer am Fenster, sah, wie der Himmel immer noch röter und röter wurde, und hatte meine Freude daran. — Da nahmen sie mich und führten mich in den Schloßhof. Die Marie stand dabei. Gelacht hat sie nicht, das sah ich wohl, ich weiß nicht, warum nicht.“

Wir waren oben am Berg angekommen, wo der Erdrutsch war. Drüben in der Entfernung von einer Stunde lag das Schloß Wildegg in warmem Abendsonnenschein. Die Fenster glitzerten. Mein Vater hätte mich während der Erzählung vielleicht gerne fortgeschickt, wenn auf dem Wege den Berg hinauf eine Veranlassung dazu gewesen wäre. Der Sträfling reckte seine knochige Gestalt und legte die Bleiröhre auf den Rasen. — Übrigens mochte mein Vater sich auch gesagt haben, ich verstehe nichts von dem Gesprochenen. Tatsächlich ist mi. das Verständnis auch erst viel, viel später aufgegangen. Der Sträfling mußte damals längst wieder in Freiheit sein.

Rabbi Ezra

Moses, Moses, du gefällst mir nicht. Warum willst du dich verloben mit zwanzig, wenn du erst willst heiraten mit fünf- undzwanzig?" — Der alte Esra sah seinem Sohne zwischen den Wimpern durch, als wollte er im Innern des Kopfes eine kabbalistische Flammenschrift entziffern.

„Ich liebe Rebekka.“

„Du liebst die Rebekka? Woher weißt du, daß du liebst die Rebekka? Will ich dir glauben, daß du liebst einen kleinen Fuß, eine weiße Haut, ein bartloses Antlitz; aber woher weißt du, daß es ist die Rebekka? Hast du studiert das Römische Recht und das Christliche Recht, aber hast du nicht studiert die Frauen. Habe ich dich erzogen zwanzig Jahre mit Sorgfalt, daß du mir anfängst dein Leben mit einer Narrheit? Wieviel Frauen hast du gekannt, Moses, daß du kannst kommen zu deinem alten Vater und sagen, du liebst?“

„Ich kenne nur eine, und die liebe ich von ganzem Herzen.“

„Von ganzem Herzen, wie heißt? — Hast du kennen gelernt dein ganzes Herz?“

„Ich bitte dich ernstlich, lieber Vater, über meine Gefühle nicht spotten zu wollen.“

„Moses, Moses, werd' mir nicht rappelköpfig. Ich sage dir, werd' mir nicht rappelköpfig. Laß dir erzählen eine Geschichte. Komm, setz

dich zu mir, auf den samtenen Divan. Will ich dir erzählen von meinem Vater, was er mir hat gesagt, als ich war zwanzig Jahre. Esra, hat er mir gesagt, wenn du heiratest, heirate eine reiche Frau. Laß dir sagen von deinem alten Vater, daß die Frau ist vergänglich. Aber so ein blanker Taler, Esra, der kann sich halten durch Generationen! — Habe ich mir gedacht, daß er ist ein alter Mann und habe ich ihm geschworen, daß meine Braut wird mitbekommen dreißigtausend Taler. Aber ich will dir erklären, Moses, warum ich sie habe geliebt, warum ich sie habe geheiratet, die kleine Lea, warum ich habe in Erbsal gelebt mit ihr, bis sie mir ist hingeschwunden wie der Schnee in der Hand. Weil ich nicht habe gekannt die Frauen, weil ich nicht habe gekannt den Esra, mich selbst.

„Moses, ich bin ein alter Mann und will von der Welt nichts mehr, als daß es dir möge gut gehen. Aber mit zwanzig Jahren, da war es in mir, wie in einem Hühnerstall in der Früh, wenn die Sonne aufsteigt. Wenn ich bin gegangen auf der Straßen und ist gekommen ein Christenmädchen oder eine von unserem Stamm, dann habe ich sie gefühlt in den Fingerspizen und habe gewünscht, daß ich wäre gewesen der König Salomon mit fünftausend Weibern. Aber sie mußte geschaffen sein, als hätte sie gemacht der Herr für sich selbst, Moses, versteh' mich recht, mit allem angetan, was das Weib kann an Schätzen besitzen. Wenn sie war klein und blaß und dünn und flink wie eine Ratte, dann habe ich den Regenschirm gesenkt nach ihrer Seite, weil es mich hat in den Augen geschmerzt, sie zu sehen. Aber wenn sie war gewachsen wie Zedern auf Libanon, dann habe ich den Regenschirm gesenkt nach der anderen Seite, und habe ihr Bild mit nach Hause genommen und habe es geschaut über dem Talmud, und in den heiligen Worten habe ich gehört den Takt ihrer Füße. Und in der Nacht ist es zu mir gekommen und hat mich aufgesucht in meinen Träumen, das Bild — Gott der Gerechte, habe ich es vor mir gehabt, wie Moses, dem du dankst deinen Namen, auf Nebo das Gelobte Land; hätte ich es können

greifen mit Händen, habe ich gesehen Milch und Honig fließen und konnte nicht gelangen über den Jordan durch den Willen des Herrn.

„Aber da habe ich mir gesagt — Moses, kannst du dir denken, was ich mir habe gesagt? — Du, habe ich mir gesagt, du bist ein Kind des Teufels, du bist es gewesen von Mutterleib. Wenn du wirst nachgeben deinen Gelüsten, wenn du wirst über den Jordan gehen, so wird dich treffen der Zorn, und du wirst sein ein Kind des Todes. Du sollst nicht gehen zu Weibern, die den Sinnen gefallen, sondern zu Weibern, die dem Herzen gefallen, wenn dein Fleisch nicht soll werden wie das Fleisch Hiobs, wenn das Werk deiner Tage und Nächte nicht soll werden verflucht, und wenn du nicht willst Gras fressen wie Nebukadnezar.

„Und da bin ich gegangen zum alten Hesekiel und habe ihm gesagt, er soll mir geben seine Tochter Lea, und hab' ihm geschworen, ich wolle ihr legen die Händ' unter die Fuß'. Sie war ein Mädchen, die Lea, wie ein Schatten auf einer Fensterscheibe, man hätte sie können nehmen als Lampenschirm, aber ich hab' sie geliebt, weil ich mir habe gedacht, sie wird mich erretten vor mir selbst, vor dem Teufel und vor dem Tod, den ich gefühlt habe Tag und Nacht über meinem Haupte. Anfangs hat sie mich nicht gewollt, denn ich war groß und breit, und sie war klein und dünn, daß sie sich hat geniert, mit mir zu gehen über die Straße. Aber weil kein anderer ist gekommen, hat sie mich genommen.

„Jetzt, Moses, höre von deinem alten Vater, wie unser menschlicher Verstand ist beschränkt und wie all unsere Einsicht ist eitel. Ich hatte die Süßigkeit der Liebe noch nicht gekostet, Moses, gerade wie du; ich war noch keusch wie der Tau auf Hebron, gerade wie du, wiewohl du hast studiert das Römische Recht und das Christliche Recht und hast vernachlässigt Moses und die Propheten. Aber als ich gekostet die Süßigkeit der Liebe mit Lea, da habe ich erkannt, daß sie ist eine Sünde vor dem Herrn, und habe dem

Herrn gedankt, daß er mir hat gegeben ein Weib, das mich nicht läßt wandeln die Wege der Gottlosen. Hatte ich mir doch geträumt in meinen einsamen Nächten, daß die Liebe werde erfreuen den Leib als ein Labfal, und siehe, sie schmeckt nicht süßer, der Lea und mir, als wie die Medizin schmeckt dem Kranken. Und so nahmen wir sie, wie man nimmt Medizin, mit geschlossenen Augen und Würgen im Hals und nicht mehr, als der Arzt hat verschrieben. Und wenn es war durchgekostet, dann fühlte man sich gerichtet vor Gott und verdammt und wick sich aus wie Diebe bei der Nacht, die einander betroffen bei teuflischem Werke. Da habe ich mir gesagt: Du hast recht erkannt, Esra, daß die fleischliche Liebe ist Satansdienst und nicht würdig, daß der Mensch ihrer obliege. — Aber, Moses, glaub' deinem alten Vater, ich war nicht glücklich.

„. . . ich war nicht glücklich, Moses, mein Sohn, der Herr ist mein Zeuge; denn ich konnte so wenig reden mit meiner Lea, wie ich kann reden mit meinem Kleiderstock oder wie ich kann reden mit meinen Fingernägeln. Ihre Gedanken waren nicht meine Gedanken, weil meine Gedanken sind meine Gedanken, und weil sie hat keine gehabt. Da habe ich mich gewendet in die Einsamkeit, und die Einsamkeit war gesprächiger als meine Lea, und habe mir gesagt: Esra, habe ich mir gesagt, du hast gekauft eine Katze im Sack; auf dein Haupt die Verantwortung. Du hättest sie können prüfen, habe ich mir gesagt, ob ihr Geist ist geschaffen für deinen Geist, ob ihr Herz ist der Bruder zu deinem Herzen. Laß sie nicht merken, Esra, daß du hast gekauft eine Katze im Sack, denn sie ist unschuldig wie das Lamm, das zur Tränke geht. Warum hast du nicht ebenso sorgfältig ausgesucht, als du dir genommen eine Frau, wie du aussuchst, wenn du gehst in den Laden und kaufst dir für eine Mark zwanzig eine Krawatte?!

„So habe ich gelebt mit ihr und gelitten und geschwiegen zwei Jahre und habe sie immer noch geliebt, meine kleine Lea, weil sie

mich hat gefeit gegen die Verlockungen des Fleisches, bis sie mir hätte sollen schenken ein Knäblein und hatte nicht Raum dafür, und es dem Herrn hat gefallen, daß er sie hat von mir genommen, samt meinem Kind.

„Moses, da war mir, alles hätte man mir ausgebrannt mit glühenden Eisen die Eingeweide aus meinem Leib, als wäre niedergebrannt und ausgestorben die Erde, als wäre ich allein geblieben, zu tragen den Fluch. Da habe ich mich empört wider Jehova, da habe ich geschrien: Verflucht sei dein Name! Warum hast du mir genommen ein Weib, das ich mir habe gewählt, um dir zu dienen! Bist du geschlagen mit Dummheit, daß du zerschmetterst dein Kind und verschonst deine Feinde! Kannst du nicht nehmen das Lamm dem Reichen; mußt du es nehmen dem Armen, dem es ist gewesen sein alles! Verflucht sei dein Name! Mußt du mich preisgeben der Anfechtung, mußt du mich stoßen hinaus in Versuchung und Sünde, mußt du mich wieder lassen kommen in die Hände der Gottlosen, nachdem ich mit Mühe und Not meine Seele geborgen vor deinem Zorn! Verflucht sei dein Name! Verflucht sei dein Name! Auf dein Haupt meine Verdammnis! — Und da bin ich gegangen, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Ja, Moses, daß du es weißt, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Nicht daß ich dir sage, Moses, mein Sohn, daß du sollst gehn zu den Töchtern der Wüste. Mach's, wie du willst. Aber ich, dein Vater Esra, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Und wie ich bin gegangen, da habe ich Jehova geflucht: Du, Herr, bist schuld, daß ich gehe, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Warum hast du mir genommen meine Lea!

„Und nun, Moses, sperr deine Ohren auf, auf daß du mich recht verstehst. — Habe ich gekostet von Christenmädchen, habe ich gekostet von Judenmädchen, habe ich gekostet von den Töchtern Hams. Habe ich nicht ausgesucht, was meinem Herzen war gefällig; habe

ich ausgesucht, was meinen Sinnen war gefällig, weil ich war gekommen, zu erwürgen meinen Jammer, weil ich war gekommen, zu vergessen meine Lea. Habe ich mir ausgesucht, was da war gewachsen wie Zedern auf Libanon, was da war angetan mit allem, was ein Weib kann an Schätzen besitzen. Und habe ich gefunden, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto verständiger konnte ich reden zu ihr, desto verständiger hat sie geredet zu mir, desto freundlicher ist sie gekommen, desto mehr hat sie behagt meinem Herzen. Und habe ich gefunden, Moses, mein Sohn, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto weniger habe ich gespürt von Sünde, desto gerechter ist mir geworden zumut, desto näher habe ich mich gefühlt dem Allmächtigen. Moses, und wenn du mir bötest eine halbe Million, ich möchte sie nicht nehmen um diese Erkenntnis. Nein, ich möchte sie nicht nehmen, denn die Erkenntnis trägt Zinsen zu zwanzig Prozent, zu dreißig Prozent, zu hundert Prozent; und die Zinsen sind Kinder und Kindeskinde. Kann man unglücklich sein mit einer halben Million, aber kann man nicht unglücklich sein mit der Erkenntnis, daß die fleischliche Liebe nicht ist Satansdienst, wenn der Mensch die Pfade wandelt, die ihm der Herr gewiesen, weil er zwei Menschen hat füreinander geschaffen außen und innen, an Leib und an Seele.

„Bin ich hingegangen, bin ich zusammengebrochen, hab' ich mich geschlagen vor die Brust, habe ich geschrien: Herr, Herr, ich habe deinen heimlichen Rat gehört. Fängst du die Weisen in ihrer Listigkeit, daß sie des Tages in Finsternis laufen und tappen im Mittag wie in der Nacht! — Und dann bin ich gegangen, Moses, und hab' mir ein Weib gesucht mit all meinen Sinnen. Hab' ich gefunden Sarah, die Tochter Mardochoais, herrlich anzuschauen, wie die neugeschaffene Erde, und sie ist geworden deine Mutter. Habe ich ihr geprüft Herz und Nieren, und habe ich gefunden, daß ihr Herz ist der Bruder zu meinem Herzen. Und in der Hochzeitsnacht, Moses, mein Sohn, in der Nacht, der du dankst dein Leben, da

habe ich erkannt, daß ihr Leib war der Zwilling zu meinem Leib; und habe gelobt den Herrn, dessen Geist nicht lügt, dessen Wahrheit offenbart ist in seinen Werken.“ —

Rabbi Esra wischte sich den Schweiß von der Stirne und atmete schwer. Moses schlich gesenkten Hauptes von hinnen.

Der greise Freier

Leonie Fischer war eine feine Natur. Ihre Züge waren eher süß als schön zu nennen. Der Reiz lag in dem Ausdruck der Augen und in den etwas emporgezogenen Mundwinkeln. Der Menschenkenner, der sie sah, mußte sich aber sagen, daß das keine vergänglichen Reize waren, sondern daß die alte Frau in weißem Haar noch ebenso sehr dadurch auffallen werde, wie es jetzt das junge Mädchen tat. Von vollendeter Schönheit war ihre Kopfform und der eigentümliche Ansatß der glänzend schwarzen Haare, die sich dicht an den Kopf anschmiegeten. Ihre Büste war knospenhaft, ihre Hüften hätten stärker sein können, aber ihr Schuhwerk trug die Nummer 36 und ihre Hände wären jedenfalls hübsch gewesen, wenn sie nicht, seit sie die Schule verlassen, zu Hause die Wirtschaft geführt, gekocht, gepuzt und gewaschen hätte.

Leonie Fischer war eine von jenen Naturen, die sich in allen Lebenslagen und unter Menschen jedes Standes zurecht finden, die niemals anstoßen, dank einem angeborenen feinen seelischen Takt und einer selbstlosen Denkungsart; eine von jenen Naturen, die immer mit anderen empfinden und die nur glücklich sein können, wenn es ihre Umgebung ist.

Leonie Fischer hatte seit ihrem fünften Jahr keine Mutter mehr und war nie aus dem kleinen Städtchen Lenzburg herausgekommen. Ihr Vater stand den Tag über in seinem Spezereiladen und abends

saß er mit einigen griesgrämigen Graubärten in einer der unzähligen Wirtschaften um einen runden, spärlich erleuchteten Tisch herum und kam nie vor elf Uhr nach Hause. Seit ihre ältere Schwester tot war, hatte das Mädchen fast jeden Abend zu Hause allein zugebracht mit einer feinen Häkelei und einem Buch aus der Stadtbibliothek und hatte sich nie gelangweilt. Schon mit siebzehn Jahren hätte sie sich sehr gut verheiraten können. Ihr Vater hatte damals mit der Faust auf den Tisch geschlagen und sie eine verdrehte Frage genannt, weil sie die Partie ausgeschlagen. Aber sie hatte nur ruhig vor sich hingelächelt; sie wartete, bis der Rechte kam, sie war nicht für das Herumprobieren. Und als der Rechte kam, da besann sie sich auch nicht erst lange, sondern griff gleich mit beiden Händen zu. Er war von mittlerer Statur, fünfunddreißig Jahr alt, hatte einen elastischen Gang, ein einträgliches Geschäft und, was seiner Braut beinah die Hauptsache war, er verstand es, wenn es ihr gerade darum zu tun war, ernst zu sein, und sie konnte mit ihm ruhig über Dinge reden, die weder mit seinem Geschäft noch mit der Spezereihandlung ihres Vaters in Beziehung standen.

Das junge Paar machte seine Hochzeitsreise an den Gardasee. Da saßen sie am Nachmittag im Sonnenschein nebeneinander auf der Veranda, sprachen wenig, schämten sich ein wenig ihrer Mattigkeit und waren mit vollem Herzen dem Augenblick für sein Schönheit dankbar. Leonies feine Mundwinkel verzogen sich zu einem Lächeln, so oft ihre Augen denen ihres Gatten begegneten. Er warf ihr dann einen strengen Blick zu, darauf wurde sie jedesmal rot bis unter die Haare, und dann sah er sie so hilflos flehentlich an, als wollte er sie um Verzeihung bitten. Der Schluß war immer der, daß sie ihre Hand in die seinigen legte und mit warmer Empfindung von ihm kajo lieren ließ. So ging es täglich bis Sonnenuntergang. Leonie genoß ihr junges Glück ohne Ziererei, in absoluter Hingebung, aber auch ohne Urteil, ohne jedes Ansehen der Person.

Sie liebte vorderhand nur die Liebe, und nur manchmal freute sie sich im stillen für die Zukunft darüber, einen so liebenswürdigen braven Lebensgefährten gefunden zu haben. So hatte sie es sich auch erträumt, während all der Jahre, wenn sie abends allein zu Hause saß. Als sie vor dem Altar neben ihrem Erwählten das Ja aussprach, hatte sie sich im stillen das Versprechen gegeben, nie jemand anders als nur sich selbst dafür verantwortlich machen zu wollen, ob sie glücklich werde oder nicht. Und außerdem hatte sie inbrünstig zum Himmel gefleht, ihr und den Ihrigen seine schweren unvorhergesehenen Schicksalsschläge ersparen zu wollen.

Es war ruhig geworden in dem großen Hotel. Die Zimmertüre war fest verriegelt, die schweren grünen Vorhänge waren geschlossen, auf dem Tisch brannte die Nachtlampe; Mitternacht war längst vorbei und das Pärchen konnte den Schlaf nicht finden. Das kam jedenfalls, weil man sich tagsüber so wenig Bewegung machte, und weil man nach dem Abendessen noch eine Tasse Kaffee getrunken hatte. „Wie kommt es,“ sagte der junge Mann im Flüsterton, „daß du mit deinen zwanzig Jahren und mit der Leidenschaft, die du in dir hast, sonst immer so ruhig bist. Wenn man dich draußen im Leben sieht, wie du sprichst und wie du dich benimmst, möchte man glauben, du wärest früher schon einmal auf der Welt gewesen. Andere Mädchen in deinem Alter sind immer gleich aus dem Häuschen, und du wirst nur immer stiller und gefasster, wenn dir etwas Unangenehmes in den Weg kommt.“

„Vielleicht kommt es von dem, was ich als Kind durchgemacht,“ sagte das junge Weib. In ihren Augen spiegelte sich ein feiner Lichtschimmer. Sonst war alles Nacht umher.

„Was hast du denn durchgemacht?“

„Als meine Schwester starb. Habe ich dir das nie erzählt?“

„Nein. Ich erinnere mich wenigstens nicht.“

„Du hast ihre Photographie gesehen. Sie war keineibe einen Kopf größer, als ich jetzt bin, und viel kräftiger, am ganzen Körper. Sie

hatte Arme, daß ich sie mit beiden Händen kaum umspannen konnte. Aber sie war gar nicht plump oder schwerfällig. Sie war gelenkiger als ich, und wenn sie ging, dann sah es aus, als ob sich der Boden bei jedem Schritt ihrem Fuß anschmiegte. Das kam vielleicht, weil sie so volle, breite Hüften hatte. Das Schönste an ihr war der Hals. Wenn ich jetzt an sie zurückdenke, sehe ich immer zuerst ihren schönen runden Hals und die runden Schultern darunter. Aber sie war als Mädchen schon so stark, wie es sonst eine Frau erst wird, wenn sie zwei oder mehr Kinder gehabt hat. Kein Mensch hätte gedacht, daß sie sterben müßte. Nur sie selber, sie machte sich immer die schrecklichsten Gedanken, soweit ich mich erinnern kann. Das stand ihr auch in den Augen geschrieben. Wenn man sie ansah, glaubte man, im nächsten Augenblicke kommen ihr die Tränen. Sie erzählte einem lange Geschichten von einem Unglück, das geschehen sei, oder das kommen werde; und wenn man nachher ruhig darüber nachdachte, so war nichts, aber auch gar nichts daran. Immer war sie aufgeregter und scheu. Vor lauter Angst, vor Unglück und Tod fand sie eigentlich nie recht den Mut, auf der Welt zu sein, bis ganz zuletzt, da kam es ihr anders. Aber das war es eben auch, was ihr nie Ruhe gelassen. Sie hatte kaum lange Kleider bekommen und war konfirmirt worden, da dachte sie schon immer nur an das eine: wie und wann sie sich verheirathen werde. Und dabei hatte sie so eine Ahnung, ich weiß nicht woher, daß es niemals kommen werde, daß sie es nicht erleben würde, daß sie vorher fort müßte. Das war auch der Grund von allem, was sich schließlich zutrug.

Ich erinnere mich, fuhr Leonie fort, ich war vielleicht zehn Jahr alt, da schiefen wir zusammen in einem Bett. Neben dem Bett stand die Wiege, in der meine Puppe schlief, und im andern Bett schlief die Lisbeth, unsere alte Magd. Lisbeth schnarchte so laut, daß wir oft beide mitten in der Nacht erwachten. Dann sprachen wir leise im Dunkeln, gerade so, wie wir jetzt sprechen, nur daß

wir kein Himmelbett hatten. Und einmal, da fragte mich Klara, wenn ich mich einmal verheirate, wie mein Mann dann sein müsse. Ich hatte noch gar nie darüber nachgedacht. Ich sagte, ich weiß es nicht. Da erzählte sie mir von sich, sie wünsche sich einen, der müsse breite Schultern haben und groß gewachsen sein. Er müsse eine gerade kurze Nase haben, darunter einen kleinen blonden Schnurrbart und schöne blendendweiße Zähne. Er müsse das Haar kurz geschoren tragen und dürfe keine große Ohren haben, aber seine Beine müßten schön sein, und er müsse hohe Stiefel tragen mit großen Sporen. Sie erzählte mir die halbe Nacht von ihm. Wir suchten unter unseren Bekannten, aber da war keiner, der ihr stattlich genug gewesen wäre. Und schließlich sagte sie dann, indem sie ihre Stirne an meine Brust drückte und ordentlich schluchzte: „Ich glaube, daß ich einmal einen alten Mann von fünfzig oder sechzig Jahren heiraten muß, einen, der keine Zähne mehr im Munde hat, und der bei jedem Wort, das er sagt, grinst und hustet. O Leonie, Leonie, wenn du wüßtest, wie ich mich davor fürchte, wie mir graut!“ — Ich fühlte, sie hatte alles Blut im Kopf, und ihre feisten Arme waren heiß wie Feuer. Sie war damals erst ein Jahr aus der Schule.

Und in einer anderen Nacht, als Lisbeth wieder so fürchterlich schnarchte, daß der Ofen zitterte, da erzählte sie mir dann alles, wie es einem ergeht im Leben, warum man sich verheiratet, und weswegen wir Mädchen nicht ebenso gekleidet gehen, wie ihr Männer. Ich fand das alles ganz natürlich, aber sie machte eine große unheimliche Geschichte daraus. Sie konnte kaum reden, und ich hörte, wie ihr unter der Decke das Herz klopfte. Ich hatte noch nichts davon gewußt, aber ich hatte mir auch nie irgend etwas Unnatürliches gedacht.

Als sie dann drei Jahre später aus dem Welschland zurückkam — sie war derweil wirklich ein sehr schönes, prächtiges Mädchen geworden, abgesehen von ihrer Korpulenz — da machte ihr aber

weiß Gott gleich ein alter Mann, es war der alte wackelige Gerichtschreiber, der uns schräg gegenüber wohnte, einen Heiratsantrag. Vier Wochen lang konnte sie sich von dem Entsetzen nicht erholen. Sie ging nicht aus, sie sprach nicht, sie schlug die Augen nicht auf, sie sah niemandem mehr ins Gesicht. Es war beinahe, als wollte sie den Verstand verlieren. Der Gerichtschreiber war sonst ein sehr geachteter Mann; meine Liebe freilich wäre er auch nicht gewesen. Er erzählte dem Vater, er hätte die Klara gern zur Frau gehabt, weil sie die Lippen nie ganz geschlossen halte; sie müsse viel Gemüt haben. Darin hatte er auch recht. Sie hatte ihn zuerst ganz freundlich empfangen. Als sie dann aber gemerkt, was er ihr zumutete, da hatte sie nur so herausgeheult und Gliederkrämpfe bekommen. Wir mußten ihr den ganzen Tag Eisumschläge machen.

Im drauffolgenden Sommer kam Rudolf Elsner nach Lenzburg. Das war wirklich, wie wenn der Himmel zwei Menschen zueinander geführt hätte, die jeder extra nur für den anderen geboren und herangewachsen waren, und die sonst vielleicht die halbe Welt hätten absuchen können, ohne zu finden, was für sie das Richtige war. Sie war ihm zuerst in der Vorstadt begegnet, als sie zum Baden ging; aber gleich war es ihr auch aufgegangen wie ein Nordlicht. Sie hatte kaum einen Schritt weiter können. Sie erzählte es mir, als wir am Abend allein waren; im ganzen Körper hätte sie gefühlt, wie ihr das Blut hinauf und hinunter wallte. Als sie zum Abendbrot heim kam, hatte sie sich nur über das Wasser im Bach beklagt; es sei so lau und trocken gewesen. Dabei war es elf Grad.

Es wurde ihr furchtbar schwer, sich nichts merken zu lassen; aber ihm war es mit ihr nicht besser gegangen. Am nächsten Mittag kam er schon und kaufte Zigarren. Klara und ich standen oben am Fenster. Es war ein wahrer Herkules; seine Brust war so voll und gewölbt, man hätte mit einem Steinwagen darüberfahren können;

die Knie drückte er durch; wir hörten seinen Schritt drüben vom Rathhaus zurückhallen; Schnurrbart hatte er noch nicht, er war erst dreiundzwanzig Jahr alt; um so besser sah man den breiten vollen Mund, nicht viel Lippen, aber Ausdruck darin. Als er durch das untere Thor ging, bückte er sich unwillkürlich; von hinten war es, als sähe man seine Arme durch die Rockärmel durch. Den Hut trug er hinten auf dem Kopf; das war das einzig Nachlässige an ihm; darunter glänzte sein weißer Nacken. Sein Kopf war gedrungen, aber elegant und beweglich; er trug ihn nicht starr zur Erde wie ein Stier, sondern hoch und stolz wie ein Löwe. Er hatte eben seinen Militärdienst gemacht, ich glaube, die Offizierschule, er war bei der Artillerie; und nun war er als Kommiss in der Eisenhandlung neben dem unteren Thor eingetreten. — Ich bebte vor bangem Entzücken, als ich Klara so völlig selbstvergessen und schweratmend neben mir stehen sah. Ich war noch durchaus Kind, aber ich darf wohl sagen, als sie sich vierzehn Tage darauf heimlich verlobten, da habe ich mich gewiß mindestens ebensosehr darüber gefreut, wie sie selber.

Sie trafen sich am Postschalter, er schrieb eine Postkarte, sie wollte auch eine schreiben, er gab ihr die Feder, dann hatten sie sich verlobt. Geredet hatten sie kaum ein Wort. Er hatte sich auf die Lippen gebissen und ihr in die Seele hinuntergesehen; sie hatte es ebenso mit ihm gemacht, womöglich noch leidenschaftlicher, und dann war alles im klaren und abgemacht, so fest wie der Himmel über der Erde gebaut ist. Sie kam nach Hause, kniete am Sofa nieder, heulte und schrie vor Glück und schlug mit den Füßen auf die Dielen.

Öffentlich verloben konnten sie sich noch nicht. Es ging nicht, weil er erst Kommiss war; aber er hatte Aussicht, sich als Kommanditär in der Eisenhandlung zu beteiligen. Sein Vater war ein sehr reicher Weisser, und Klara bekam ja auch Geld mit; aber sie mußten wenigstens noch ein Jahr warten. Und nun gingen wir jeden

Abend, wenn die Eisenhandlung geschlossen wurde, zusammenhin- aus in den Wald, Klara und ich, nach dem Römerstein. Sie mußte mich mitnehmen, weil ihr sonst andere Mädchen nachgelaufen wären, um zu sehen, wohin sie ging. Und da küßten sie sich dann eine Stunde lang, bis zum Abendessen. Ich saß immer daneben; Klara hatte mir befohlen, sie nie einen Augenblick mit ihm allein zu lassen, und ich glaube, er war ihr aufrichtig dankbar dafür; wenigstens verstand er sie; sie wollten sich ihr Lebensglück ungefährdet bewahren. Aber für mich war es keine Kleinigkeit, Abend für Abend mit anzusehen, wie sie beide rot im Gesicht wurden und zu zittern begannen und eine Stunde lang kein Wort sprachen und dabei so ernst und unheilvoll aussahen wie die Wolken, aus denen der Blitz durch den Himmel fährt. Rudolf, wenn er sich einmal umwandte, sah immer freundlich zu mir herüber. Ich hatte mein deutsches Lesebuch mitgenommen, aber manchmal schwirrten mir die Buchstaben durcheinander. Wenn ich dann zu Klara auf sah, trocknete sie sich die Tränen aus den Augen. — Oft, wenn wir heimgingen, hatte ich tiefes Mitleid mit ihr, aber ich war so andächtig, ich wagte nichts zu sagen. So ging es ein volles Jahr, bei Sonnenschein, bei Regen und im Schnee. Im Winter zerriß mir einmal der Rock, als ich von der Bank aufstand; ich war angefroren, während neben mir, über Rudolf und Klara, der Reif von den Zweigen taute.

Als der nächste Sommer zu Ende ging, im September ungefähr, reiste Rudolf dann auf einen Tag nach Hause und machte alles mit seinem Vater ab. In sechs Monaten wollte ihm sein Vater das Geld geben, daß er als Teilhaber ins Geschäft treten könne. Das wäre also im Februar gewesen; dann dürfe er Klara heiraten und eine Reise mit ihr nach Italien machen. Sofort wurden Karten verschickt, ganz Lenzburg gratulierte, und Klara fand ein wenig Zerstreuung dabei. Es erschien ihr das alles so komisch, daß sie manchmal ebenso fröhlich und munter wurde, wie es andere

Mädchen in der Brautzeit sind. Aber nun kam er jeden Abend zu uns ins Haus. Der Vater saß im Wirtshaus, und ich machte meine Schulaufgaben. Sie gaben sich alle Mühe, nicht mehr so aufgereggt zu sein; über das Küssen waren sie hinaus, es war doch nicht mehr das gleiche wie zu Anfang; sie waren gescheiter geworden, und die Hochzeit rückte ja mit jedem Tage näher. Sie ver- schlangen sich nur schon gegenseitig mit den Augen; ich sehe sie noch einander stumm gegenüber sitzen, sie im Sofa und er auf dem Taburett ohne Lehne, aufrecht, regungslos, wie auf Kohlen. Manchmal sah ich von meinem Platz aus unter den Tisch, weil ich erst gar nicht daran glauben konnte, daß das Wetter so ruhig geworden, aber auch da war nichts. Ich erzählte, um ihnen die Zeit zu ver- treiben, von dem, was ich gerade las, bis ich merkte, daß mir niemand zuhörte. Da schwieg ich auch und schrieb meinen Aufsatz. Es war totenstill. Man hörte nur die Lampe und meine Feder und das Atmen.

. . . am ersten Dezember bekam Klara einen furchtbaren Anfall. Es war gleich nach Tisch. Die Sinne vergingen ihr, ihr Gesicht und ihre Hände wurden blau, wie mit Linte übergossen, von Atmen merkte man nichts mehr und ihr Herz klopfte so, daß man es, trotz- dem sie so stark war, durch das Kleid durchsah. Den ganzen Vor- mittag hatte sie gefürchtet, an ihrem Hochzeitstage werde Krieg ausbrechen, weil Rudolf dann hätte mit der Artillerie reiten müssen. Ich knöpfte ihr die Taille auf und öffnete ihr das Korsett, aber es half nichts. Als der Doktor kam, hatten wir sie schon zu Bette gebracht. Er sagte, sie habe einen schweren Herzfehler. Er gab ihr etwas, daß sie wieder zu sich kam. Ihr erstes Wort war, als sie die Augen öffnete: „Leonie, o Leonie, ich muß sterben!“

Um Abend kam der Doktor wieder; Rudolf und ich standen an ihrem Bett; er wußte, daß Klara und Rudolf verlobt waren. Als er fortging, sagte er mir, unter keinen Umständen dürfe ich Ru- dolf wieder zu ihr hinauflassen; es rege sie zu sehr auf, er habe

es gesehen; der ganze Unfall rühre überhaupt nur von der entsetzlichen Aufregung her, in der sie sich befinde; wenn ich ihn nochmal vor ihr Bett lasse, so könne es ihr Tod sein. Dasselbe sagte er dem Vater unten vor dem Laden. Ich wurde beauftragt, es Rudolf mitzuteilen. Natürlich ging ich am anderen Tag nicht zur Schule.

Die alte Lisbeth war fort, seit Klara aus dem Welschland zurückgekommen und in der Wirtschaft mithelfen konnte. Seitdem hatte ich das Bett, in dem die Lisbeth geschlafen, seit die Mutter tot war. In der ersten Nacht stand ich jede Stunde auf und legte Klara frische Eisumschläge auf ihr Herz. Am anderen Tag, als es nicht besser werden wollte, nahmen wir eine Krankenschwester an, die den Tag über dablief und auch in der Wirtschaft mithalf, damit ich die Schule nicht zu versäumen brauchte. Rudolf war wie in Stein verwandelt, als ich ihm sagte, daß er nicht zu ihr dürfe; er entgegnete keine Silbe; mir war, als hätte er mich gar nicht verstanden. Früh am Morgen, am Mittag und am Abend kam er dann in den Laden und fragte, wie es ginge. Es ging nicht gut. Klara hatte die ganze Nacht hindurch Atemnot und schlief keine Minute. Immer erst am Vormittag kam ihr für ein paar Stunden der Schummer. Schmerzen hatte sie nicht, aber sobald sie das Bett verließ, wurde ihr schwindlig. Dabei sah sie nicht anders aus, als gewöhnlich, eher noch besser; ihre großen, feuchten Augen glänzten so feurig, und ihre Züge hatten etwas so Gewaltiges; eigentlich war sie herrlich anzuschauen. Natürlich sprach sie immer von ihm; sie bat mich unter Thränen, ihn doch heraufzuholen. Ich sagte ihr, es ginge nicht; bald würde ihr besser werden, und dann könnten sie ja gleich heiraten. Aber sie sah hinauf an den weißen Plafond, als wisse sie ganz genau, daß es nicht sein werde. Dabei hörten wir Rudolfs Schritt von der Straße herauf. Jede Nacht bis um elf, zwölf Uhr ging er ums Haus herum. Ich fühlte, wie wenn mir etwas die Kehle zuschnürte. Am liebsten wäre ich am Bette

niedergesunken und hätte selber mit meiner Schwester gejammert. Aber ich sagte mir, du darfst dir nichts merken lassen, damit sie nicht gänzlich den Mut verliert, und würgte es hinunter.

In der folgenden Nacht hatte ich im Traum eine Unterredung mit Rudolf. Ich sah ihn vor mir auf den Knien liegen, die Hände zu mir erhoben, in denen er, nach unten gefehrt, ein Messer hielt, mit dem er sich umbringen wollte. Ich sagte nur immer: „Nein, nein, nein, nein!“ und freute mich noch, ihn so quälen zu können. Auf einmal war alles Blut. Ich erwachte darüber und hörte Klara mit sich selber sprechen: „Barmherziger Gott, erbarme dich mein!“ stammelte sie. „Erbarme dich mein! Womit habe ich das verdient. O Rudolf, Rudolf!“

Ich stand auf und gab ihr ein Pulver. Dann stellte ich mich im Nachthemd an den Ofen und ließ mir, um sie zu beruhigen, alles Mögliche von ihr über ihn erzählen, was er ihr aus seinem Militärdienst und der Offizierschule erzählt hatte.

Am nächsten Morgen hatten wir zuerst Rechenstunde. Die Aufgaben hatte ich gemacht, aber als ich vorn an der Tafel rechnen sollte, da mußte ich nicht einmal, wieviel zweimal vierzig ist. Die anderen Mädchen fragten mich in der Freiviertelstunde, was mit mir sei. Ich sah sie im Springseil ums Schulhaus herumlaufen, wie wenn es Gespenster gewesen wären, und mußte immer an Rudolf und Klara denken. Mit Marie Hemmann, meiner Freundin, ging ich Arm in Arm nach Hause. Sie war taktvoll genug, mich nicht zu fragen, warum ich kein Wort sprach, und als wir Rudolf vor unserem Haus trafen, ließ sie mich gleich mit ihm allein.

Es war, wie wenn man an einem Eichbaum die Art angelegt hat, so zitterte er, als er vor mir stand. Er griff sich an die Brust und sagte, da fühle er es, wie das Mädchen da oben leiden müsse, und wenn ihr etwas den Tod bringen könne, so sei es die Verordnung, die der Doktor getroffen; er möchte den Unmensch totschlagen für seine mörderische Wissenschaft. — Ich sagte, er solle es dem Doktor

selber sagen; ich verstände ihn wohl, aber ich könne ihm ja doch nicht helfen. Da nahm er meine Hand in die seinige und presste sie, daß es mir weh tat, und mit der anderen streichelte er mir die Haare: „Nein,“ sagte er, „du kannst mich nicht verstehen, du bist ja noch Schulmädchen. Aber helfen kannst du mir. Dein Vater geht ja doch jeden Abend ins Wirtshaus, dann bist du mit Klara allein, und dann . . .“

„O Gott,“ sagte ich, „ich kann nicht! Ich kann nicht!“ und riß mich los von ihm und lief ins Haus. Ich konnte nicht zu Klara hinauf. Ich saß in der Küche und weinte und weinte, bis die Suppe auf dem Tische stand.

Gegen Abend kam der Doktor und machte ein sehr bedenkliches Gesicht, obschon wir gar nichts merken konnten, daß es schlimmer ging. Aber er hatte Klara den Puls gefühlt und eine halbe Stunde lang das Herz abgeklopft. „Nur keine Aufregung! Um Gottes willen keine Aufregung!“ sagte er. — Nach dem Nachtessen war ich dann wieder mit ihr allein, und sie sagte mir ganz dasselbe, mit denselben Worten, was mir Rudolf gesagt hatte. Es war gerade so, als wenn sie sich miteinander verabredet hätten. Sie schalt mich lieblos; ich sei nicht ihre Schwester. Dabei schluchzte sie, daß das Kopfsitzen durch und durch naß wurde. Ich solle ihn holen, er sei ja unten; sie wolle ja gerne sterben, sie wisse es ja, daß sie verloren sei, aber ich müsse sie mit ihm allein lassen. — Sie hielt die Ellbogen aufgestützt, und der Schmerz erschütterte ihr alle Glieder. Ich glaubte schon, es werde nicht mehr aufhören. Erst als seine Schritte in der Straße verhallten, wurde sie ruhiger. Mitten in der Nacht erwachte ich dann plötzlich von einem Jammergeschrei, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich sprang auf und gab ihr Wasser zu trinken. Sie trank die ganze Flasche aus. Sie habe geträumt, sagte sie. Am Morgen, während ich mich wusch und ankleidete, erzählte sie mir dann, was ihr geträumt hatte. — Es ist fürchterlich.

Sobald sie die Augen schließe, erzählte sie, sähe sie einen alten Mann. Das erstemal sei er gekommen, als sie in ihrem Anfall ohne Besinnung war. Er habe eine Glase bis auf die Ohren hinunter und große, absteigende, blätterförmige Ohren, dazu einen kurzgeschorenen, grauen Bart und eine ganz kleine, winzige Nase. Um die Brust sei er wie ein Kind, und seine dünnen Beinkleider seien vorn durchgestoßen vor den Knien. Er komme immer im Zylinder und schwarzen Frack und taste mit einem Krückstock vor sich her. Im Gesicht habe er etwas so Abscheuliches, daß einem das Blut friere. Er habe sich ihr gleich als ihr Bräutigam vorgestellt; in vierzehn Tagen werde er Hochzeit mit ihr machen. Jedemal küsse er sie; sie stemme sich mit ihren Knien und Ellbogen gegen ihn, aber er halte ihren Kopf so fest zwischen seinen Händen, daß sie seinen Kuß dulden müsse. Und in der letzten Nacht, da hätte er sie mitnehmen wollen. Rudolf hätte sie beschützt, aber der Alte habe ihm eins mit seinem Krückstock über die Augen gezogen. Dann habe er sich über sie gebeugt. Sie habe ganz genau gewußt, daß sie zu Bett liege. Immer näher habe sie seine schielenden, rotumränderten Augen über sich gesehen, und sein gelbes Gesicht mit den braunen Leberflecken; und da, gerade als sie seine dürre Hand unter ihrem Nacken gespürt, da habe sie ausschreien können. — — „O Rudolf,“ jammerte sie mit gefalteten Händen, „ich sehe dich nicht mehr wieder, ich sehe dich nicht mehr wieder!“

Als ich hinunterkam, stand Rudolf beim Vater im Laden, mit gesenktem Kopf, aber so männlich, so jugendlich, mit so seelenvollem Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen. Er wollte mir nach, aber ich lief, was ich konnte, zur Schule.

Während der ersten zwei Stunden war mir ganz wirr. Ich hatte nur immer das alte Ungeheuer vor Augen, wie es sich über meine Schwester zu Hause niederbeugt. Dann hatten wir deutschen Aufsat, da kamen mir nach und nach die Gedanken. Der Lehrer war selber ein alter Mann, aber gutherzig; jede Stunde lasen wir ihm

alle fünfzehn der Reihe nach den gleichen Aufsatz vor, an dem er bei jeder etwas anderes zu loben fand. Das einzige, was er nicht leiden konnte, war, wenn unsere Kleider zu kurz waren, und wenn wir bunte Schleifen im Haar trugen. Dann nannte er uns eitle Fragen. Marie Hemmann entgegnete ihm einmal, als er sich über ihr Kleid aufhielt, sie könne nichts dafür, daß sie so lange Beine habe. Da schlich er hinter sein Pult, klappte den Deckel hinauf und kam während einer Viertelstunde nicht mehr zum Vorschein.

— Es ist der Tod, sagte ich mir; es ist der Tod, der sie holen will. Und dann beschloß ich, gleich nach Schluß der Schule zum Doktor zu gehen und ihn zu fragen, ob es mit Klara wieder besser werden würde oder nicht. Es nagte etwas in mir, ich habe das Gefühl seither nicht mehr gehabt, aber ich glaubte jeden Moment, mir würde unwohl vor Schmerz. Ich fühlte nichts anderes, als wenn ich selber an Klaras Stelle gewesen wäre. Ich fühlte ihre heiße Sehnsucht nach Rudolf und ihr Grauen vor dem Alte. Du bist ein grausamer Teufel ohne Gefühl und Herz, sagte ich mir; Klara ist so furchtbar aufgeregt, weil sie ihn nicht sieht, es kann sie unmöglich mehr aufregen, wenn er zu ihr kommt, und wahrscheinlich wird es sie doch nur beruhigen. Und wenn sie sterben müßte, wenn sie wirklich sterben müßte und könnte nicht einmal Abschied von ihm nehmen! — Und dann sagt' ich mir, daß der Alte kein Recht auf sie hat, daß nur Rudolf allein das Recht hat, sie zu küssen. Der Alte, sagt' ich mir, ist der Tod, und Rudolf ist das Leben. Wenn Rudolf bei ihr ist, dann wird der Alte sich nicht heranwagen. Und wenn der Alte sie doch bekommen soll, dann macht es ja doch nichts, ob sie sich vorher noch einmal an Rudolfs stattlichem Anblick gefreut hat oder nicht.

Um zwölf Uhr, als die Schule aus war, lief ich zum Doktor; den Schulsack hatte ich in der Schule gelassen; ich muß ganz vergeistert ausgesehen haben. Er zog mich an sich und sagte, er habe ja längst gewußt, daß sie nicht zu retten gewesen wäre: seine Hilfe sei völlig

nutzlos bei ihr gewesen, und ich sollte doch nicht weinen, sie sei ja jetzt oben beim lieben Gott.— Da stürzten mir die Tränen aus den Augen; ich sagte, ich habe ihn ja nur fragen wollen. Da sagte er, es werde wieder besser werden, aber so trostlos, jetzt wußte ich alles.

Ich fürchtete, das Entsetzliche möchte schon geschehen sein, ohne daß sie Rudolf noch einmal gesehen, und lief nach Hause, fand aber Klara gerade so wie sie immer war, schön wie eine Rose in ihrer vollsten Pracht, nur sprach sie sehr lebhaft. „Laß ihn zu mir, Leonie; laß ihn zu mir herauf,“ schluchzte sie, und ich sagte: „Ja, heute abend.“ Da schlang sie mir ihre vollen Arme um den Hals und küßte mich ab und drückte mich an ihre Brust, als wenn ich selber ihr Rudolf gewesen wäre. Ich mußte dabei an den Doktor denken, was er gesagt, und an das alte Ungeheuer. Ehe sie mich aus ihren Armen ließ, flüsterte sie mir ins Ohr: „Aber du mußt mich mit ihm allein lassen.“ Ich sagte „ja“; und dann kam die Krankenwärterin mit der Suppe für Klara und rief mich zum Essen ins Wohnzimmer.

Aber noch während wir bei Tisch saßen, durchfuhr mich plötzlich ein Gedanke wie ein Dolchstich. Gestern schon hatte sie mir gesagt, ich müsse sie mit ihm allein lassen. Obgleich ich noch zur Schule ging, wußte ich schon genug von der Welt, um zu begreifen, was sie wollte. Mir wurde heiß und kalt. Nein, sagt' ich mir, das darfst du nicht tun. Klara war bis jetzt ein anständiges Mädchen, und wenn sie das tut, dann ist sie es nicht mehr. Und dann dachte ich an den Alten, der sie vergewaltigen wollte. Und dann dachte ich daran, daß sie am Ende sterben mußte, sterben mußte, ohne geliebt zu haben, wie es andere Frauen ihr ganzes Leben lang tun, wenn sie sich verheiraten. Und dann dachte ich, daß der liebe Gott doch furchtbar grausam ist. Wenn ein Mädchen für die Liebe geschaffen war, dann war es doch meine Schwester, das wußte ich ja so gut.

Am Nachmittag um eins hatten wir Konfirmationsunterricht. Vor

der Stunde ging ich mit Marie Hemmann im Korridor auf und ab. Die Knaben, die mit uns Unterricht hatten, standen da und gafften uns auf die Füße. Marie trug hohe, gelbe Schnürstiefel, und ich hatte ein Paar nagelneue Halbschuhe an. Sie fragte mich nach meiner Schwester, und es drückte und quälte mich, ihr etwas von alledem, was mir auf der Seele lag, zu sagen. Aber nach den ersten Worten merkte ich, daß sie gar nicht begriff, um was es sich handelte. Ich hätte ihr erst alles explizieren müssen, und so schwieg ich lieber. — Während der Stunde erklärte uns der Pfarrer, in den die Mädchen alle verliebt waren, wie die Sadduzäer zu Christus kamen und ihn fragten, wenn ein Mann sieben Frauen gehabt, welche Frau er dann im Himmel haben werde, und wie er ihnen geantwortet, daß es im Himmel weder Frauen noch Männer geben werde, sondern daß der Unterschied ganz wegfalle. Da fiel es mir wie eine Zentnerlast vom Herzen: Wenn es im Himmel weder Frauen noch Männer gab, dann konnte es nichts ausmachen, ob Klara noch einmal mit ihm zusammen war oder nicht. Da war mein Entschluß gefaßt. Und da sagte ich, während der Pfarrer weiter sprach, bei mir im stillen folgendes zum lieben Gott: Wenn du willst, daß ich Rudolf nicht zu ihr hinauflasse, dann laß es bis heute abend besser mit ihr werden. Das kannst du, wenn du willst. Ich werde bis heute abend nicht nach Hause gehen, und wenn es dann nur ein klein wenig besser mit ihr geworden, dann werde ich ihn nicht zu ihr hinauflassen. Aber wenn es nicht besser mit ihr geworden, dann werde ich es tun. Du, lieber Gott, sagte ich, kannst mich ja immer noch daran hindern, wenn du nicht willst, daß es geschieht. Du kannst mir einen Ziegelstein auf den Kopf fallen lassen, oder mich von einem Mörder umbringen lassen. Ich will mein Leben gerne aufs Spiel setzen, so jung ich noch bin. Aber wenn das alles nicht geschieht, dann hast du es nicht anders gewollt, denn du kannst alles, was du willst. —

Den ganzen Nachmittag lief ich draußen vor der Stadt zwischen

den schneebedeckten Feldern umher. Ich ging auch in den Wald, und als ich zum Römerstein kam, da fürchtete ich wirklich, jeden Augenblick möchte jemand aus dem Gebüsch auf mich losstürzen und mir ein Ende machen. Als es sechs Uhr im Städtchen schlug, kehrte ich heim. Klara lag zu Bett und klagte über Herzklopfen. Er sei wieder dagewesen, der Alte, sagte sie mir. Es sei ein fürchterlicher Kampf gewesen. Als er gegangen, habe er gesagt, diese Nacht sei Hochzeit, und sie habe gesagt: „Ja, mit Rudolf, mit Rudolf; aber nicht mit dir!“

Um sieben Uhr ging der Vater ins Wirtshaus, und um acht Uhr ging die Krankenwärterin fort. Da schlich ich hinunter, öffnete leise die Haustüre und ließ ihn herein. Als ich hinter ihm die Treppe hinaufging, merkte ich gar nichts Besonderes an ihm. Aber als ich die Türe öffnete und ihn eintreten ließ, da sah ich, wie ihm bei jedem Schritt, den er sich dem Bett näherte, die Kraft aus den Beinen schwand, so daß er, wie wenn er hingeschleudert wäre, gegen die Bettstatt fiel. Ich zog die Türe leise zu und ging in die Küche hinunter, wo nur eine Vigroin-Lampe brannte. Da warf ich mich am Herd in die Knie und flehte zum lieben Gott, er möchte nicht Klara entgelten lassen, was sie jetzt tat; er möge sie nicht dafür strafen, wie es der Doktor gesagt, sondern er möge sich an mir vergreifen, ich wollte ja gerne alles dulden, alle Qualen, damit Klara am Leben bleibe, weil ich ja doch nur die Schuld trüge, wenn sie sich verging. —

Ich hörte es neun Uhr schlagen. Gleich darauf schlug es zehn Uhr. Die Zeit verging mir, als wäre es ein Augenblick gewesen. Um halb elf ging ich mit dem Lichte hinaus. Ich wäre um ein Haar eingetreten, aber ich blieb vor der Türe. Ich klopfte leise an und sagte, es sei halb elf. Dann verging eine Viertelstunde, ewig lang. Ich hielt den Atem an; ich fürchtete etwas vor dem Hause zu hören, aber ich hörte nur Küsse und Seufzer von innen. Dann klopfte ich wieder. Gleich darauf trat Rudolf heraus, in seinen Mantel

gehüllt, den Hut tief in der Stirn. Ich leuchtete ihm hinunter. Im Gang unten drückte er mir, ohne ein Wort zu sagen, die Hand. Dann ließ ich ihn hinaus.

Ich war darauf gespannt, wie ich Klara finden würde. Es war, als läge milder Abendsonnenschein über ihr, und sie war so hoffnungsfelig, wie ich sie, soweit ich zurückdenken konnte, nie gesehen. Von Sterben kein Wort. Sie sprach nur von ihrer Hochzeit, und daß sie dann zusammen nach Italien reisen würden. Morgen werde sie wieder aufstehen können, und dann kam sie auf einmal auf die frühesten Zeiten zu sprechen, wie wir als Kinder miteinander gespielt und sie mich manchmal so malträtirt hatte. Da lachte sie, daß ich vor Freude wieder weinen mußte an ihrem Bett.

Sie konnte sich lange nicht beruhigen. Schließlich schlief sie doch ein. Am Morgen, als ich aufstand, lag sie ganz ruhig, und ich dachte, ich wollte sie nicht stören. Sie lag tief in den Kissen, und ich ging auf den Zehen und kam ihrem Bett nicht nahe und schlich leise zur Türe hinaus. Unten sagte ich, daß sie schlief. Aber kaum war ich in der Schule, da kam die Krankenwärterin angerannt und holte mich zurück. Als ich ins Zimmer trat, standen der Vater und der Doktor an ihrem Bett. Sie war tot."

— — — Es war mäuschenstill in dem großen Hotel. Der neugebackene Ehemann hatte den Erinnerungen seines jungen Weibchens mit sehr geteilten Empfindungen gelauscht. Dann aber sagte er sich, daß ein Wesen, welches mit fünfzehn Jahren schon imstande war, mit seinem Gefühlsleben so ganz und gar in demjenigen seiner Umgebung aufzugehen, es als erwachsene Frau noch bei weitem mehr sein werde. Und er pries sich glücklich, einen solchen Schatz von ruhiger Überlegung, von Selbstlosigkeit und warmer Hingebung an seiner Seite zu haben.

Die Fürstin Ruffalka

Dich wundert es, wie ich dazu gekommen bin, Sozialdemo-
kratin zu werden und einen Sozialistenführer zu heiraten?“
sagte die junge Fürstin Ruffalka zu ihrer Freundin, der erst seit
kurzem verheirateten Baronin Hohenwart. „Der Grund lag dar-
in, daß meine erste Ehe mit dem Herzog von Galliera kinderlos
blieb.“

„Aber ist denn das ein Grund?“ fragte die Baronin errötend.
„Vielleicht ist meine ganze Jugendgeschichte daran schuld,“ sagte
die Fürstin. „Sie läßt sich allerdings etwas schwer erzählen. —
Als Kind war ich sehr von meiner persönlichen Würde einge-
nommen. Ich kannte nichts Höheres auf der Welt als mich selbst.
Im Spiegel besah ich mich wie ein Heiligtum. Dabei war ich
lustig und tollkühn, aber über gewisse Dinge verstand ich keinen
Scherz. Mein innerer Stolz bäumte sich dagegen auf, wie sich ein
Pferd vor einem häßlichen Tier aufbäumt. Das wurde mein Ver-
hängnis. Als meine Schwester Amelia eines Abends mit mir dar-
über zu sprechen begann, wie wir Menschen entstehen, da hätte ich
sie erwürgen mögen. Ich war sehr gläubig und unterhielt mich oft
stundenlang in persona mit dem lieben Gott. Ich hatte die uner-
schütterliche Überzeugung, daß der liebe Gott mich geschaffen habe.
Ich sagte mir, was die Menschen machen, das hat keine Seele.
— Amelia und ich wuchsen auf dem Schloß Schwarzeneck in

Böhmen auf, von aller Welt abgeschlossen. Wir hatten niemand um uns, als einen vertrockneten Haushofmeister und eine zu Eis gefrorne Gouvernante. Ich weiß nicht, wie Amelia zu ihrer Weisheit kam. Sie war allerdings zwei Jahre älter als ich und dick und phlegmatisch und faul. Eines Abends erzählte sie mir, die Müllerstochter im Dorf habe ein Kind bekommen. Ich war ganz empört. Ich sagte ihr, das sei nicht möglich. Unsere Eltern hätten sich in der Kirche vor dem Altar trauen lassen; deshalb habe Gott ihnen Kinder geschenkt, und nicht deshalb, weil sie die ersten Jahre ihrer Ehe zusammenlebten. Es war mir nicht anders, als wolle Amelia mir alle Berechtigung zum Dasein nehmen. Mitten in der Nacht bat ich zu Gott, er möge mir bestätigen, daß ich recht habe und nicht Amelia; und ich hörte deutlich eine Stimme in mir: Du hast recht, Ruffalka; du hast ganz recht. — Und als mir meine Schwester die nächsten Tage wieder mit ihren naturwissenschaftlichen Erläuterungen kam, da schwur ich ihr bei mir und allem und beim lieben Gott, ich wolle es ihr beweisen, daß es keine unehelichen Kinder in dieser Welt gebe. — Amelia lachte, aber mir war so ernst um meine Überzeugung, ich fühlte einen so feurigen Befehrungseifer in mir, daß ich Tag und Nacht die Gelegenheit herbeisehnte.

Um Weihnachten kam immer mein Vater mit seinem ganzen Troß von Wien herüber zur Jagd. In jenem Winter brachte er den Herzog von Galliera mit. Ich war sechzehn Jahre alt. Gleich am ersten Tage nahm ich ihn mir zum Cavalier. Er war achtundzwanzig Jahre alt, sehr gewandt und aufmerksam, und erleichterte mir meinen wahnsinnigen Vorsatz auf alle erdenkliche Weise. Amelia, mit einem jungen Leutnant aus Budapest, hielt sich immer in unserer Nähe. Nach drei Tagen war das Unglück geschehen. Ich erzählte es ihr noch am selben Abend. Sie wurde totenbleich und fiel in Ohnmacht. Dann weinte und schluchzte sie die ganze Nacht, schlug sich vor die Brust und zermühlte sich das Haar, so

daß ich alles, was ich an Seelenkraft hatte, erschöpfte, um sie zu trösten. Natürlich half es nicht viel, aber ich blieb so fest bei meiner Zuversicht, daß sie schließlich, wie vor einem höheren Wesen, vor mir niedersank und meine Knie umflammerte.

Nach Neujahr zog das wilde Heer wieder ab. Den Herzog hatte ich, nachdem ich Amelia zum Augenzeugen meiner Waghalsigkeit gemacht, kaum mehr eines Blickes gewürdigt. Er fand sich mit aller erdenklichen Bescheidenheit in seine Zurücksetzung.

Dann kam der Frühling, und manchmal wurde mir doch bang. Ich bat den lieben Gott, er möge mich in meinem Glauben an ihn nicht wankend werden lassen. Immer wenn ich an die Weihnachtstage und den Herzog zurückdachte, überkamen mich Zweifel; aber ich hatte nicht die geringste Ursache dazu. Und schließlich, es war an einem Septemberabend auf der Altane, da sagte ich zu meiner Schwester: Jetzt siehst du, daß ich recht habe. Jetzt laß mich in Zukunft mit deiner Meinung in Frieden. — Sie hatte kein Wort mehr über diese Dinge gesagt. Sie sah mich groß an, und dann fiel sie mir um den Hals und küßte mich ab.

Aber um Weihnachten, als der Herzog wieder mit meinem Vater zur Jagd kam, da ergriffen mich ganz andere Empfindungen, die ich noch gar nicht gekannt hatte. — Mein Vater überraschte uns, und der Herzog hielt um meine Hand an.

Unsere Flitterwochen verlebten wir in Neapel. Ich war sehr, sehr glücklich. Dann zogen wir uns auf das Schloß Egersdorf in Mähren zurück, um abgeschlossen von allem Verkehr, solange es uns gefallen sollte, nur unserem Glücke zu leben. Ich sehnte mich nach einem Kinde, wie sich ein junges Weib nur danach sehnen kann. Es erschien mir gar nicht denkbar, daß mir jetzt diese Wonne nicht beschieden sein sollte. Während des ersten Jahres sprach ich auch täglich davon, wie von etwas, was so sicher eintreffen mußte, wie der Schnee und der Frühling. Es traf nicht ein. Ich betete ganze Nächte durch; ich lag auf den Knien und beschwor den lieben

Gott unter heißen Tränen, er möge mich lieber sterben lassen, als unserer Ehe seinen Segen versagen. Es traf nicht ein. Dabei begann der Herzog, mich schon ganz sonderbar anzusehen. Ich merkte es seiner Liebe an, daß sie kühler wurde. Wir langweilten uns.

Dann kam meine Kusine, die Gräfin Telecky aus Wien zu uns zu Besuch. Dem Herzog war sie entsetzlich, aber für mich war sie eine ganz neue Welt. Sie hatte alles gelesen, alles was in Europa geschrieben worden: Ibsen, Tolstoi, Zola, Dostojewsky, Nietzsche, Sudermann; sie war eine wandelnde Leihbibliothek. In sechs Monaten hatte sie eine ebenso fanatische Atheistin aus mir gemacht, wie ich vorher eine gläubige Katholikin gewesen war. Und als ich nicht eine Spur, nicht einen Strohalm von Glauben, von Gewißheit mehr in mir fühlte, als ich alles verloren, was mich bei einem schweren Unglück hätte aufrecht erhalten können, da wurde ich gewahr, daß sie derweil meinen Gatten für sich gewonnen hatte und schon ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Ich wurde besinnungslos nach Wien gebracht. Wochenlang lag ich im Fieber. Nach meiner Genesung fuhr ich zu meinem Vater, um ihn zu bitten, er möchte sich meiner Scheidung annehmen. Bei dem Worte ‚Scheidung‘ wies er mir den Weg, den ich gekommen. Darauf reiste ich hierher, nach Berlin, um mich hier an einen Rechtsanwalt zu wenden, begegnete aber von der ersten Stunde an, in welche Gesellschaft ich gehen mochte, nur Geisteskindern in der Art, wie die Telecky eines war. Ich erschien mir wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, das an einem unbeachteten Orte zufällig erhalten geblieben. Mich beseelte ein Feuereifer für alles Moderne. Ich schnitt mein schönes Haar ab, trug kein Korsett mehr, ging in Männerkleidern auf den Künstlerinnenball und schrieb über die Frauenfrage. Ehe ein Jahr verging, trat ich in öffentlichen Versammlungen auf.

In der Premiere von ‚Hedda Gabler‘ lernte ich Dr. Rappart kennen. Wenige Tage darauf hörte ich ihn in einer sozialdemokratischen

Versammlung reden. Dann besuchte er mich. Seine ersten Worte waren eine herzinnige Beschwörung, bei der Weiblichkeit, die in mir lebe, bei dem hohen Beruf, als Frau einen Mann glücklich zu machen, ich möchte doch dieses wüste Treiben aufgeben. Er sagte, ich handle gegen meine Natur, das möge für andere ganz gut sein, aber nicht für mich. Anfangs wehrte ich mich im Dienste unserer Sache, aber er hatte mich so ganz und gar durchschaut, ich saß ihm gegenüber wie ein Kind, dem man seine Unart verweist. — Bei seinem dritten Besuch bat er mich, seine Frau zu werden. Ich gab ihm einen Korb, so sehr ich ihn lieben gelernt hatte. Wo ich hinkam, erzählte man mir von ihm; ganz Berlin schwärmte für ihn, den Volkstribun, den künftigen Staatslenker. Bei einer Parade unter den Linden sah ich mit an, wie ihm das Volk tausendstimmig zusauchzte. Ich hörte Arbeiter untereinander darüber sprechen, daß dem Manne nichts teurer auf dieser Welt war, als seine hohe Lebensaufgabe, und ich wußte, was ihm nächst dem das Teuerste war. Aber ich hatte keinen Mut mehr; ich fühlte mich ausgeschlossen von allem Menschenglück, weil ich daran zweifelte, daß ich je einem Manne Kinder schenken könnte.

Dann kamen die entsetzlichsten Tage, die ich erlebte. Ich beschloß zu sterben, ich nahm Morphium. Man schaffte mich in die Klinik. Als ich zu mir kam, schrie ich auf vor Jammer darüber, daß es umsonst gewesen. Aber da stand er neben mir und beugte sich über mich. Die Ärzte ließen uns allein, und da — da schwand meine Kraft wie nichts dahin, ich weinte und weinte an seiner Brust und erzählte ihm alles.

Ich beschwor ihn, mich abreisen zu lassen, aber er ließ mich keinen Tag mehr allein. Er erzählte mir damals Dinge, an die er selbst nicht glaubte, um mich zu trösten. Und schließlich — ich wußte, wenn es noch irgendein Glück für mich zu erwarten gab auf dieser Welt, so war es bei ihm — da fiel ich ihm um den Hals und ließ mich von ihm küssen, so grenzenlos unwürdig ich mir selber dabei erschien.

Wir ließen uns trauen; er bestand darauf, daß wir uns auch kirchlich trauen ließen. Ich verstand ihn sehr gut, aber ich wagte kein Wort einzuwenden. Und jetzt . . .“

Die Fürstin erhob sich rasch, ging ins Nebenzimmer und holte den rosigten, kleinen, blauäugigen Sozialdemokraten aus seiner Wiege, der die junge Baronin, die sich gleichfalls erhoben hatte, schon mit den ernstesten Blicken maß.

„Jetzt denke dir mein Glück!“

Die Baronin lächelte. „Mir wäre ein kleiner Baron doch unendlich lieber — und sollte es auch nur eine Baronesse werden.“

Das Opferlamm

„**N**ein, ich bitte dich, frag' mich nicht, wie ich hierhergekommen. Wie kannst du dich dafür interessiren? Morgen lachst du darüber; ich sehe es dir an. Warum willst du mich durchaus zum Weinen bringen. Es ist doch viel schöner für dich, wenn ich lustig bin.“ —

Und die schlanke, schneeweiße, schön gebaute Münchnerin mit dem undurchdringlich dichten, üppigen Rabenhaar neigte sich zitternd über ihn und küßte ihn auf den Mund, auf die halbgeschlossenen Augenwimpern, um ihn seine Frage vergessen zu machen. Aber es half ihr nichts. Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse, daß es ihr eisig durch alle Glieder rieselte. Er erwehrte sich ihrer Liebkosungen, stieß sie von sich. So machte er sie völlig hilflos, da ihre Körperschönheit alles war, was sie auf dieser Welt ihr eigen nennen konnte. Er war nämlich kein Mensch von tobenden Leidenschaften, sondern ein Feinschmecker, für den die Natur und der liebe Gott nichts gut genug geschaffen. An alles mußte er noch sein Salz und seinen Pfeffer tun. Schon mit jungen Jahren hatte er die Genüsse des Lebens kennen gelernt und verachtete jetzt aus tiefster Seele alles, was anderen Sterblichen auch zu Gebote steht. So genügte es ihm auch nicht, daß das seiner Menschenwürde beraubte, hübsche Mädchen einfach, unbefangen und mit leichtem Herzen sündigte, indem es sich seinen Begierden überließ. Er mußte es ihr

erst noch speziell zu Gemüte führen, was sie tat, um sich dabei an dem leisen Schmerz der armen verlorenen Seele zu weiden. Deshalb ließ er sich weder durch Worte noch durch Blicke ein Lächeln abnötigen, stellte sich ernst wie ein Busprediger und fragte sie gerade heraus, ob der Hunger sie hergetrieben.

„Nein, nein. Ich habe immer genug zu essen gehabt, seit ich denken kann. Es gab bei uns zu Hause dreimal die Woche Fleisch.“

Das hatte er sich wohl gedacht. Wer sie sah, konnte unmöglich auf den Gedanken kommen, daß sie jemals habe Hunger leiden müssen.

„Aber du hattest schwere, böse Träume, die dich quälten? — Du bist hierhergekommen, um deine Jugend zu genießen?“

„O Gott nein. Frag' mich nicht weiter. Wohnst du hier in Zürich, oder bist du nur vorübergehend hier?“

„Vorübergehend. — Deine Eltern leben aber noch?“

„Ja. Aber sie wissen nicht wo ich bin.“

„Auch nicht, daß du in Zürich bist?“

„Nein. Sie wissen gar nichts von mir.“

„Wie heißt du denn?“

„Ich heiße Martha.“

„Martha? So, so. Ja. Es gibt viele Marthas auf Gottes Welt. Das wußte ich schon, daß du Martha heißt.“

„Du brauchst nur zu schreiben ‚Martha‘, wenn du mir schreiben willst. Dann kannst du sicher sein, daß ich den Brief erhalte. Alle meine Freunde schreiben nur ‚Martha‘.“

„Und dein Familienname?“

„Den sag' ich nicht, und wenn du mir das Messer an die Kehle setzt. Eher lasse ich mich umbringen, als daß ich hier den Namen meines Vaters ausspreche.“

„Wie bist du denn hierhergekommen?“

„Das erzähle ich dir ein andermal. Nur heute nicht. Ich bitte dich.“

„Es gab wohl viel zu arbeiten zu Hause? Du mußtest früh aufstehen und Treppen scheuern.“

„Ich habe immer gern gearbeitet.“

„Wirklich, ist dir das eine solche Wonne? — Hier hast du es aber doch bequemer.“

„O, warum sagst du das! — Ich will dir sagen, was mich hierhergebracht hat. Ich glaube, du hast Mitleid mit mir. Andere Männer wollen nichts hören als Unflätigkeiten und verbieten einem den Mund, sobald man ihnen nicht Schmeicheleien sagt. Ich habe weiß Gott noch keiner Seele davon gesprochen, und doch denke ich Tag und Nacht an nichts anderes. Was mich tröstet, ist das, daß es hier bald mit einem zu Ende gehen muß. Dann ist es aus und vergessen.“

„Glaubst du denn nicht an ein Jenseits?“

„Es mag eines geben für die reichen Leute und für gute Menschen, aber nicht für unsereins. Das wäre doch zu fürchterlich!“

Und das junge Mädchen sah ihm noch einmal tief in die Augen, weil sie noch nicht ganz sicher war, ob er nicht seinen Spott an ihrer Offenherzigkeit habe. Dann löschte sie das Licht aus und erzählte:

„Vierzehn Jahr war ich alt, als die Mutter mich ins Geschäft brachte. Ich hatte noch keine Taille, noch gar keine Figur, und meine Augen waren noch so groß wie bei einem Kalb. Wir waren unserer vier Lehrmädchen, Resi, Eilly, Kathi und ich. Schon am Montag morgen zählten wir immer, wieviel Tage es noch bis zum Sonntag seien. Am Sonntag nachmittag besuchten wir einander, tranken zu Hause Kaffee und gingen dann im Englischen Garten spazieren. Kennst du den Englischen Garten in München?“

„Ja, ja. Ich bin oft mit meiner Kleinen auf dem Leich Schlittschuh gelaufen.“

„Das brauchtest du mir jetzt nicht gerade zu sagen.“

„Über was spricht ihr denn, wenn ihr zu vieren dort spazieren geht?“

„Meist über die Vorsteherin. Sie war so geschickt, daß wir sie alle für ein höheres Wesen hielten. Wenn eine Dame zum erstenmal kam, sah sie sie nur an und schnitt dann gleich die Tailienstücke auf ihren Knien zurecht. Es war, als zeichnete sie sie mit der Schere ab.“

„Und sonst spracht ihr von nichts?“

„Warum? O doch. Jede erzählte von sich zu Hause. Eilly hatte einen Bruder, dem sie die Kleider machte. Er ging noch zur Schule. Manchmal half sie ihm auch bei den Aufgaben. Du glaubst nicht, wie stolz sie auf ihn war. Jetzt, wenn ich allein bin, denk' ich oft, wenn ich doch nur ein Kind hätte, und dabei muß ich immer an den kleinen Hans denken. Er war so hübsch.“

„Nun weine nur nicht.“

„Ich weine nicht deshalb. Ich denke nur, wie ich mich zuerst davor gefürchtet habe, und jetzt wäre ich so froh, dann hätte ich doch wenigstens noch etwas davon.“

„Aber du würdest das Kind ja nur verderben!“

„Ja, du hast recht. Ich würde es verhätscheln. Ich würde es so furchtbar lieben. Es sollte es besser haben, als alle anderen Kinder.“

„Du liebst ihn also immer noch?“

„O ja. Du bist gut. Dir könnte ich alles erzählen.“

„Wie hast du ihn denn kennen gelernt?“

„Es war mitten im Winter, eines Abends um neun. Ich war schon zwei Jahre im Geschäft. Ich trug schon lange Kleider. und wenn ich über die Straße ging, ohne Hut und die Schürze vor, dann leckten die Männer sich die Lippen ab. Ich lachte darüber, weil ich es als eine Schmeichelei aufnahm; aber sonst dachte ich mir nichts dabei. Da, eines Abends, gab die Direktrice mir ein Kleid mit für die Baronin Ubra an der Schwabinger Landstraße. Ich wollte den Tram nehmen, aber es war nirgends ein Platz zu bekommen. Es war ein Sturm, daß die Ziegel von den Kaminen

fausten, und dabei so eisig kalt. Alles ging in Mantel und Kapuze, und ich hatte nur mein Jackett mit den großen Knöpfen und meinen Federhut, den ich halten mußte, daß er mir nicht vom Kopfe flog. Schon in der Theatinerstraße dachte ich, wenn ich nur nicht geboren wäre. Ich fühlte keine Hände und keine Füße mehr, und bei jedem Schritt rannte ich an einen dran. Einmal war es ein Laternenspahl, an dem ich den Schirm zerbrach. Dann riß ihn der Wind in Fetzen. Der Schnee kam mir in die Röcke und lief mir durch den Hals hinunter. Ich war unten und oben naß, wie es ein Hund bei dem Wetter wird. Vor der Feldherrnhalle riß der Riemen, an dem ich die Schachtel trug, und das Kleid fiel heraus in den Schnee. Da wäre ich am liebsten gestorben. Ich nahm das Kleid auf und wischte den Schnee mit dem Taschentuch von dem Papier, damit er nicht eindrang. Dann wollte ich die Schachtel unter den Arm nehmen. Da kam ein Windstoß und schlug mir die Röcke bis über die Knie hinauf. Gott, o Gott, o Gott, dachte ich, wenn das nur niemand gesehen hat!

Gleich darauf trat ein Herr zu mir und fragte, ob er die Schachtel tragen dürfe, und ich sagte ‚ja‘.

So gingen wir zusammen hinaus nach der Schwabinger Landstraße, und dann begleitete er mich zurück in die Sendlinger Straße zu unserem Haus. Er hatte mir nur erzählt, daß er in einem Geschäft angestellt war und von seinem Gehalt seine sechzigjährige Mutter ernähre. Ich hatte ihm auch gesagt, wo ich arbeite. Ich hatte ihn gar nicht angesehen und würde ihn nie in meinem Leben wiedererkannt haben.

Aber am nächsten Abend, als ich aus dem Geschäft kam, war er wieder neben mir, sobald ich mich von den andern verabschiedet hatte. Weil er so freundlich gewesen, konnte ich ihn nicht fort-schicken. Und so kam es dann. Jeden Abend begleitete er mich bis vor die Haustür und erzählte mir, wie lieb und gut er zu seiner alten Mutter sei. Und als es Frühling wurde, sagte er mir eines

Abends, daß er mich liebe. Ich glaubte es anfangs nicht. Aber einen ganzen Monat lang sprach er von nichts anderem, und dann fragte er mich auf einmal, ob ich ihn auch liebe, und ich sagte ‚ja‘.

Das war das Entsetzliche; von dem Tag an war er nicht mehr derselbe. Vorher war er immer so sanft und gut gewesen, jetzt war das alles aus. Er behauptete, es sei nicht wahr, daß ich ihn liebe. Ich sagte: doch, auf meine Seligkeit! Und es war ja auch nicht anders. Den ganzen Tag im Geschäfte dachte ich nur an ihn, was er mir für ein Gesicht zeigen werde, wenn wir uns wiedersehen. Aber es war nie mehr das gleiche Gesicht. Er rollte die Augen nach unten, als hätte er eine Fliege verschluckt, und den ganzen Weg sprach er oft kein Wort. Vorher hatte er mich manchmal geküßt zum Abschied. Jetzt tat er auch das nicht mehr. Ich bat ihn darum, aber er wollte nicht. Er schalt mich eine Kofette. Ich war so erschrocken; ich wußte nicht, was das war. Zuerst konnte ich das Wort nicht behalten. Dann schrieb ich es mir auf und fragte Eilly, und Eilly sagte mir, das seien die Mädchen, die nachts auf der Straße gingen.

Die Mutter fragte mich, warum ich so schlecht aussähe, warum ich nicht esse und den Mund nicht mehr aufstue. Aber ich konnte nichts sagen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher von ihm zu sprechen zu Hause, als bis wir uns verloben könnten; und dazu reichte sein Gehalt noch nicht aus. Wir mußten warten, bis seine Mutter starb. Aber wie er mir dann einmal auf dem Rathhausplatz im Zorn den Rücken kehrte und die Hände in den Hosentaschen von mir ging, da lief ich ihm nach und hing mich ihm an den Hals; ich liebe ihn ja, sagte ich, das müsse er doch sehen. Er solle doch wieder so sein wie früher; ich hätte ihm ja doch nichts zuleide getan; und er solle mich nicht so furchtbar quälen. — Da murmelte er: Beweise mir, daß du mich liebst. Ich fragte ihn, wie ich ihm das beweisen könne; und er murmelte, das wisse ich ganz gut, ich sei doch kein Kind mehr. Aber ich sei eben eine Kofette,

ich treibe mein Spiel mit ihm; aber er habe es satt, er wolle sich nicht länger zum Narren halten lassen.

Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen und dachte darüber nach, was er wohl habe meinen können, und wodurch ich mich undankbar gegen ihn erwiesen habe. Schließlich beschloß ich, Eilly zu fragen, weil er es mir doch nicht selber sagen wollte. Aber Eilly die ganze Geschichte erzählen, das wollte ich nicht. Es hatte kein Mensch auf dieser Welt etwas von meinem Verkehr mit ihm bemerkt, und so wollte ich auch, daß es bliebe, bis wir uns öffentlich verloben könnten. Er erzählte mir von seiner Mutter, daß es manchmal sehr bedenklich mit ihrer Gesundheit stand, aber dann ging es wieder besser.

Nach dem Mittagbrot fragte ich Eilly, als ich Arm in Arm mit ihr ging, ob sie schon einmal geliebt habe. Sie besann sich einen Augenblick, und dann sagte sie ‚ja‘. Ich fragte sie, was sie dann getan habe. Sie sagte, ich habe ein heißes Fußbad genommen. Ob es dann gut gewesen sei. Sie sagte ‚ja‘. Und ob sie sonst noch etwas getan habe. Nein, das sei alles gewesen. — Ich wollte gerne noch etwas mehr über ihre Liebe wissen, aber sie lachte und meinte, das seien Privatangelegenheiten.

Am Abend sagte ich ihm, als er mich begleitete, ich wisse es jetzt; Eilly hätte es mir gesagt, er solle nur warten bis morgen. Also morgen, sagte er und küßte mich vor der Haustür. Er war so lieb, wie er seit Wochen nicht mehr gewesen. Den ganzen Abend zitterte ich, die Mutter möchte etwas davon merken, daß ich ein Fußbad nehmen wollte. Ich hatte solche Angst! Als sie schlafen gegangen, schlich ich mich im Hemd in die Küche. Ich hatte das Feuer unter dem Schiff brennen lassen. Ich schöpfte leise den Kessel voll und stellte mich aufrecht hinein. Da wurde mir auch, wie ich es nie vorher empfunden. Du glaubst es nicht, aber ich zitterte und bebte vor Freude und dachte dabei nur an ihn, was er sagen werde, wenn er mich so verwandelt sähe. Ich schlich in mein Bett und schlief

so süß, wie ich noch nie in meinem Leben geschlafen hatte. Am nächsten Abend war das Elend groß. Erst sanken wir uns in die Arme und küßten uns, daß ich vor Glück beinah geweint hätte; dann meinte er, ich solle mitkommen, aber ich sagte, er wisse ja, daß ich nach Hause müsse. Da nannte er mich ein albernes dummes Tier.

Das brachte mich dahin, daß ich am Sonntag zur Kartenschlägerin ging. Ich wollte ihr ebensowenig von unserer Liebe erzählen wie Eddy, aber in fünf Minuten hatte sie alles heraus. Und da sagte sie es mir dann; ich müsse eben mit ihm gehen und dürfe ihm nichts verwehren; dann wisse er genau, daß ich ihn liebe. Ich fragte sie, was es koste, und sie fragte mich, wieviel ich denn bei mir habe. Ich sagte: Zwölf Mark und fünfzig Pfennige. Gut, sagte sie, gewöhnlich bekomme ich zwar zwanzig, aber sie wolle sich damit zufrieden geben, weil ich es sei. Und dann empfahl sie sich mir noch für später.

In der folgenden Nacht legte ich mich angekleidet zu Bett. Nur die Schuhe hatte ich ausgezogen. Als es elf Uhr schlug, tappte ich die Treppen hinunter. Er umarmte und küßte mich unter der Hausflur und führte mich in seine Wohnung. Eine Stunde später brachte er mich zurück; aber, weiß Gott, ich konnte nicht begreifen, warum er so glücklich war. Ich dachte mir, es müsse doch etwas Besonderes um die Liebe sein, daß es einem so wohlthut, wenn man erfahren hat, daß man wirklich von einem Mädchen geliebt wird.

Und dann wurde ich seine Geliebte. Schon in der ersten Woche sagte er: Wenn du mich wirklich lieb hast, kannst du nicht länger bei deinen Eltern wohnen. Wenn die Fleischerknechte mich unterm Hausflur erwischen, schlagen sie mich tot. — Ich nahm des Nachts meine Sachen mit, und am andern Tag im Geschäft sagte ich, ich hätte Kopfsweh und ging hin und suchte mir ein Zimmer mit einem Bett und zwei Stühlen. Am Abend ging ich nicht nach Hause. Am Sonntag kam dann mein Vater. Er fragte, ob ich

noch im Geschäft arbeite. Ich sagte ‚ja‘. Darauf fragte er mich, wer mein Liebhaber sei. Ich sagte: ‚Das sage ich nicht, du kannst mich schlagen, soviel du willst, ich sage es nicht‘. Da sagte er, er hole die Polizei. Ich antwortete, ich fürchte mich nicht vor der Polizei, ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht. Da fiel er am Bett zusammen und weinte und schüttelte sich; ich dachte, es müsse ihm die ganze Seele herauskommen. Dann stand er auf, sah mir gerade ins Gesicht, gab mir eine furchtbare Ohrfeige und ging. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Mein Geliebter kam nun jeden Abend zu mir. Mit seiner Mutter ging es sehr schlecht, deshalb hatte er seine Wohnung aufgegeben. Er brauchte das Geld für die Medikamente und den Doktor. Manchmal, wenn es nicht reichte, gab ich ihm auch von dem meinigen, aber ich hatte nicht viel übrig, da ich nun immer Nachtessen für zwei besorgen mußte. Anfangs hatte er mich seiner Mutter vorstellen wollen: aber jetzt ging es nicht mehr. Sie war zu schwach. Er fürchtete, die Freude und Aufregung müßten sie auf der Stelle töten.

Einmal im Geschäft, als die Vorsteherin fort war, sprachen Nessi und Eilly über ein Mädchen, das ein Kind bekommen. Ich fragte, ob sie denn nicht verheiratet gewesen. Sie sagten ‚nein‘. Da bekam ich einen entsetzlichen Schrecken. Mir wurde ganz schlecht und ich mußte nach Hause gehen. Ich weinte bis zum Abend. Nie in meinem Leben hatte ich gedacht, daß man Kinder haben kann, ohne verheiratet zu sein. Als ich es ihm sagte, schalt er mich ein dummes Gänschen, vor so etwas fürchte er sich doch gar nicht. Aber ich hatte von dem Tag an keine ruhige Stunde mehr.

Und dann wurde er von seinem Prinzipal hierher nach Zürich geschickt. Als wir zusammen im Coupé saßen, stieg ein Mädchen ein. Zuerst setzte sie sich in die andere Ecke, aber als sie meinen Geliebten sah, warf sie ihm einen Blick zu, als wäre eine Rakete vor ihr aufgestiegen, und dann setzte sie sich ihm gerade gegenüber. Sie

erzählte, daß sie hier als Kellnerin engagiert sei. Sie war geschnürt, daß mir der Atem ausging. Dabei konnte sie die Füße nicht ruhig halten und fächelte sich mit einem Taschentuch, das wie eine Menagerie duftete. Die Augen fielen ihr fast zum Kopfe heraus. Sie wechselte Blicke mit meinem Geliebten, die die herrlichsten Dinge bedeuten mußten, aber ich verstand sie nicht. Manchmal warf sie auch einen Blick auf mich, und dann schämte ich mich fast zu Tode. Ich hatte ein Kleid an, an dem kaum mehr eine Farbe zu sehen war, dazu einen grauen Schal um den Kopf, und meine Schuhe zog ich unter die Bank zurück, weil sie vorne offen waren. Sie trug nagelneue, hellgelbe Schnürstiefel mit goldenen Knöpfen daran. Ihr Kleid war so eng gemacht, daß man ihre Knie sah. Auf dem Schoß hielt sie ein Kibikül mit Pralinees und einer Flasche Zwetschenwasser darin. Mir bot sie auch davon an. Ich mochte nicht, aber mein Geliebter sagte, ich soll doch nicht genieren. Kurz vor Lindau, als die Lokomotive auf einmal hielt, weil eine Achse heiß geworden war, sank sie ihm beinah in die Arme.

Auf dem Dampfschiff wurde ich seekrank, und so kamen wir nach Zürich, ich weiß nicht wie.

Schon am zweiten Tage ging er abends mit ihr in die Tonhalle und kam die ganze Nacht nicht nach Hause. Am Morgen ging ich aus, um ihn zu suchen, und als ich zurückkam, waren seine Sachen fort. Da suchte ich durch die ganze Stadt. Bei jeder Straßenecke glaubte ich, er müsse dahinterstehen. Schließlich fand ich ihn auf einer Bank unten am Kai. Ich sagte, er solle mitkommen. Er sagte, er dürfe das nicht, wir dürften hier in Zürich nicht beieinander wohnen; das leide die Polizei nicht. Wir würden festgenommen, wenn wir hier beieinander wohnten, ohne verheiratet zu sein. Aber er wolle mich besuchen, so oft er könne.

Während vierzehn Tagen fand er gerade dreimal dazu die Zeit. Ich hatte mir Arbeit verschafft in einem Weißwarengeschäft und

saß den ganzen Tag zu Hause und nähte. Als er das dritte Mal kam, fragte ich ihn, wo er denn wohne, aber das wollte er mir nicht sagen. Und so trieb es mich dann manchmal wieder hinaus, weil ich dachte, daß ich ihn finden müsse, da ich mir vorgenommen hatte, ohne ihn nicht mehr nach Hause zu kommen.

Es war eines Abends gegen elf, da erwischte ich ihn, wie er gerade aus einem feinen Restaurant trat. Ich fragte ihn ins Gesicht: ‚Du lebst mit der Kellnerin zusammen.‘ Er sagte: ‚Das geht dich nichts an.‘ Da fragte ich ihn: ‚Liebst du mich denn nicht mehr?‘ — Und da antwortete er mir: ‚Wie kann ich dich denn noch lieben, wenn ich nicht mehr zu dir komme?‘ — Zuerst verstand ich ihn nicht. Was sagst du, fragte ich. Und da wiederholte er es mir: ‚Wie kann ich dich denn lieben, wenn wir doch nicht mehr zusammen sind.‘ Mir wurde grün und blau vor den Augen. Ich hielt mir die Hände vors Gesicht und rannte fort. Ich mußte erst darüber nachdenken. Was verstand er denn unter Liebe, daß er mich nicht mehr lieben konnte, weil wir nicht mehr beieinander wohnten. Ich hatte ihn darum doch geliebt, das wußte ich. Ich fühlte und dachte alles nur so, wie wenn ich gar nicht mehr auf der Welt lebte, wie wenn er und sonst niemand dagewesen wäre. Ich liebte ihn und liebte ihn immer noch, ich hätte mein ganzes Leben lang für ihn arbeiten können; und er konnte mich nicht mehr lieben, weil er nicht mehr zu mir kam. Ich war kein dummes Kind mehr. Ich hatte derweil auch gefühlt, daß es etwas Süßes sei um das Beieinandersein. Aber da kam mir auf einmal der Gedanke, daß er von Anfang an gar nichts anderes gewollt hatte. Da rannte ich an den See hinunter und wollte mich ertränken. Aber das war mir nicht genug. Es tat mir so furchtbar weh in der Brust, daß mir das Wasser zu freundlich und zu lieb erschien. Ich lief durch die Straßen und dachte, wenn doch jemand käme und mich mißhandelte, daß mir die Sinne vergingen. Ich fühlte, wenn man mich mit Füßen treten würde, dann wäre mein Schmerz geringer. Ich mußte mich ent-

würdigen lassen, so tief, so tief wie es möglich war, dann spürte ich vielleicht nichts mehr von den Krallen, die mir das Herz abdrückten.

Ich dachte lange nach. Ein Herr kam und strich mir über das Haar. Ich wäre vielleicht mit ihm gegangen. Aber er war mir zu freundlich, er war mir zu anständig. Er trug Glacehandschuhe und kam mir vor, wie jemand, der mich retten wollte. Nein, nein; ich mußte hinunter, hinunter, wo man nichts mehr sieht und hört. Ich sagte mir, ich müsse so elend werden, daß ich meinen Kummer nicht mehr fühlen könne.

Mein Geliebter hatte mir gesagt, daß es in Zürich Frauen gäbe, die junge Mädchen zu sich nähmen, um sie zu verkaufen und bis aufs Blut auszusaugen. Ich fragte einen Polizisten, der mich an der Straßenecke sitzen sah, wo solch eine Frau wäre. Er fragte mich, ob ich schon einmal dort gewesen sei, und ich sagte ‚ja‘. Darauf nahm er mich am Arm und führte mich zum Wachtlokal. Dort saß ein Herr mit rotem Gesicht, einem schwarzen Schnurrbart und einer blauen Brille und fragte mich wieder, ob ich schon bei einer solchen Frau gewesen. Und ich sagte wieder ‚ja‘. Dann fragte er, wo denn das gewesen sei, und ich zeigte mit dem Finger irgendwohin; ich sei ganz fremd hier, ich sei heute zum erstenmal fortgegangen und ich könne mich nicht zurückfinden. Darauf gab er mir zwei Polizisten mit, und die brachten mich hierher. So bin ich hierhergekommen . . .“

„Aber lebt es sich hier denn nicht ganz hübsch?“

„Anfangs war Madam unzufrieden mit mir, weil ich immer so finster dreinsah. Aber seit sie gesehen, daß die Abscheulichsten von unseren Herren immer mit mir gehen und ich nie einem ‚nein‘ sage, seitdem hat sie mich ebenso gern, wie die muntere geschickte Mademoiselle Palmyra, die mit mir hier ist.“

Es war Sonntag am andern Morgen, als sich der junge Mann wieder im Freien befand. Die Glocken läuteten; Männer, Frauen

und Kinder kamen aus der Kirche. Der junge Mann hätte bei sich gerne einen Wiß darüber gemacht, aber es war ihm nicht behaglich. Er war sich nie so klein erschienen; er war sich aber auch selber nie so gut erschienen. Er kannte sich nicht wieder. Er verglich die sorglose, sonnige Stimmung der Kirchgänger, die soeben ihrem Prediger zugehört und sich jetzt auf ein gutes Mittagessen freuten, mit dem Ernst in seiner eigenen Seele, und er gestand sich, ohne einen Funken von Frivolität oder Koketterie, daß er sie nicht beneide. Als er am Abend hinging, hatte er die Maske des Busspredigers angenommen. Jetzt war es ihm, als hätte er selbst dem Bussprediger gelauscht: Er hatte an Unschuld glauben gelernt, wo er es am wenigsten gesucht. Er mußte sich selbst verachten, wenn er an das Mädchen zurückdachte. Sie hatte nie etwas Böses gewollt und das schwarze Los gezogen. Er hatte nie in seinem Leben etwas Gutes gewollt und war noch nicht gänzlich verloren; das fühlte er. Der Eindruck blieb ihm fürs Leben.

Die Liebe auf den ersten Blick

„Über Sie kennen mich ja gar nicht. Ihre Zumutung hat etwas „Beleidigendes. Sie sehen mich einen Abend in der Gesellschaft, erkundigen sich, wer ich bin, und am andern Tage kommen Sie und halten um meine Hand an. Mein Vater gilt für einen Millionär. Ich wünschte wirklich, es wäre anders; dann hätte ich Ursache, stolzer auf mich zu sein und auf die Huldigungen, die man mir darbringt.“

Das junge Mädchen sah zu Boden im Bewußtsein, eine Kränkung ausgesprochen zu haben. Sie hatte sie nur deshalb ausgesprochen, weil ihr die Unterredung, so überraschend sie zustande gekommen, in der That nicht gleichgültig war.

„Sie sagen, mein Fräulein, ich kenne Sie nicht. Ich erinnerte mich auch wirklich kaum Ihres Namens. Und dennoch kenne ich Sie besser als irgend jemand, dem Sie bis jetzt in dieser Welt entgegengetreten. Das halten Sie nicht für möglich. Ich bin hergekommen, um es Ihnen zu beweisen. Es hat Ihnen wohl noch niemand gesagt, eine so sorgfältige Erziehung Sie genossen, daß es zwischen dem äußeren und dem inneren Menschen keinen Unterschied gibt. Sie halten mich für eingebildet, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Ihr ganzes Wesen, Ihr ganzes Fühlen und Denken, Ihre Art zu lieben, zu leiden und sich zu freuen, aus Ihrer Erscheinung gestern abend erkannt, als das erkannt, was ich seit Jahren in

dieser Welt suche und was ich so leicht nicht noch einmal wiederfinden werde. Das erklärt Ihnen, weshalb ich mich nicht einen Moment besonnen. Ich würde gestern abend mit Ihnen gesprochen haben, wären Sie nicht unversehens mit Ihrer Frau Mama aus dem Saale verschwunden.“

„Wenn Sie mich schon nach drei Stunden so vollständig durch und durch erkannt, werde ich Ihnen wenig Kurzweil für ein ganzes langes Leben bieten können.“

„Kurzweil ist es nicht, was ich bei Ihnen suche, mein Fräulein. Weiß Gott, es ist etwas anderes. Sehen Sie, ein Bauer heiratet eine Frau, die für ihn arbeiten kann, die ihm Geldeswert repräsentiert. Ein Müßiggänger heiratet eine Frau, bei der er Kurzweil findet. Ein Schöngeist heiratet eine Frau, die ‚ihn versteht‘, mag sie noch so einfältig an Geist sein, mag sie noch so wenig von der Welt verstehen, wenn sie nur ihn versteht. Er beansprucht einen durchaus nur relativen Wert bei seiner Frau, er sucht nur die Erhöhung der eigenen Persönlichkeit; sie muß ihn anbeten. Das alles sind Egoisten zweiten Ranges. — Wer da weiß, was eine Frau als Frau ist, was eine Frau in dieser Welt sein kann, der sucht sich das Herrlichste aus, was das Leben hervorbringen kann, um es sein eigen zu nennen; der sucht keine Frau, die zu ihm in irgend relativen Beziehungen steht, sondern die selber etwas ist: Entfaltung, Pracht, Größe, große Ansprüche und große Empfindungen, die Fähigkeit, in hohem Maße glücklich zu sein. Dann ist er seines eigenen Glückes gewiß. — Es beklagen sich so viele Menschen darüber, daß ihnen kein großes überwältigendes Glück zuteil wird, und wissen nicht, daß sie nur zu klein sind, um ein solches Glück im besten Fall empfinden zu können. Es gibt so viele Männer, die eine häßliche Frau einer schönen vorziehen, nicht aus Irrtum, aus Unwissenheit, sondern weil ihnen die Schönheit ein Greuel ist. Werden Sie, mein Fräulein, jemals Achtung vor einem Manne mit bescheidenen Ansprüchen hegen? — Sie können

sich selber. Würden Sie jemals einen Mann lieben können, der sich mit weniger begnügt, als Sie selber sind?"

„Aber woher wissen Sie denn, daß ich all jene schönen, großen Eigenschaften besitze, von denen Sie vorhin gesprochen haben?"

„Das will ich Ihnen erklären, wenn Sie mir für einen Moment Ihre Aufmerksamkeit schenken. Es wird mich niemand besser begreifen als Sie. — Wenn Sie hinter jemandem hergehen, nachts, wenn es stockdunkel ist, meinetwegen bei Nebel und Regenwetter, und der Jemand vor Ihnen trägt einen Mantel bis auf die Füße, so daß keine Linie seiner Figur genau zu erkennen ist, so bleibt Ihnen immer noch etwas, wonach Sie den ganzen Menschen beurteilen können . . ."

„Seine Gangart!"

„Gewiß. Woher wissen Sie das?"

„Ich glaube nicht daran. — Aber es bleibt wenigstens nichts anderes."

„Sie werden daran glauben lernen, mein Fräulein. Der Gang eines Menschen ist nichts Zufälliges. Er ist aufs engste bedingt durch die Art und Weise, wie sein Körper gebaut ist. Und wenn man bei Ihrer Art sich zu kleiden den Körper eines Weibes niemals beurteilen kann, solange es ruhig vor einem steht, so sieht man sofort die präzisesten Proportionen und Konturen, wenn es sich drei Schritte vom Platze bewegt. Aber kehren wir zu jener nächtlichen Erscheinung zurück. Der Gang eines Menschen hat seinen Rhythmus, der sich in Worten nicht erklären, der sich nur empfinden läßt. Aus diesem Rhythmus gelingt es Ihnen bei einiger Übung mit Leichtigkeit, den ganzen Körper zu konstruieren. Sie wissen mit vollster Bestimmtheit, ob eine Renaissance-Figur, eine Rokoko-Figur, eine klassische Figur oder eine Figur fin de siècle vor Ihnen hergeht. Sehr wesentlich dabei ist, ob die Bewegungslinie, vom Ohrläppchen bis zur Ferse hinunter als gleichmäßige Welle verläuft oder über der Hüfte abbricht. Wenn sie über der

Hülfe abbricht, haben Sie keine einheitliche Natur vor sich, und es läßt sich das durch den faltenreichsten Mantel hindurch feststellen. — Wenn Sie sich nun über den Körper völlig klar geworden, denken Sie sich den entsprechenden Gesichtsausdruck hinzu, vor allem den Mund und die Nase. Man kann in der That aus dem Schritt einer Dame eruieren, ob sie eine Stumpfnase oder eine gebogene Nase, ob sie volle oder schmale Lippen hat. Und dann wissen Sie auch schon mit voller Bestimmtheit, ob die Dame, wenn sie Sie kannte, Sie verstehen und lieben würde oder nicht; ob die Dame Ihr Fall wäre, ob Sie sie lieben würden oder nicht. — Aus alledem erkennen Sie nicht, ob eine Prinzessin oder eine Bettlerin, eine Köchin oder eine Millionärin vor Ihnen hergeht, aber den Schlag des Menschen erkennen Sie daraus, äußerlich wie innerlich, und wissen dann, ob Sie es mit einer freien oder beschränkten, einer reichen oder einer armen Natur zu tun haben. Und wenn Sie dann Ihre Schritte beschleunigen, wenn Sie dicht an der Person vorbeigehen und ihr ins Gesicht sehen, dann werden Sie in so und so vielen Fällen finden, daß Sie . . .“

„Sich getäuscht haben, mein Herr!“

„Daß ich mich getäuscht habe, mein Fräulein. Und dann weiß ich, daß ich an ein raffeloses Geschöpf geraten bin, das mich, ebenso wie hier, mein ganzes Leben hindurch täuschen, belügen und betrügen würde und bei dem für alle Liebesmüh nichts als Undank zu holen wäre; und ich gehe so rasch wie möglich meiner Wege. Denn von solchen Naturen, mein Fräulein, muß man sich fernhalten, mag man in der Welt anstreben, was man will; man wird immer nur Mißgeschick bei ihnen ernten. Die Sterne lügen nicht. Wo sie lügen, ist vor allem kein Himmel, sondern Teufelspuf. Das ist das Charakteristische bei Menschen, welche Nase besitzen, daß sie einheitlich sind in Seele und Leib, in Kopf und Gliedern, so daß sich aus einer Bewegung der Hand — wie Sie sie jetzt machen — das Gefühl im Herzen erraten läßt, daß sie aus einem Ge-

denken heraus geschaffen sind, daß sie Kunstwerke sind in dem Sinne, wie es jede große Kunstschöpfung sein soll. Ich würde mich ebenso in Sie, mein Fräulein, verliebt haben, wenn ich nur eine Bewegung Ihrer Hand oder Ihres Fußes gesehen, oder nur einen Brief von Ihnen zu Gesicht bekommen hätte, wie jetzt, wo ich Sie einen ganzen Abend lang beobachtet. Ich habe Sie gestern abend im Verkehr mit mindestens zwanzig verschiedenen Personen gesehen. Diese Menschen entziehen sich schließlich auch nicht meiner Beurteilung, und ich will Ihnen sagen, wenn Sie es wünschen, was Sie von jedem halten. Dann mögen Sie entscheiden, ob ich Ihre innere Natur, von der ich, wie Sie glauben, nichts ahne, richtig zu schätzen weiß oder nicht. Mir war jedenfalls jedes Ihrer Worte, das ich aus der Unterhaltung auffangen konnte, eine Bestätigung dessen, was mir Ihr königlicher Wuchs und die heroische Art Ihrer Bewegung auf den ersten Blick offenbart.“

„Um, Liebe macht blind.“

„Die Liebe macht blind; aber wen, mein Fräulein? — Einen Mann, der nie aus beschränkten Verhältnissen herausgekommen, der Welt und Menschen nicht kennt und eine freie Wahl getroffen zu haben glaubt, wo er nur einem animalischen Instinkte unterliegt. — Wenn unreiner sich verliebt, dann weiß er warum; dessen können Sie gewiß sein, und ich bin gewiß, daß Sie stolz darauf sein werden, daß Sie nicht zu den engherzigen Frauennaturen gehören, die auf die Vergangenheit eines Mannes eifersüchtig sind. Sie würden sich selber beschämt fühlen, einen Mann zu heiraten, der nicht einmal imstande wäre, Ihren Wert an demjenigen anderer Frauen, die er kennen gelernt, zu messen. Geliebt habe ich nur Sie, mein Fräulein, lange schon, ehe ich Sie kannte; ich wäre sonst wohl nicht sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne mich zu verheiraten. Wenige von Ihren Anbetern werden den nämlichen Vorzug für sich geltend machen können. — Und nun erlauben Sie mir noch einen letzten Beweis dafür, wie hoch ich Sie schätze, und

daß ich keineswegs blind bin und mich in Ihnen nicht täusche: Sie sind ein mutiges, entschlossenes Mädchen; das ist in Ihren Augen zu lesen. Da, wo Sie einmal das Richtige erkannt, da zaudern Sie auch nicht lange, mit Ihrer ganzen Person dafür einzustehen. Sie lieben es, Ihr Leben zu wagen. Das ängstliche Zuhalten, sich nicht entscheiden können, guten Rat und Hilfe bei anderen suchen, ist nicht Ihre Sache . . .“

Fräulein Ellie, die einen Moment beide Hände vor dem Gesicht gehalten, erhob sich in ihrer ganzen Größe vom Sessel, schlang dem Besucher, der sich gleichfalls erhoben, ihren Arm um den Nacken und küßte ihn.

Das Spiel des Lebens war gewonnen.

Bei den Hallen

8. September.

Ich erwache gegen vier. Die Vorhänge sind noch zugezogen. Es ist stockfinster im Zimmer. Ich zünde die Lichter an und stehe allmählich auf. Ich fühle mich von den gestrigen Strapazen wie neugeboren; eine eigentümliche Beweglichkeit in den Gelenken, den Kopf frei und den Körper um zwanzig Pfund leichter. Ich fühle mein spezifisches Gewicht . . .

Wie ich auf die Straße trete, spielt die Abendsonne in den obersten Fensterscheiben. Ich gehe in mein kleines Restaurant, kaufe mir unterm Odeon Maeterlinck's *Princesse Malaine* und lese sie im Café auf einen Zug durch. — Hätte er seinen Geistern etwas mehr Fleisch gegeben, sie wären wohl auch länger am Leben geblieben. — Ich diniere im Palais Royal und arbeite zu Hause bis Mitternacht. Wie ich um zwei Uhr aus der Brasserie Pont-Neuf komme, geht ein Mädchen in fliegendem Radmantel vor mir her; das erinnert mich an Marie Louise; aber sie ist es nicht.

Ich gehe zu Bovy im unbewußten Bedürfnis, etwas über Raimonde zu erfahren. Das einzig bekannte Gesicht in der kleinen Bude ist Marie Louise. Sie bittet mich um ein Glas Milch und erzählt mir, es habe sich gestern ein Mädchen im Café d'Harcourt auf der Terrasse mit Sublimat vergiftet. Raimonde sei noch im Quartier. Sie sei dans la purée. Sie habe vierzigtausend Franken Schulden. — Das erfüllt mich mit ungeheurer Genugthuung.

Ich frage sie, ob sie noch Morphium nehme. Nein, schon lange nicht mehr. Sie schlägt ihren Radmantel auseinander und macht mich darauf aufmerksam, daß sie von ihrer Last befreit ist. Sie war ihrer Fehlgeburt wegen drei Wochen im Spital; dabei hat man ihr das Morphium abgewöhnt. Sie sieht auch in der Lat um vieles besser aus. Sie schminkt sich nicht mehr, schläft des Nachts wie ein Kind und ist beim Erwachen von keinen düsteren Gedanken mehr heimgesucht. Vor dem Einschlafen liest sie immer noch im Bett. Sie liest jetzt „La faute de l'Abbé Mourot“. Sie hätte sich nie gedacht, daß Zola ein so hübsches Buch schreiben könne. Sie hat vorher den „Assommoir“ angefangen, aber sie findet ihn geschmacklos und langweilig. So etwas könne sie auch noch schreiben, wenn sie die nötige Zeit hätte.

Derweil drängt sich ein Mädchen an mich heran, dem ich vor einem halben Jahr einmal einen Louisdor gegeben. Ich weiß nicht mehr, wie sie heißt. Damals war sie in Schwarz; jetzt trägt sie ein nagelneues helles Kleid mit blaußeidenem Einsatz! Ich hatte ihr eines meiner feingebülmten Hemden gegeben, darauf nahm sie ein Buch zur Hand „La Fille Elisa“ von Edmond de Goncourt, das mir die kleine Germaine geliehen, las es bis zum lichten Morgen durch und lief davon. Das Hemd hätte sie auch gern mitgenommen. Ich muß ihr versprochen haben, ihr statt dessen einen Brillantring zu schenken.

Sie hat ein rundes bleiches Gesichtchen mit vollen Wangen und hübschem Kinn, ein feines Stumpfnäschen, blühende Lippen, nach außen emporgezogene schmale Brauen und ein ungemein sympathisches, feuchtschwarzes Augenpaar.

Da sie äußerst elegant gekleidet ist und blinkende gelbe Glacés trägt, setze ich voraus, daß sie auch persönlich gewonnen hat. Sie wohnt auch nicht mehr Hotel Voltaire in der Rue de Seine, sondern in der Rue St. Sulpice im ersten Stock.

Ich frage sie, ob sie etwas trinken wolle. — Nein, sie habe keinen Durst.

Ich habe in meinem Leben kein so nettes, behagliches Zimmerchen gesehen.

Es ist mit gelbem, feingebülmtem Rattun austapeziert, als wäre mein Nachthemd von damals dazu verwendet worden. Aus dem nämlichen Stoff sind die enormen Bettgardinen, die das halbe Gemach einnehmen.

Das Mädchen in seinem korngelben hübschen Kleid mit dem blauen Einsatz paßt so ausgezeichnet in dieses niedliche Etui, daß ich mich in dem kleinen Raum zwischen Thür und Fenster von allem, von der Welt, von Sünde, von Verschwendung, Gefahr und Pflichten durch Aetherfernen getrennt fühle.

Sie fragt mich, ob ich gern eine Chartreuse trinke, nimmt ein geschliffenes Flacon vom Ramin und füllt zwei Gläschen.

Die Chartreuse hatte die Farbe von flüssigem Gold und rinnt auch so ungefähr durch die Adern. Dabei sprechen wir über ihre „Kolleginnen“.

Ob Lulu und Nini sich lieben, wisse sie nicht; es sei möglich, warum nicht. Lulu wohne zwar in ihren eigenen Möbeln, es sei aber nur ein ganz kleines Loch, ein einziges Zimmer, in dem sie ihre paar Möbel aufgestellt. Dabei sage sie jedermann, dem sie begegnet, sie wohne in ihren eigenen Möbeln. Lulu sei entschieden die Dominierende, die Intelligenz, während Nini den Pudel machen müsse und nur mit denjenigen Herren gehen dürfe, die ihr Lulu erlaube. — Ob ich Lulu denn kenne?

Ich sage nein und füge unvorsichtigerweise hinzu, es sei meine Schuld nicht.

Darauf kommt die Rede auf Raimonde. — Ja, das sei eine! — Sie hat mich in jener denkwürdigen Nacht mit ihr au grand Comptoir gesehen. — Auf wieviel einen denn die wohl zu stehen komme?

Um meine Unvorsichtigkeit mit Lulu wieder gutzumachen, sage ich auf — fünfzehn Franks.

Pas plus que ça?

Nein. Sie habe noch darum winseln müssen.

Wie mir denn Raimonde gefalle?

Ich schüttle ernst den Kopf und sage: C'est une belle femme!

Darauf zählt sie mir Raimondes sämtliche Geliebten her — la grande Zusanne, die kleine Lucie, die damals mit uns au grand Comptoir war, die hübsche Lucienne, die mit uns zusammen bei Barrat war usw. usw. — sie begreife es nicht, wie man sich mit einem Mädchen schlafen legen könne!

Ich sage, sie werde sich wohl einen Geliebten halten.

Oh là là! Es seien die Freunde von andern Mädchen, die zu ihr kämen, um das Geld, was die Mädchen ihnen geben, mit ihr durchzubringen. Daher kenne sie es. Nein, sie möchte in ihrem Leben keinen Geliebten.

Ich sage, es sei doch schön, einen zu haben, der einem ganz gehöre, mit dem man nicht handeln müsse, dem man Gutes tun und dem man sich nur aus Liebe geben könne.

Sie lachte hell auf. Es seien ja die Männer, die die Frauen, von denen sie Geld hätten, beherrschen. Die Frauen lägen ja vor ihnen auf dem Fußboden. Es seien ja nur Sflavinnen.

Während wir so sprechen, sehe ich ein Kartenspiel auf dem Tisch. Ich frage sie, ob sie die Karten schlage; sie fragt mich, ob sie sie mir schlagen soll — dire la bonne aventure, die Prozedur nimmt eine gute halbe Stunde in Anspruch. Wir nehmen einander gegenüber Platz, und sie erzählt mir viel von meiner Mutter, von meinen beiden Schwestern, von einem Haufen Gold, den ich von einem blonden Herrn erhalten werde, in dem ich sofort meinen Verleger erkenne.

... eine Stunde später wird meine Angebetete plötzlich munter und meint, wir könnten noch ein wenig zu den Hallen gehen, un peu vadrouiller. Es sei so warm draußen und so eng hier im Zimmer. — Meine Einwendungen helfen nicht viel. Ich erhebe mich mit Ach und Krach, wir trinken rasch noch eine Chartreuse

und schlendern durch die graue Morgendämmerung über den Pont-Neuf den Hallen zu. Sie möchte nur gerne eine Soupe au fromage essen au grand Comptoir. Es werde jedenfalls große Gesellschaft da sein.

Es ist weder Musik noch Gesellschaft da. Im hintern Lokal sitzen einige vereinsamte Grisetten. Meine Schöne bestellt die Suppe, ich eine Flasche Wein, und wir essen schweigend in uns hinein. Darauf kommt der Kellner: Des écrivisses? Une douzaine de Marennes? Un demi poulet? — Sie schüttelte dreimal den Kopf, und der Kellner geht. Das rührt mich fast bis zu Tränen. Ich rufe ihn zurück, er solle zwei Duzend Austern bringen; und während wir sie schlürfen, sage ich, wir wollten dann zum Kaffee zu Barrat gehen.

Bei Barrat sind die Lampen schon ausgelöscht. Uns gegenüber sitzt die Musikgesellschaft und verzehrt ihr Souper. Meine Schöne fragt mich, wie mir die Frau gefalle. Ich entgegne, sie habe nur zu sehr das Aussehen einer Kokotte. Darauf fragt sie mich, ob sie denn nicht das Aussehen einer Kokotte habe. Ich sage ihr eine Schmeichelei, worauf sie mich fragt, ob denn Raimonde nicht das Aussehen einer Kokotte habe? — „Mais c'est une belle femme!“ sage ich, was sie mir zugesteht: „Tu l'aimes à la folie!“

Ich habe fünf oder sechs Tassen getrunken und möchte noch mehr. Aber hier ist mir der Kaffee zu teuer, die Portion kostet einen Frank. So mache ich den Vorschlag, wir wollten noch au Chien qui fume gehen. Sie kennt das Lokal nicht. Ich sage, es liege dicht in der Nähe. So pilgern wir im ersten Sonnenblick des Tages durch endlose Spaliere von Blumenkohl, von weißen und roten Rüben au Chien qui fume, klettern die Wendeltreppe zum Salon hinauf, setzen uns ans Fenster und haben das dichte Marktgewühl der Hallen unter unsern Augen. Wir kommen dahin überein, daß es nichts Schöneres auf Gottes Welt gibt als mit anzusehen, wie so recht gehörig gearbeitet wird.

Um unseren Betrachtungen im vollsten Maße gerecht zu werden, bestelle ich statt des Kaffees wieder Lustern und eine Flasche recht kräftigen Wein dazu.

Der große Napoleon liefert den Stoff zur Unterhaltung. Mein kleiner Engel betet ihn an. Wenn sie ein Mann wäre, dann könnte sich Europa in acht nehmen! — Wir sprechen vom Herzog von Leuchtenberg, für dessen schöne Augen sie schwärmt, und ich schildere ihr das prachtvolle Grabmonument, das er in der Michaels-Kirche in München hat. Sie meint, er sei der Schwager Napoleons gewesen. Ich halte ihn für seinen Stiefsohn. Wir sind beide unserer Sache nicht ganz sicher.

Sie hat kürzlich ein Buch gelesen, der Name des Autors ist ihr entfallen, das sämtliche Maitressen am französischen Hof, von Diane de Poitiers bis auf die schöne Theresie behandelt. So sprechen wir von der Dubarry, der Maintenon, Madame de Pompadour, Madame de Sévigné, Madame de Staël, von Adèle Courtois, von der Soubise, von Cora Pearl, Giulia Barucci, Anna Deslions und gelangen schließlich glücklich bei der Päpstin Johanna an.

Dann kommt die Rede auf kulinärische Genüsse, auf die verschiedenen Restaurants im Quartier und à l'autr' côté de l'Eau. Mit den kleinen Restaurants mit festen Preisen sei es nichts. Man bekomme zwar ein vollständiges Diner, aber werde nicht satt davon, wenn man arbeite. — Ich muß ihr recht geben. Ich habe die gleiche Erfahrung gemacht. — Ebenso wie ich, kann sie nur grüne Gemüse verdauen. Von Spargeln abgesehen, zieht sie Brüsseler Kohl allen übrigen vor. Blumenkohl ist ihr zu fade. Es geht ihr wie mir. Wir sprechen von frischen Erdbeeren, von Ananas; wir werden allmählich ein Herz und eine Seele. Wie sie für einen Augenblick hinausgeht, bitte ich den Kellner, eine Flasche Pommery zu bringen.

Ein milder Sonnenschein liegt über den Hallen. Vor unserem

Fenster wimmelt es wie ein Ameisenhaufen. Die hohen bunten Barrikaden aus Rüben und Blumenkohl sind schon verschwunden — vielleicht schon gegessen. Ich fühle mich unsagbar wohl.

Das Mädchen scheint mir aus guter Familie. Ich bemerke nichts an ihr, was dem nicht entspräche. Sie setzt sich mir wieder gegenüber und hebt das Glas zum Mund, wie sie es in besserer Gesellschaft nicht besser könnte. — Sie ist aus der Normandie, aus Falaise. Ich kenne das Nest zur Genüge, um sie kontrollieren zu können. Die Maison Tellier von Maupassant hat sie auch gelesen, aber lenkt das Gespräch davon ab. Sie sagt, sie habe in Falaise noch eine reiche verheiratete Schwester, die jeden Winter nach Paris komme, aber sie sähe sie nicht. Sie selber erwartet auch noch Geld, wenn sie volljährig geworden, einige dreißig bis vierzigtausend Franks. Sie werde sich jedenfalls sofort Toiletten kaufen und wohl in drei Monaten damit fertig sein. Vom geringsten Wunsch, sich bei der Gelegenheit wieder ins Privatleben zurückzuziehen, ist nichts zu entdecken. Sie sagt, sie passe nicht mehr dahin, nach Falaise, wo man abends um acht Uhr schlafen gehe und morgens um sieben Uhr aufstehe, wo man Sommer und Winter nicht ins Café gehe und das Jahr nicht eine Nacht vadrouillieren könne. Ich mache ihr den Vorschlag, wenn sie ihr Geld bekomme, mich zu ihrem speziellen Freunde zu wählen. Ich mache sie auf meine Vorzüge aufmerksam, auf mein leichtes Gemüt und meine Übung im Verkehr mit Damen. Sie lacht und sagt, ich sei ja reicher als sie. Ich schüttele den Kopf, ich hätte keine dreißig- bis vierzigtausend Franken mehr zu erwarten. Gut denn, sie sei damit einverstanden, wenn ich das, was ich noch hätte, mit ihr durchbringen wolle; ich brauche es nur auf den Tisch zu legen. Ich ziehe vor, nicht darauf einzugehen, um meinen Kredit nicht zu schädigen.

Ich sehe nach der Uhr und sage mir, sie ist stehen geblieben. Ich frage den Kellner: Weiß Gott schon halb eins! Meine Schöne ist nicht weniger überrascht. Jetzt müssen wir doch notwendig noch dejeuneren.

Vor dem Spiegel will sie ihr Haar ordnen, aber sie sieht sich nicht. Der Spiegel ist von oben bis unten über und über mit Inschriften bedeckt; nicht so viel freier Raum, um eine Briefmarke darauf zu kleben. Dessenungeachtet bittet sie mich um einen Diamanten. Ich gebe ihr meinen Hemdknopf, aber er schreibt nicht. Ich sage, ich müsse ihn gelegentlich wieder schleifen lassen.

Der blendenden Sonne wegen gehen wir unter den Hallen durch, und zwar über den Blumenmarkt. Rosen vom zartesten Schnee bis zur tiefsten Kohlenglut liegen zur Rechten und zur Linken haushoch aufgeschichtet. Ich ziehe gierig den betäubenden Duft in die Nase. Ich empfinde ihn als ein kräftiges Stärkungsmittel. Im Grand Comptoir herrscht angenehme Kühle. Der Kellner, der sich erinnert, uns vor zehn Stunden schon einmal gesehen zu haben, fällt vor Ehrfurcht auf den Bauch. Wir hegen beide das Bedürfnis nach etwas Erfrischendem und dejeuneren mehr aus Pflichtgefühl. Wir einigen uns über ein Poulet-Mayonnaise, eine riesige Schlüssel Salat, einen Korb voll Pfirsiche und saftiger Birnen und einen leichten Weißwein. Den Kaffee werden wir im Quartier einnehmen.

Mit den appetitlichsten Fingern einen Pfirsich schälend fragt mich meine Schöne, wie sie denn nun eigentlich aussehe. Ich sage natürlich: Bezaubernd. Sie sieht ein ganz klein wenig nach dem Seziersaal aus. Der feuchte Glanz ihrer Augen ist indessen noch der nämliche und, was mich nicht weiter überrascht, auch das blühende Rot ihrer Lippen.

„Du hast etwas Karmin aufgelegt?“

„Nein, das ist echt. Ich habe immer solche Lippen.“ — Und sie beweist es mir, indem sie mit aller Energie mit dem feuchten Taschentuch reibt. Das braucht sie gerade nicht blasser zu machen, denk' ich mir, aber was liegt mir denn daran.

Im offenen Fiaker fahren wir über den Pont St. Michel ins Quartier zurück. Paris zeigt sich uns in seinem schönsten Glanz;

oder bin ich vielleicht außergewöhnlich dafür empfänglich? Die glitzernde blaue Seine mit ihren unzähligen Dampfschwalben, ihren dunklen Bugstierschiffen, ihren langen, weiß schimmernden Rähnen, die Bäume auf dem Boulevard, deren letztes Grün in der warmen Mittagsluft zittert, in deren Zweige da und dort noch bunte Serpentinafen vom leztjährigen Karneval baumeln — alles trägt dazu bei, meine Stimmung zu erhöhen, und scheint mir vom lieben Gott auch nur dazu geschaffen zu sein.

Im Café de la Source schlug mir meine Angebetete eine Partie Petits paquets vor. Sie gewinnt eine Kleinigkeit, die ich ihr in zwei Laitten wieder abnehme. Darauf gewinnt sie fünf Franks, bricht das Spiel ab und dringt auf Bezahlung. Ich vertröste sie auf übermorgen; da sie aber nicht nachläßt, rücke ich schließlich, in der Erwägung, daß für sie, umgekehrt wie für mich, Zeit Geld ist, damit heraus, unter der Bedingung, daß sie mir im Café Vachette noch einen Kaffee bezahlt. Ich habe tatsächlich keinen Sou mehr in der Tasche.

Wir schlendern ins Café Vachette. Der Kellner, der mich hier täglich in meiner einsamen Ecke sitzen sieht, fragt mich mit verdoppelter Höflichkeit, was gefällig sei. Ich verweise ihn an Madame. Madame fühlt sich in ungeheuchelter Verlegenheit. Sie stammelt mit niedergeschlagenen Augen: „Zwei Kaffee.“ — „Mit Kognak?“ fragt mich der Kellner. — Das hänge von Madame ab. — „Mit Kognak natürlich!“ beeilt sich Madame zu bemerken.

Wir fühlen uns beide etwas abgeschlagen. Nachdem ich ausgetrunken, bitte ich sie, mir noch einen zu bezahlen. Die fünf Frank hält sie in der Hand; sie hat sie noch nicht eingesteckt, und wie der Kellner vorbeikommt, bestellt sie noch einen Kaffee für mich.

Es ist halb vier. Ich habe nicht mehr viel Zeit übrig. Wir gehen zusammen zum Carrefour de l'Odéon, dort trennen wir uns. Ich sehe ihr noch eine Weile nach. Wie sie mit ihrem leichten

elastischen Schritt um die Ecke von St. Sulpice biegt, fällt mir ein, daß ich vergessen habe, sie nach ihrem Namen zu fragen. Ich gehe in mein Hotel, ziehe die Gardinen zu und lege mich angekleidet aufs Bett. — — —

Wie ich diese Zeilen wieder durchlese, fällt mir etwas an ihnen auf. Das ist das eigentümliche an Tagebuchblättern, wenn sie echt sind, daß sie keine Ereignisse enthalten. Sobald die Ereignisse ins Leben eingreifen, verlieren sich Freude, Interesse und Zeit für das Tagebuch, und der Mensch findet die spontane Naivetät des Kindes oder des Tieres in seiner Wildnis wieder.

Ich langweile mich

(1883)

9. Februar.

Zu langweile mich so entsetzlich, daß ich wieder meine Zuflucht zu meinem Tagebuch nehme, das ich seit zehn Monaten nicht mehr weitergeführt habe. Zu Tisch kommt Wilhelmine, und wie Karl und ich sie den Schloßberg hinunterbegleiten, überlege ich mir, wie es am besten anzufangen wäre, sie für den Winter zum Austausch von Zärtlichkeiten zu bewegen. Sie ist in der That ganz reizend geworden, ihre schwarzen Augen, ihr hübsches Köpfchen, die hübschen vollen Arme, mit denen sie nach Herzenslust prahlt. Sie steht offenbar erst jetzt, wiewohl schon siebenundzwanzig Jahr alt, in ihrer vollen Blüte.

12. Februar. Wilhelmine läßt mir sagen, ich möchte sie zur Eisbahn abholen und daß sie bis über die Ohren verliebt sei. Wie ich eintrete in ihr Boudoir, drückt sie mir eine Photographie in Cabinetformat in die Hände, das sei er. Während ich ihn mir betrachte, pflanzt sie sich mit dem Album in der Hand vor mir auf und rezitiert mir mit haarsträubenden Gebärden einige Knittel, die sie an ihn gerichtet. Auf der Eisbahn, während wir Hand in Hand Schlittschuh laufen, zieht sie die Photographie wieder aus der Tasche, beliebügelt sie und verliert alle zehn Schritt einen Schlittschuh. Das nämliche Spiel vollzieht sich während des Heimweges. Auf meiner Stube bedeckt sie das Bild mit Küffen und läßt es von oben nach unten und von unten nach oben langsam aus der Enveloppe glei-

ten, um die verschiedenen Reize gradatim und detailliert genießen zu können. Nur vier Wochen möchte sie mit ihm zusammen reisen können; er ist nämlich ein berühmter Tenor. Für ein halbes Jahr mit ihm gäbe sie gern ihr ganzes übriges Leben hin. Ich kann es ihr nicht verdenken; ihr Leben war bis jetzt ziemlich eintönig und freudlos und wird es voraussichtlich auch in Zukunft sein. Während wir vierhändig spielen, drückt sie bei jeder Viertelspause einen Kuß auf die angebeteten Züge. Nach Schluß der Etüde verfällt sie in absolute Agonie, sinkt in der Sofaecke zusammen und läßt sich ohne das geringste Widerstreben von mir liebkosen. Nur hin und wieder stammelt sie mit ersterbender Stimme: „Ach, du bist so unappetitlich, so unappetitlich! —

Gott segne dich, göttlicher Tenor. So freilich hatte ich mir die Entwicklung nicht vorgestellt. Ich schein mich nicht mehr so fürchterlich langweilen zu sollen.

13. Februar. Wilhelmine empfängt mich mit offenen Armen. Sie hätte am Abend ihre Arie nicht singen können, wenn ich sie nicht vorher in Stimmung versetzt hätte. Der Cäcilienverein will nämlich den „Waffenschmied“ aufführen. Sie behauptet, ich hätte zu weichliche, weibliche Lippen. Ich alter Schafskopf exekutierte meine alten probaten Komödien. Sie besteht übrigens darauf, daß von Liebe zwischen uns nicht die Rede sein könne. Mir ist es furchtbar gleichgültig, wovon die Rede ist. Wenn ihr Mund nur zum Sprechen da wäre, würde ich ihn ihr zunähen. Der Wolkenbruch ihrer Gefühle läßt mich zu keinem Angriff gelangen. Ich liebe den Ernst und die Ruhe, wenn es sich um Vergnügungen handelt. Nach zehn Minuten erklärt sie sich Gott sei Dank für gesättigt. Sie hat auch schon ein Gedicht an mich gemacht, das indessen trotzdem von Liebe handelt. Sie beherrscht offenbar die Sprache nicht genug, um das Wort zu vermeiden. Darauf erzählt sie mir, wie und wo sie küssen gelernt habe, eine langweilige larmoyante Geschichte ohne Höhen und Tiefen. aus der ich aber die

Überzeugung gewinne, daß sie ihren Mädchennamen noch mit voller Berechtigung führt. Plötzlich fragt sie mich, wo ich es gelernt habe, aber ich hütle mich, so unerwartet überrascht, in düsteres Schweigen, indem ich mich meiner Lehrerin, der guten alten Tante Helene, herzlich schäme.

16. Februar. Nach Tisch gehe ich, um Wilhelmine zum Abendbrot abzuholen. Sie sagt, von heute ab müsse alles zwischen uns aufhören. Ich entgegnete, ich hätte ja noch gar nicht angefangen, ob sie ungeduldig sei, mir eile es durchaus nicht. Sie hat nicht weniger als sechs Gedichte gemacht, die ihren Entschluß variieren. Sie holt ihren Revolver, drückt mich ins Sofa, stemmt mir das Kinn gegen die Brust und liest mir, den gespannten Revolver gegen meine Stirn gerichtet, ihre Gedichte vor. Zitternd an allen Gliedern, bitte ich sie, aufzuhören. Plötzlich wirft sie mir ein weißseidenes Tuch über den Kopf, fällt mir um den Hals und küßt mich durch das Tuch, gerät dann über sich selbst in Wut und wirft mir ihren Pantoffel ins Gesicht. Darauf beschwört sie mich, ich möchte auch einmal ein Gedicht an sie machen. Ich schreibe drei kurze Strophen zusammen, in denen ich aber Brodem auf Sodom reime, wodurch sie tief beleidigt ist.

Abends auf dem Söller in der Fensternische gesteht sie mir, sie habe nur einmal schmecken wollen, wie die Liebe tue, und sei an der Angel hängen geblieben. Übrigens wolle sie aufhören, bevor sie beiseite gelegt werde. Dann verlangt sie auch von mir volle Aufrichtigkeit. Ich frage sie, ob sie wisse, was das Entsetzlichste im Leben sei. Sie antwortet: Begierde ohne Befriedigung. Ich schüttle den Kopf; ich flüstere ihr ins Ohr: Langeweile! — Sie empfindet tiefes Mitleid mit mir.

Beim Souper wird die Frage aufgeworfen, ob der Weg zu den Lippen durchs Herz, oder ob der Weg zum Herzen über die Lippen gehe. Die Meinungen sind sehr geteilt, und die Diskussion wird lebhaft. Meine Mutter verteidigt den Weg durchs Herz; Wilhel-

mine spricht mit aller Entschiedenheit für den Weg über die Lippen. Karl, der seit acht Tagen von früh bis spät Holz spaltet, um seine Nerven zu beruhigen, meint, der Weg zum Herzen führe nicht über die Lippen, sondern durch die Ohren, und der Weg über die Lippen führe nicht zum Herzen, sondern in den Magen. Wilhelmine will mein Gedicht zum besten geben, kommt aber nicht dazu, da sie es in ihrem Busen verwahrt hält. Meine Mutter meint, wir seien ja unter uns, aber meine Leure entgegnet, es sitze zu tief. Bei diesen Worten schlägt Karl errötend die Augen nieder.

Nach dem Souper zünden Karl und ich im Saal eine große Reisselle im Kamin an. Darauf holen wir vom Estrich über den Verliesen den Koffer mit den türkischen Kleidern. Als wir ihn über den Hof tragen, schlagen die hellen Funken aus dem Schornstein über dem Saal und verlieren sich oben in den Sternen. Karl meint, wenn das Dach Feuer fange, hätten wir nicht einmal Wasser, da der Weiher zugefroren sei. Ich beruhige ihn; was es denn schaden würde, wenn das ganze Schloß in Flammen aufginge! die Herrlichkeit dauere ja doch nicht mehr lange.

Im Saal kostümiert sich die ganze Gesellschaft türkisch. Meine Mutter trägt einen bis zur Erde reichenden Mantel aus Genueser Sammet mit goldenen Vorten. Darin tanzt sie mit unvergleichlicher Berve und Biegsamkeit eine Samaqueca auf dem Smyrna-teppich. Wilhelmine, Karl, die beiden Kleinen und ich sitzen auf Sofakissen um sie herum und trinken Kaffee. Karl spielt die Handharmonika, und ich begleite ihn auf der Gitarre. Darauf tanzen Gretchen und Elsa ein Pas de deux, das ihnen meine Mutter einstudiert hat. Dann erzählt sie von ihren einstigen Bühnenerlebnissen in San Francisco, in Valparaiso, von dem Leben auf dem Haziendas und von ihrem ersten Mann, der am Schluß jedes Konzertes schon immer alles wieder verspielt hatte, was er beim Beginn an der Kasse eingenommen. Er sollte nicht weniger als dreimal in seinem Leben erschossen werden, einmal bei einem Auf-

stand in Venezuela, einmal bei der Kommune und zum letztenmal im russisch-türkischen Krieg. Gegenwärtig fungiert er als Zeremonienmeister im Palais le Glace in Paris. Ich freue mich unendlich darauf, ihn kennen zu lernen. Plötzlich entdeckt Gretchen mit ihrem alles durchdringenden Blick einen blutroten Flecken an meinem Hals. Es wird mir schwer, das Lachen zu verbeißen. Als ich Wilhelmine den Berg hinunter begleite, bringe ich ihr, um sie zu trösten, auf allerhand Schleichwegen bei, daß sie nicht die einzige sei, sondern nur eine Repräsentantin; daß das gerade für mich das Interessante sei, sie in erster Linie als Typus und dann erst als Individuum zu betrachten. Ich sage ihr, die Menschen glaubten so häufig, die einzigen in ihrer Art zu sein, so auch die Männer, wenn sie an eingebildeten Krankheiten litten. Würden sie sich vergegenwärtigen, daß das fast jedermann begegnet, so wäre die Krankheit schon geheilt.

17. Februar. Zwischen zwei und drei Uhr gehe ich zu Wilhelmine. Ihre Schwester ist zu Hause. Als sie endlich in ihren Frauenverein geht, sehen wir beide ihr mit Gefallen zum Fenster hinaus nach. Es gibt Menschen, die man lieber von hinten als von vorne sieht, die von vorne gesehen Schmerz, von hinten gesehen Freude verursachen. Ich erkläre Wilhelmine, das sei der Grund der griechischen Liebe. Sie begreift nicht, wie ein so auf das alleräußerlichste gerichteter Geist, wie ich, überhaupt nur über eine so ernste Frage nachdenken könne. Dann sprechen wir über Zylinderhüte. Wenn ich sie völlig abfühlen wolle, dann brauche ich nur im Zylinder zu ihr zu kommen. Wir wollten uns im Künstlerhut trauen und im Zylinder scheiden lassen. Beim Abschied bittet sie mich, wenn ich nur einen Funken Gefühl für sie habe, solle ich bis morgen ein Gedicht an sie machen. Wir wollten zusammen nach Arau fahren, und ich sollte es ihr im Bahncoups vorlesen. Gretchen kommt, um ihre Klavierstunde zu nehmen. Wilhelmine schiebt mich lautlos ins Nebenzimmer, würgt mich, daß ich blau und rot werde und kehrt

mit der mütterlichen Ruhe einer Madonna ins Musikzimmer zurück, während ich mich auf den Zehenspitzen zum Haus hinaus-schleiche.

Nach dem Souper durchsuche ich meine sämtlichen Gedichte, kann aber nichts Passendes finden. Ich strecke mich der Länge nach auf den Divan, aber es gelingt mir nicht, meine Gedanken auf sie zu konzentrieren. Ich schlafe ein.

18. Februar. Der große Tag. Nach Tisch stecke ich einen leeren Bogen Papier zu mir, in der Hoffnung, daß mir auf dem Weg den Berg hinunter noch etwas einfällt. Auf dem Bahnhof stürzt mir Wilhelmine entgegen, wo mein Gedicht sei. Ich sage, ich könne es ihr hier nicht vorlesen, und führe sie zu einer abgelegenen Bank in den Anlagen. Dort überreiche ich ihr den zusammengelegten Bogen, den sie mit vor Stolz und Freude strahlendem Gesicht entfaltet. Als sie nichts darauf geschrieben findet, sage ich, ich müsse die beiden Blätter zu Hause verwechselt haben. Sie gibt mir mit zornfunkelnden Augen eine Ohrfeige. Gott sei Dank fährt gleich darauf der Zug herein. Im Coupé küsse ich ihr ununterbrochen die Hand und versichere sie meiner aufrichtigen Liebe. In Marau gelingt es mir bei einem Glase Bier im Gasthaus „Zum wilden Mann“ ihre Nerven völlig zu beruhigen. Auf der Rückfahrt sitzen wir im ersten Wagen hinter der Lokomotive, und das Coupé liegt direkt über der Wagenachse. Wir werden bei der ersten Weiche von den Polstern emporgeschleudert, und ich halte sie in den Armen, gerade so wie vor drei Jahren auf der nämlichen Strecke, in dem nämlichen Coupé vielleicht, die rotlockige kleine Delila. Es war im letzten Jahr, da ich in Marau das Gymnasium besuchte; und wir, Delila und ich, fuhren jeden Morgen zusammen zur Schule und abends wieder zurück. Morgens überhörten wir uns gegenseitig unsere Arbeiten, und abends rauchten wir zusammen Zigaretten. Jetzt ist sie irgendwo Lehrerin und erzieht die kleinen Mädchen zur Tugend und Sittsamkeit. Der Unterschied ist immerhin ein be-

deutender. Dort selige Hingabe, hier immer noch ängstliche Verschämtheit. Aber hier und dort die nämlichen läppischen Zwischenbemerkungen. Trotz der trüben, flackernden Beleuchtung sehe ich den Flaum auf der Wange, dazwischen einige Leberflecke und neben dem Auge zwei Runzeln, alles wie unter einem Mikroskop in fünfhundertfacher Vergrößerung. Und ich frage mich, ob wohl der zarteste Teint in solcher Nähe standhält. Ich suche keine weitere Unterhaltung mehr anzuknüpfen, indem ich sie zur Genüge mit sich selber beschäftigt sehe, und bringe sie unter absolutem Stillschweigen nach Hause.

19. Februar. Zu Tisch kommt Wilhelmine, hält darauf auf meinem Divan Siesta und versinkt sofort in tiefen Schlaf. Beim Erwachen erklärt sie mir, sie sei einerseits zu jung und andererseits zu alt für mich; ich müsse eigentlich zwei Frauen haben, eine von sechzehn und eine andere von sechsundvierzig Jahren. Darauf bittet sie mich, zu ihrer Schwester, der Frau Gerichtspräsidentin, zu gehen und ihr zu sagen, daß sie, Wilhelmine, morgen nicht in das Kaffeefränzchen kommen könne, da sie beim Stadtschreiber eine Klavierstunde zu geben habe. Unter fortwährenden Wonneschauern gehe ich darauf zum Gerichtspräsidenten. Ich klopfе an, Elisabeth öffnet und reicht mir freundlich die Hand. Das genügt, um mich für den ganzen Abend zum aufrichtigsten Ehestandskandidaten zu machen. Elisabeth ist fünfzehn Jahr alt, ein klein wenig plump, mit der strohenden Büste und den wonnigen Hüften, wie sie diesem Alter manchmal eigen sind. Sie hat weder kleine Hände noch kleine Füße, aber einen angenehmen, ernstgemessenen Gang. Ihre Züge sind voll und blühend, wenn auch etwas scheu, die großen, dunkelblauen Augen blond, wenn auch etwas düster umrahmt. Ihr Unblick verwirrt mich, und ich muß bereuen, ihr nicht ein freundliches Wort gesagt zu haben. Ihre Mutter empfängt mich im Salon. Es macht einen eigentümlichen Eindruck auf mich, dieses Haus, das ich nicht mehr betreten, seit es eben gebaut war, nun so vollständig

durchwohnt zu finden. Die jüngeren Brüder toben ums Haus herum, mit Befahren eines großen Aschenhaufens beschäftigt. Die Mutter erzählt mir mit Behagen und Stolz von ihrem Manne. Der Alte tritt ein und kneift seine Frau immer noch zur Begrüßung in den Arm. Auf dem Heimweg träume ich aufs lebhafteste davon, das hübsche kleine Tier baldmöglichst zu heiraten, sie in die große Welt hinauszuführen, auf Reisen und Abenteuer, in unserm Schloß uns ein herrliches Buen-Retiro wählend. Ich träume mir den ehrenfesten Gerichtspräsidenten als Schwiegervater, ich träume mir die Elisabeth als Gattin, als Mutter, als Matrone an meiner Seite im Kreis einer Schar kräftiger Kinder und Kindesfinder.

1. März. Bei leichtem Schneefall führe ich Wilhelmine die Straße nach Seon hinaus und in den Wald hinein, wo sie in den frischen Fußstapfen ihres Vaters zu wandeln glaubt, der um Mittag auf die Jagd gegangen ist. Die feierliche Stille, der Friede der toten Natur begeistern uns zu endlosen Liebesgesprächen. Wäre ich Maler, ich würde sie heute heiraten. Für den Schriftsteller wäre die Ehe ein Verderb. Wenn ich gar aus Liebe heiratete, mich mit der Welt ausöhnte, dann könnte ich mich nur gleich begraben lassen. Sie sehnt sich danach, noch einmal recht innig zu lieben, aber nicht jetzt, später, so spät wie möglich. Sie behauptet, wenn ich jetzt auch wollte, sie würde gar nicht einschlagen. Darauf beginne ich aus voller Brust zu renommieren. Eine halbe Stunde nur, nur der Weg von hier bis nach Hause, und sie wäre bis zum Wahnsinn in mich verliebt. Sie schluchzt abgewandt in ihr Taschentuch. Ich sage, ich brauchte nur dem Idealismus die Zügel schießen zu lassen; es würde um so unfehlbarer auf sie wirken, da sie mich nur als Müßiggänger kenne. Sie bittet mich, sie nach Hause zu bringen. Sehr gestärkt kehre ich zurück. Zu Hause ist alles still. Ich lege mich früh zu Bett und sehne mich nach Paris.

9. März. Wilhelmine predigt Moral, sie fühle, sie habe eingebüßt,

sie sei nicht mit sich einig, sie sage sich dann und wann, es sei unrecht. Sie fährt freudig auf und fragt mich auf Ehre und Gewissen, was sie mir sei. — Wozu sie das wissen wolle? — Das könne mir gleich sein. — Ich sage, ich könne sie ja auch anlügen. — Sie läßt den Kopf sinken: das sei eben das Traurige; damit behalte ich immer die Oberhand. — Ich frage sie, warum sie denn so plötzlich aufgefahren sei; wozu sie überhaupt gefragt habe? — Sie sagt, sie würde sich freier fühlen, wenn sie Gewißheit habe. — Ich sage: Gesetzt den Fall, sie sei mir nur Spielzeug. — Sie sieht über mich weg: Ich sei ihr eine angenehme Unterhaltung gewesen. — Vielleicht auch eine Fundgrube, eine Art Konversationslexikon? — An ihr, sagt sie, hätte ich wie an einem festgeschnallten Kaninchen Vivisektion geübt. — Aber wozu denn das alles? — Sie fühle sich freier. — Ich frage sie, ob sie nicht geglaubt, es habe doch vielleicht ein tieferes Gefühl bei mir Wurzel gefaßt? — Oh, nie und nimmer! Sie frage mich einzig und allein ihrer selbst wegen. — Abschied unter endlosen Umarmungen. Unter der Bahnbrücke begegne ich richtig noch der kleinen Elisabeth. Sie grüßt mich mit freundlichem Kopfnicken, was mir wohlthut bis in die kleine Zehe. Ich erwidere ihren Gruß so würdevoll als möglich. Lächeln mag ich nicht. Ich fürchte den Scharfblick der Unschuld. Sie hat übrigens herrliche Lippen und tiefdunkelblaue Augen. Zu Hause ergehe ich mich noch eine Stunde in gehobener Stimmung auf der hohen Schanze in der lauen Frühlingsluft. Die Umseln haben zu singen begonnen. Auf Schwarzwald und Jura leuchten die Fastnachtfeuer. Langweiliger Abend im Saal.

20. März. Nachdem ich seit vierzehn Tagen zum erstenmal wieder gefrühstückt, gehe ich ins Turnexamen der Mädchenschule. Die zweite Klasse hegt in ihrem Schoß nur ein einziges hübsches Mädchen; ein äußerst feines Gesicht, Teint wie Milch, schwarze Augen, feine Nase. Ausdruck ist wenig da bis auf einen Anflug von Verschmitztheit, der hinter der Maske lauert. Ein feiner Fuß und eine

schlechte Haltung. In der dritten und vierten Klasse, die zusammen turnen, ist ebenfalls nur eine bemerkenswert, aber dafür ein Prachtstück, meine Elisabeth. Sie hat ihren Platz dicht vor uns. Ein strotzender Körper, ein gesundes Gesicht, frisch, ernst und nicht dumm. Musterhafte Haltung und eine durch die Fülle bedingte Weichheit in der Bewegung. Geradezu entzückend ist ein von den Mädchen aufgeführter Stabreigen, wozu der alte Lehrer ein altmodisches Menuett geigt.

25. März. Nach Tisch kommt meine Orsina herauf. Sie hat wieder ein ganzes Schock Gedichte an mich gemacht. Ich fühle mich außerstande, sie anzuhören. Wilhelmine ist tief gekränkt. Ich tröste sie, indem ich ihr zeige, daß ich ihren Kummer begreife. Sie ist hausbacken sinnlich. Beim Kaffee werfe ich Gretchen aus purer Enervation einen Butterbrotteller an den Kopf. Sie weint und schließt sich in ihr Zimmer ein. Darauf gehe ich ins Examen der Mädchenschule, setze mich Elisabeth direkt gegenüber und ziehe einen zweiten Stuhl als Lehne heran. Dabei setze ich eine mißvergnügte Wiene auf, theils um mir die übrigen Besucher vom Leib zu halten, theils um sie desto ungenierter fixieren zu können. Übrigens zeigt auch niemand das Bedürfnis, mich anzusprechen. Die Herren der Schulpflege bewegen sich mit unglaublich lächerlicher Wichtigkeit um die Tische, klappen die großen Hefte auf und wieder zu und bemühen sich, ohne an Würde einzubüßen, um die Lustheizung. Elisabeth bleibt vollkommen unbefangen, obwohl ihr mein Benehmen nachgerade aufgefallen sein muß. Ihre Lektion kann sie ausgezeichnet, wie übrigens alle. Im ganzen berührt mich das Examinieren höchst widerlich, besonders das Aufhalten der Finger, was bei einigen von giftigen Blicken begleitet ist. Ich nehme Elisabeths Aufsatzhefte zur Hand und schreibe ihr, da ich gerade einen Bleistift zwischen den Fingern halte, meine Gefühle als Randglossen hinein. Ihre Hefte sind nicht allzu sauber, die Schreibweise ist stellenweise eigenartig. Ich lese einen ganzen Aufsatz über eine Ferienreise. Darauf entferne ich

mich, wie ich glaube, mit Effekt; es ist mir übrigens gleichgültig. Im Saal nebenan sehe ich noch ihre geometrischen Zeichnungen an, die auch nicht allzu geometrisch sind. Ich freue mich schon darauf, auch sie zum Narren zu halten. Die Heiratsgedanken sind verschwunden. Der alte Gerichtspräsident als Schwiegerpapa hat alle Anziehungskraft für mich verloren und sie als gefeierte Gefährtin nicht minder. Am Abend arbeite ich in meinem Turmzimmer. Da kommt der alte Bauz, der Goldige, die Pusi, und miaut vor der Thür. Ich antworte. Da ich aber nicht sofort öffne, beginnt sie an der Thür zu fragen. Gestern hat sie es ebenso gemacht. Als ich sie dann hereinließ, ging sie direkt auf meinen Wandschrank zu und versuchte ihn mit der Pfote zu öffnen. Ich lasse sie herein, sie geht auf den Schrank zu, steigt behutsam in das unterste Fach, macht es sich auf meinen symbolistischen Manuskripten bequem und knurrt. Ich lehne die Thür etwas vor, damit nicht das volle Licht hineinfällt. Nach einer Weile beginnt sie, sich zu drehen und zu krümmen. Sie ächzt und schnurrt, biegt sich rückwärts und leckt sich. Darauf ein straffes, regelmäßig wiederkehrendes Spannen des Körpers. Bisweilen schnappt sie nach den zur Seite aufgestapelten Gedichten. Dann dirigiert sie das erste mit dem Maul heraus. Ich höre sie etwas verspeisen und sehe, wie sie heftig zubeißt. Die Prozedur wiederholt sich fünfmal. Die Entbindung dauert eine gute Stunde. Nachdem sie die Jungen gehörig abgeleckt, beginnen sie zu piepsen. Ich hole meine Mandoline und trage ihnen Brahms Schlummerlied vor. Jetzt ist es halb vier. Ein feuchter erfrischender Wind weht voll zum offenen Fenster herein. Im ganzen Schloß klappen Türen und Fensterläden und in den alten Linden rauscht es wie ferne Brandung.

Die Schutzimpfung

Wenn ich euch, ihr lieben Freunde, diese Geschichte erzähle, so tue ich es keinesfalls, um euch ein neues Beispiel von der Durchtriebenheit des Weibes oder von der Dummheit der Männer zu geben; ich erzähle sie euch vielmehr, weil sie gewisse psychologische Kuriositäten enthält, die euch und jedermann interessieren werden und aus denen der Mensch, wenn er sich ihrer bewußt ist, großen Vorteil im Leben zu ziehen vermag. Vor allem aber möchte ich von vornherein den Vorwurf zurückweisen, als wollte ich mich meiner Übeltaten aus vergangenen Zeiten rühmen, jenes Leichtsinnes, den ich heute aus tiefster Seele bereue und zu dessen Betätigung mir jetzt, da meine Haare grau und meine Knie schlottrig geworden, weder Lust noch Fähigkeit mehr geblieben sind.

„Du hast nichts zu befürchten, mein lieber, süßer Junge,“ sagte Fanny eines schönen Abends zu mir, als ihr Mann eben nach Hause gekommen war, „denn die Ehemänner sind im großen ganzen nur so lange eifersüchtig, als sie keinen Grund dazu haben. Von dem Augenblicke an, wo ihnen wirklich Grund zur Eifersucht gegeben ist, sind sie wie mit unheilbarer Blindheit geschlagen.“

„Ich traue dem Ausdruck seines Gesichtes nicht,“ entgegnete ich kleinlaut. „Mir scheint, er muß schon etwas gemerkt haben.“

„Diesen Ausdruck mißverstehst du, mein lieber Junge,“ sagte sie. „Sein Gesichtsausdruck ist nur das Ergebnis jenes von mir er-

fundenen Mittels, das ich bei ihm anwandte, um ihn ein für allemal gegen jede Eifersucht zu feien und ihn für immer davor zu bewahren, daß er je von einem ihn beunruhigenden Verdacht gegen dich befallen wird."

„Welcher Art ist dieses Mittel?“ — fragte ich erstaunt.

„Es ist eine Art von Schutzimpfung. — An demselben Tage, als ich mich entschloß, dich zu meinem Geliebten zu nehmen, sagte ich ihm auch schon ganz offen ins Gesicht, daß ich dich liebe. Seitdem wiederhole ich es ihm täglich beim Aufstehen und beim Schlafengehen. Du hast allen Grund, sage ich, eifersüchtig auf den lieben Jungen zu sein; ich habe ihn wirklich von Herzen gern, und weder dein noch mein Verdienst ist es, wenn ich mich nicht gegen meine Pflichten versündige, sondern es liegt nur an ihm selber, daß ich dir so unerschütterlich treu bleibe.“

In diesem Augenblick wurde mir klar, warum mich ihr Mann bei all seiner Liebenswürdigkeit manchmal, wenn er sich von mir nicht beobachtet glaubte, mit einem so eigentümlich mitleidig verächtlichen Lächeln ansah.

„Und glaubst du wirklich, daß dieses Mittel seine Wirksamkeit auf die Dauer behält?“ fragte ich befangen.

„Es ist unfehlbar,“ entgegnete sie mit der Zuversichtlichkeit eines Astronomen.

Trotzdem setzte ich noch großen Zweifel in die Unverbrüchlichkeit ihrer psychologischen Berechnungen, bis mich eines Tages folgendes Ereignis in staunenerregender Weise eines Besseren belehrte.

Ich bewohnte damals inmitten der Stadt in einer engen Gasse ein kleines möbliertes Zimmer im vierten Stock eines hohen Miethauses und hatte die Gewohnheit, bis in den hellen Tag hinein zu schlafen. — An einem sonnigen Morgen um neun Uhr etwa geht die Türe auf, und sie tritt ein. Was nun folgt, würde ich niemals erzählen, böte es nicht den Beweis für eine der überraschendsten und trotzdem begreiflichsten Verblendungen, die im Geistesleben

des Menschen möglich sind. — Sie entledigt sich auch der letzten Hülle und gesellt sich zu mir. Weiter habt ihr lieben Freunde nichts Verfängliches, Anzügliches von meiner Erzählung zu gewärtigen. Ich muß immer wieder betonen, daß es mir nicht darum zu tun ist, euch mit Unschicklichkeiten zu unterhalten. — Kaum hat die Decke die Reize ihres Körpers verhüllt, als Schritte vor der Türe laut werden; es klopft und ich habe eben noch Zeit, durch rasches Emporziehen der Decke ihren Kopf zu verbergen, als ihr Mann eintritt, schweißtriefend und pustend in Folge der Anstrengung, mit der er die hundertundzwanzig Stufen zu mir heraufgestiegen war, aber mit glückstrahlendem, freudig erregtem Gesicht.

„Ich wollte dich fragen, ob du mit Röbel, Schletter und mir einen Ausflug machst. Wir fahren per Bahn nach Ebenhausen und von dort mit dem Rad nach Ammerland. Eigentlich wollte ich heute zu Hause arbeiten; nun ist meine Frau aber schon früh zu Brückmanns gegangen, um zu sehen, was deren Jüngstes macht, und da fand ich bei dem herrlichen Wetter keine rechte Sammlung mehr zu Hause. Im Café Luitpold traf ich Röbel und Schletter, und da haben wir die Partie verabredet. Um zehn Uhr siebenundfünfzig fährt unser Zug.“

Derweil hatte ich etwas Zeit gehabt, mich zu sammeln. „Du siehst,“ sagte ich lächelnd, „daß ich nicht allein bin.“

„Ja, das merke ich,“ entgegnete er mit dem nämlichen verständnisinnigen Lächeln. Dabei begannen seine Augen zu funkeln, und die Kinnlade wackelte auf und ab. Zögernd tat er einen Schritt vorwärts und stand nun dicht vor dem Stuhl, auf den ich meine Kleider zu legen pflegte. Zuoberst auf diesem Sessel lag ein feines batistenes Spizenhemd ohne Ärmel mit rotgesticktem Namenszug und darüber zwei lange schwarzseidene, durchbrochene Strümpfe mit goldgelben Zwickeln. Da nichts anderes von einem weiblichen Wesen sichtbar war, hefteten sich seine Blicke mit unverkennbarer Lüsterheit auf diese Garderobestücke.

Dieser Augenblick war entscheidend. Nur ein Moment noch und er mußte sich erinnern, diese Kleidungsstücke irgendwo in diesem Leben schon einmal gesehen zu haben. Kostete, was es kosten wollte, ich mußte seine Aufmerksamkeit von dem verhängnisvollen Anblick ablenken und derart bannen, daß sie mir nicht mehr entglitt. Das war aber nur durch etwas Nochniedagewesenes zu erreichen. Dieser Gedankengang, der sich blitzartig in meinem Hirne vollzog, veranlaßte mich dazu, eine Noheit von solcher Ungeheuerlichkeit zu begehen, daß ich sie mir heute nach zwanzig Jahren, wiewohl sie damals die Situation rettete, noch nicht verzeihen habe.

„Ich bin nicht allein,“ sagte ich. „Wenn du aber eine Ahnung von der Herrlichkeit dieses Geschöpfes hättest, würdest du mich beneiden.“ Dabei presste sich mein Arm, der die Decke über ihren Kopf gelegt hatte, krampfhaft auf jene Stelle, wo ich den Mund vermutete, um auf die Gefahr hin, ihr den Atem zu nehmen, jede Lebensäußerung ihrerseits zu verhindern.

Gierig glitten seine Blicke an den von der Decke gebildeten Wellenlinien auf und nieder.

Und nun kommt das Ungeheuerliche, das Nochniedagewesene. Ich ergriff die Decke an ihrem untersten Ende und schlug sie bis an den Hals empor, so daß nur ihr Kopf noch verhüllt war. — „Hast du je in deinem Leben eine solche Pracht gesehen?“ fragte ich ihn.

Seine Augen standen weit aufgerissen, aber er geriet in sichtliche Verlegenheit.

„Ja, ja — das muß man sagen — du hast einen guten Geschmack — nun, ich — werde jetzt gehen — verzeih mir bitte, daß — daß ich dich gestört habe.“ — Dabei zog er sich zur Türe zurück, und ich ließ den Schleier, ohne mich zu beeilen, wieder sinken. Darauf sprang ich rasch auf die Füße und stellte mich neben der Türe so vor ihn hin, daß er die Strümpfe, die auf dem Sessel lagen, unmöglich mehr sehen konnte.

„Ich komme jedenfalls mit dem Mittagzug nach Ebenhausen,“

sagte ich, während er die Klinke schon in der Hand hielt. „Viel-
leicht erwartet ihr mich dort im Gasthof zur Post. Dann fahren
wir zusammen nach Ammerland. Das wird eine prächtige Tour.
Ich danke dir bestens für deine Einladung.“

Er machte noch einige wohlgemeinte, jovial-scherzhafte Bemerkungen
und verließ darauf das Zimmer. Ich blieb wie angewurzelt stehen,
bis ich seine Schritte unten im Hausgang verhallen hörte.

Ich will es mir ersparen, den entsetzlichen Zustand von Wut und
Verzweiflung zu schildern, in dem sich die bedauernswürdige Frau
nach dieser Szene befand. Sie war seelisch wie aus den Fugen ge-
gangen und gab mir Beweise von Haß und Verachtung, wie ich
sie nie in meinem Leben empfangen habe. Während sie sich hastig
ankleidete, bedrohte sie mich damit, mir ins Gesicht zu spucken.
Ich verzichtete natürlich auf jeden Versuch, mich zu verteidigen.

„Wohin denkst du denn jetzt zu gehen?“

„Ich weiß nicht — — ins Wasser — — nach Hause — — oder
auch zu Brückmanns — um zu sehen, wie es deren Jüngsten geht.
— Ich weiß es nicht.“

— — Am Mittag gegen zwei Uhr saßen wir zusammen unter den
schattigen Kastanienbäumen neben dem Gasthof zur Post in Eben-
hausen, Möbel, Schletter, mein Freund und ich, und erlabten uns
an gebratenen Hühnern und hellshimmerndem saftigen Kopfsalat.
Mein Freund, dessen Seelenzustand ich argwöhnisch beobachtete,
beruhigte mich durch die ganz außergewöhnlich fröhliche Laune, in
der er sich befand. Er warf mir scherzhaft treffende Blicke zu und
rieb sich siegreich schmunzelnd die Hände, ohne indessen zu verraten,
was sein Inneres so froh bewegte. Die Tour verlief ohne weitere
Störung, und gegen zehn Uhr abends waren wir wieder in der
Stadt. Am Bahnhof angekommen, verabredeten wir uns in ein
Bierlokal.

„Erlaubt mir nur,“ sagte mein Freund, daß ich eben nach Hause
gehe und meine Frau hole. Sie hat den ganzen schönen Tag bei

dem kranken Kinde gefessen und würde es uns übelnehmen, wenn wir sie nun den Abend zu Hause allein verbringen lassen.“

Bald darauf kam er mit ihr in den verabredeten Garten. Das Gespräch drehte sich natürlich um die überstandene Tour, deren Ereignislosigkeit von allen Teilnehmern nach Kräften zu erzählungswürdigen Abenteuern aufgebauscht wurde. Die junge Frau war etwas wortkarg, etwas betreten und würdigte mich keines Blickes. Er hingegen trug noch mehr als während des Nachmittags in seinem jovialen Gesicht jenes für mich so rätselhafte Siegesbewußtsein zur Schau. Seine überlegenen, triumphierenden Blicke galten jetzt aber mehr seiner versonnen dastehenden Gattin als mir. Es war nicht anders, als hätte er irgendeine innere, ihn tief beseligende Genugthuung erfahren.

Erst einen Monat später, als ich mit der jungen Frau zum erstenmal wieder allein war, klärte sich mir dieses Rätsel auf. Nachdem ich noch einmal die heftigsten Vorwürfe über mich hatte ergehen lassen müssen, war eine oberflächliche Versöhnung erfolgt, nach deren mühevолlem Zustandekommen sie mir anvertraute, wie ihr Mann, als sie am Abend jenes Tages zu Hause mit ihm allein war, ihr mit verschränkten Armen folgenden Vortrag gehalten hatte:

„Deinen lieben, süßen Jungen, mein Kind, den habe ich jetzt aber gründlich kennen gelernt. Jeden Tag gestehst du mir, daß du ihn liebst, und ahnst dabei gar nicht, wie der sich über dich lustig macht. Heute morgen traf ich ihn in seiner Wohnung an; natürlich war er nicht allein. Freilich ist mir jetzt auch völlig klar geworden, warum er sich nichts aus dir macht und deine Empfindungen verächtlich zurückweist. Denn seine Geliebte ist ein Weib von so berückender, so überwältigender Körperschönheit, daß du mit deinen wenigen verblühten Reizen allerdings nicht mit ihr wetteifern kannst.“—

Das, meine lieben Freunde, war die Wirkung der Schutzimpfung. Ich habe sie euch nur geschildert, damit ihr euch vor diesem Zauber- mittel bewahren könnt.

Mine-Haha

oder

Über die körperliche Erziehung der
jungen Mädchen

Als ich heute vor acht Tagen, um diese Stunde etwa, nach Hause kam, wurde ich unter dem Torweg von einem Schutzmann aufgehalten, der mir den Eintritt nicht eher gestattete, als bis ich ihm durch die Adresse einer an mich gerichteten Postkarte bewiesen hatte, daß ich im Rückgebäude wohne. Auf dem Hofe standen zehn bis zwanzig Menschen enggedrängt beieinander und tauschten mit gedämpften Stimmen ihre Eindrücke und Ansichten aus. Meine Zimmernachbarin, die vierundachtzigjährige pensionierte Lehrerin Helene Engel, hatte sich aus dem vierten Stock in den Hof hinuntergestürzt. Unter den Umstehenden galt es für gänzlich ausgeschlossen, daß ein mit klarem Bewußtsein vollführter Selbstmord vorlag; die Tat wurde vielmehr für die Folge einer geistigen Störung gehalten, die sich bei der alten Dame seit mehreren Monaten in plötzlichen Anfällen von Angst, Verwirrenheit und Erregung bemerkbar gemacht hatte. Nach wenigen Minuten fuhr draußen der Sanitätswagen vor. Nachdem ein Arzt den Tod als unzweifelhaft festgestellt hatte, hielt es unsere Zimmervermieterin für das zweckmäßigste, daß die Verunglückte sofort nach dem Leichenhause gebracht wurde.

Es mögen etwa drei Wochen her sein, daß mich die nun Dahingeschiedene eines Tages auf meinen Gruß hin auf dem Korridor ansprach. Sie sagte, sie habe kürzlich ein Buch von mir „Frühlings

Erwachen“ gelesen; ob ich ihr erlauben wolle, mir etwas Ähnliches, das sie selber vor langen Jahren einmal niedergeschrieben, zur Einsicht zu geben. Sie lud mich in ihr Zimmer ein, holte aus dem untersten Fach ihres Kleiderschranks eine angebrochene Flasche Rotwein hervor und füllte zwei Gläser. Das Manuskript, dem ich diese Bemerkungen beifüge, lag auf dem Schreibtisch. Sie erzählte mir dann, sie sei als Kind sehr begüterter Eltern geboren. Mit siebenzehn Jahren habe sie sich gegen den Willen ihrer Familie mit einem früheren Offizier, einem Witwer, verheiratet, dem sie schon als Backfisch eine abgöttische Verehrung entgegenbrachte. In wenigen Jahren schenkte sie ihm drei Kinder, die alle zu tüchtigen Menschen heranwuchsen, heute aber längst unter der Erde ruhen. Sie selber ließ sich, als sich ihr Gatte nach fünfjähriger Ehe plötzlich dem Trunk ergab, von einem blutjungen Architekten nach Amerika entführen, kam dort aber offenbar bald in die Lage, für ihren Geliebten arbeiten zu müssen. Sie erzählte mir, sie sei zuerst Dienstmädchen, dann Krankenwärterin und schließlich Lehrerin gewesen. Als solche lebte sie mit einem augenscheinlich hochgenialen Musiker zusammen, der sich sein Brot verdiente, indem er nachts im „Melodion“ und anderen Singeltangeln Klavier spielte. Weit aus die längste Zeit ihres amerikanischen Aufenthaltes habe sie in Brasilien verlebt, wo sie Indianerkinder unterrichtete und dabei auf ungesattelten Präriepferden ebenso sicher reiten lernte wie der geborene Sohn der Wildnis. Diese Erinnerung schien mir die aus ihrem Leben ihr selbst am teuersten zu sein. In der „Gartenlaube“ las sie im Jahre 1871, daß ihr erster Mann bei Gravelotte den Heldentod gestorben war, und kehrte darauf nach Europa zurück. Ihre Eltern waren längst nicht mehr am Leben. Nach der Revolution hatten sie ihr Vermögen verloren und starben fast gleichzeitig in freudloser Zurückgezogenheit. Sie selber etablierte sich zuerst als Privatlehrerin und erhielt später Anstellung an einer höheren Töchterschule. Von irgendwelcher Parteinahme für die Ziele der heuti-

gen Frauenbestrebungen konnte ich aus ihren Worten nichts entnehmen. Dagegen ist die Entstehung vorliegenden Manuskriptes wohl auf ihre spätere Lehrtätigkeit in Deutschland zurückzudatieren.

Dieses Manuskript erscheint mir, wenn ich es nicht überschätze, seiner stilistischen Eigenart wegen einer Veröffentlichung wert. Der Untertitel „Über die körperliche Erziehung junger Mädchen“ stammt natürlich von mir. Ich glaube ihn beifügen zu müssen, da mir die Aufschrift „M i n e - S a h a“ aus den Aufzeichnungen, soweit ich sie bis heute kenne, offen gestanden, nicht verständlich wird. Ich hoffe aber, daß sich in dem Nachlaß der alten Dame noch weitere Blätter finden.

I

Wenn ich mich dazu entschließe, in diesen Zeilen meine Lebensgeschichte niederzulegen, so geschieht es nicht, weil ich irgendwie den Beruf einer Schriftstellerin in mir fühle. Ich darf wohl sagen, daß mir nichts auf dieser Welt so verhaßt ist wie ein Blaustrumpf. Eine Frau, die ihren Lebensunterhalt durch die Liebe verdient, steht in meiner Achtung immer noch höher da als eine, die sich soweit erniedrigt, Feuilletons oder gar Bücher zu schreiben. Nur der Umstand, daß mein ganzes Leben so vollkommen verschieden war von demjenigen aller übrigen Frauen, kann mich dazu bewegen, das zu Papier zu bringen, was ich so manches Mal erzählt habe und was, wenn ich tot bin, niemand mehr erzählen wird. Ich werde nur dieses eine Buch schreiben; die Welt braucht meiner wegen nicht besorgt zu werden. Aber ich habe auch das bestimmte Gefühl, daß ich dieses eine nicht schlecht schreiben werde. Ob es nach meinem Tode gedruckt werden soll, darüber wird mein Sohn Edgar zu entscheiden haben. Rücksichten, die er den kleinlichen Verhältnissen, in denen er lebt, zu tragen hat, mögen ihn vielleicht davon abhalten. Diese Rücksichten können mich aber nicht davon abhalten, meine Erlebnisse zu Papier zu bringen, und wenn es mir nicht vergönnt ist, für einen verständigen Leser oder eine hübsche Leserin zu schreiben, so schreibe ich für mich selber. Jetzt, wo die

fürchterlichen Aufregungen des Lebens vorüber und wo auch seine Freuden für mich erloschen sind, bleibt mir doch nichts besseres mehr zu tun übrig. Der einzige Wunsch, den ich auf dieser Welt noch habe, ist der, daß mich der Tod nicht ereilt, bevor ich die Feder aus der Hand gelegt habe. Ich muß befürchten, daß ich, da ich nun einmal mit Schreiben angefangen, in diesem Falle in der Erde keine Ruhe finden würde, sondern nächstlicher Weile zu meinem unvollendeten Manuscript zurückkehren müßte.

Aus meiner frühesten Kindheit weiß ich eigentlich nicht viel Interessantes zu berichten, obschon meine Erinnerung sehr weit zurückreicht, beinahe bis in mein zweites Lebensjahr. Aus meiner ersten Jugend ist mir nicht ein einziger Regentag in Erinnerung. Ebenso wenig kann ich mich darauf besinnen, daß es jemals Winter geworden wäre. Mein ganzes Leben hindurch, wenn ich an jene Jahre zurückdachte, sah ich nur Sonnenschein, der durch dichte grüne Blätter fällt. Das helle Grün der von oben beschienenen Blätter, das ist der Himmel, wie ich ihn zuerst kennen gelernt. Und noch jetzt, wenn es mir manchmal so recht kindlich munter ums Herz ist, habe ich sofort wieder jenes Grün vor den Augen. Grün ist für mich die Farbe des Glückes, nicht die der Hoffnung. Um mir die Hoffnung noch unter irgendeiner Farbe zu denken, dazu bin ich zu alt, indem ich keine Ursache habe, noch irgendwelche besonderen Hoffnungen zu hegen.

Das früheste Bild, das sich meiner Erinnerung eingepägt hat, ist folgendes: Ich bin auf einen Stuhl geklettert und stehe am offenen Fenster, neben mir Maema, die acht gibt, daß ich nicht herunterfalle. Ich fragte sie, was das vor mir für Blumen seien und sie nannte sie mir eine nach der anderen. Die große Kalla zu meiner Linken sehe ich noch heute so deutlich, daß ich danach greifen möchte; aber dann kommt lange nichts mehr, bis ich eines Tages neben dem Weiher das dichte Laubdach der Linden entdeckte, die den ganzen Garten beschatteten. Julian, einer der älteren Knaben,

hatte mich, auf der Steinbrüstung des Weiher's kniend, ins Wasser hinuntergelassen und untergetaucht. Jetzt stand ich wieder draußen, heulte, was ich konnte, rieb mir die Augen und blickte aufwärts. Da füllte mir beim Anblick der sonndurchleuchteten Blätter eine Wonne das Herz, die mich den Augenblick nicht hat vergessen lassen. In demselben Augenblick erinnere ich mich auch, zum erstenmal das Haus von außen gesehen zu haben; die niedrige, einstöckige, breite weiße Front mit der langen Reihe Fenster, jedes mit grünen Jalousieläden und einem dichten Blumenstolz auf der Fensterbank. Und darüber das zweimal so hohe, steile Schieferdach, das sich in den Wipfeln der Bäume verlor, stellenweise mit Moos bewachsen und mit einem großen Dachfenster, gerade über der Haustür. Unter jener Haustür habe ich nachher so manches Mal auf einem Schemel gesessen und Stroh geflochten für unsere breiten Hüte, während kleinere Knaben und Mädchen, Kinder in dem Alter, in welchem ich damals war, zu meinen Füßen mit Erde und Wasser spielten.

Zusammenhängend werden meine Erinnerungen erst von dem Tage an, wo ich zum erstenmal Schuhe an den Füßen hatte, also mit Beginn meines vierten Jahres. Wir waren unserer sieben, drei Knaben und vier Mädchen, ein ziemlich starker Jahrgang, da wir alles in allem nur unserer dreißig Kinder im Hause waren. Die Schuhe wurden uns von Ella und Aspasia, zwei der ältesten Mädchen, die im darauffolgenden Frühjahr das Haus verließen, angezogen, und wir stolzierten selbstbewußt auf dem knirschenden Kies im Garten umher. Dann mußten wir uns aber gleich dem Hause gegenüber, dicht vor der großen hölzernen Halle der Größe nach aufstellen. Ich war die drittgrößte, über mir zwei Knaben; der dritte Knabe war der Kleinste von uns. Während dieses ersten Sommers trugen wir übrigens die Schuhe nur während der Übungen, was uns nachher ganz angenehm war, da sie immer so fest geschnürt wurden, daß man die leiseste Berührung hindurch

empfund. So liefen wir denn die übrige Zeit noch mit Wonne barfuß in Haus und Garten umher.

Gertrud trat zu uns mit einer feinen Rute unter dem Arm. Sie war mit ihrem glattanliegenden schwarzen Haar, ihren sunkelnden Augen, ihrem schmalen Gesicht und ihrer schlanken Figur für mich, bis ich jenes Haus verließ, der Inbegriff der Schönheit. Noch in meinem letzten Jahr stieg ich ihr oft bis unter den Dachboden hinauf nach, nur um das Vergnügen zu haben, sie die Treppe herunterkommen sehen. Jetzt mochte sie achtzehn oder neunzehn Jahre alt sein. Sie sowohl wie Naema, die etwas älter war, blieben alle vier Tage einen ganzen Tag über fort. Dann waren wir dreißig mit einer allein und mußten meistens waschen, das heißt die älteren, während die jüngeren die weißen Kleidchen um den Weither herum zum Trocknen aufhängten.

Gertrud zog die Weidenrute, die sie in der Rechten hielt, durch die linke Hand und sah uns eines nach dem andern lächelnd an. Dann nahm sie ihr Kleid mit beiden Händen soweit hinauf, daß man ihre Beine bis über die Knie sehen konnte und zeigte uns, wie man gehen müsse. Sie trug außer den hohen gelben Schnürstiefeln auch noch weiße Socken, die ihr aber nicht einmal bis zur Mitte der Wade reichten. Sie hob die Knie ein wenig und setzte den Fuß mit der Fußspitze auf; dann ließ sie langsam die Ferse nieder, aber nicht bevor nicht der Fußrücken bis zur großen Zehe mit dem Schienbein eine gerade Linie gebildet hatte. Ihr volles, rundes, aber zart geformtes Knie streckte sich in demselben Moment, wo die Ferse die Erde berührte.

Wir alle mußten unsere Kleidchen hinaufraffen und mit den eingestützten Händen über den Hüften festhalten. Dann ging das Marschieren los, so langsam, daß man zwischen jedem Schritt einmal ums Haus hätte laufen können. Dabei hatte sie ihre Rute fortwährend auf unseren Fußspitzen, unter unseren Knien oder unter den Waden, wenn eins den Fuß zu rasch sinken lassen wollte.

Lora, die kleinste von uns Mädchen, übrigens ein ausnehmend hübsches Kind, von der ich später noch viel erzählen werde, hätte beinahe angefangen zu weinen. Wenigstens rollten ihr schon die dicken Tränen über die Wangen hinunter. Aber Gertrud warf ihr einen so unheimlichen Blick zu, daß sie sich von dem Augenblick an mehr zusammennahm als alle übrigen.

So ging es dreimal im ganzen Garten herum. Dann humpelten wir ins Haus, zogen die Schuhe aus, warfen unsere Kleidchen ab und liefen, so rasch wir konnten, zum Weiher. Die Knaben waren jenseits und wir diesseits des Springbrunnens. So spritzten wir aufeinander ein und zogen uns in den Regen der Fontäne. Die Fische strichen uns zwischen den Beinen durch. Es war streng verboten, sie zu fangen und über das Wasser zu halten oder sie sonst auf irgendeine Weise zu quälen. Manchmal glitt eins auf den Steinfliesen aus und geriet unter Wasser. Dann war großes Hallo. Ertrinken konnte man nicht leicht, da der Weiher nirgends tiefer war als etwa anderthalb Fuß. Als wir gebadet, setzten wir uns in einer Reihe nebeneinander auf die Brüstung, die Füße noch im Wasser und ließen uns trocknen.

Bei den weiteren Übungen sah Gertrud vor allen Dingen darauf, daß wir beim Gehen die Hüften straff gespannt hielten. Wenn eins sich in den Hüften gehen ließ oder gar einknickte, bekam es eins hinten auf. Sie sagte, man dürfe beim Gehen keinen Boden mehr unter den Füßen fühlen, man dürfe seine Beine überhaupt nicht mehr spüren, man dürfe nur noch fühlen, daß man Hüften habe. Die Hüften, das sei der Mittelpunkt; der müsse unbeweglich und ruhig bleiben. Über alle anderen Bewegungen im Oberkörper sowohl wie in den Beinen bis in die Zehenspitzen mußten von den Hüften ausgehen und von ihnen aus gewollt und dirigiert werden. Sie selber war in dieser Beziehung ein wahres Muster. Wenn man sie auf sich zukommen sah, hatte man gar nicht mehr die Empfindung, daß sie einen Körper von einer gewissen Schwere

hatte. Man sah nur Formen. Und auch die Formen vergaß man beinahe über der Schönheit der Bewegung. Anderen Menschen gegenüber erschien sie mir immer wie etwas, was ich mir nur in meiner Phantasie gedacht und was in Wirklichkeit gar nicht existierte. Manchmal zwinkerte ich mit den Augen, um zu sehen, ob sie nachher noch da war. Übrigens merkte ich schon damals, daß alle diese Übungen uns Mädchen viel leichter wurden als den Knaben, die nie über ihre Extremitäten wegkamen. Und wenn einige von uns Mädchen so sehr breite Hüften bekamen, so bin ich fest überzeugt, daß das nur daher rührt, daß wir gewissermaßen mit den Hüften denken lernten.

Von Beginn des fünften Jahres an wurden wir allesamt, die Knaben sowohl wie die Mädchen, dazu angehalten, die kleinen Kinder zu pflegen, die ins Haus gebracht wurden. Jedes von uns hatte seinen Säugling. Ich bekam ein Mädchen, während die kleine Lora, die indessen meine Freundin geworden war, einen Knaben hatte. Wir mußten die Kinder rein halten, sie den Tag über in den Gärten hinausbringen oder unter die hölzerne Halle, wenn es regnete, und ihnen die Flasche geben; geradeso wie es die älteren Kinder, die jetzt längst nicht mehr da waren, mit uns gemacht hatten. Des Nachts schliefen die Kleinen allein unter der Obhut Maemas, während wir älteren mit Gertrud zusammenschliefen. Wenn Gertrud ausging, dann blieb sie immer auch nachts über fort und kam erst am Morgen wieder. Dann war sie meistens sehr gutherzig und lächelte noch mehr als sonst.

Und nun komme ich auf Morni, einen der ältesten Knaben, der mir über alles gefiel, und den ich später nie wieder gesehen habe. Beim Baden sah ich ihn und nur ihn. Er war schon so groß, daß ihm das Wasser nicht bis an den Leib reichte. Er hatte ein Paar Augen, so voll Sonnenglanz und Herrlichkeit, daß ich ihn nur immer bei Namen rief, um ihm recht in die Augen sehen zu können. Und dann dieser feine Rücken, wenn er sich niederbeugte, um ein

kleines Kind durchs Wasser zu leiten. Einmal erinnere ich mich, da stand er oben auf der Brüstung und sprach mit einem Kameraden, der noch im Wasser war. Ich kauerte mit zwei anderen Mädchen unter dem Springbrunnen. Da sog ich seine Schönheit in vollen Zügen in mich ein, und die Nacht darauf schlief ich so süß, als hätte ich eine frischere, bessere Luft geatmet. Drei Wochen später, als uns Gertrud eines Morgens die Decken abnahm, war sein Bett leer samt seines Kameraden und eines Mädchens. Niemand von uns wagte eine Frage zu tun. Auch untereinander sprachen wir nicht darüber. Ich fragte mich damals im stillen, ob es damit zu Ende sei. Naema und Gertrud hielt ich dann hin und wieder für Geschöpfe höherer Art, die damals wie wir Kinder gewesen. Bei alledem hatte ich ein bestimmtes Gefühl, als müßte man sich doch noch einmal wiederssehen, besonders, wenn ich an Morni dachte. Ich habe ihn, wie gesagt, nie wiedergesehen. Ich habe mich mein ganzes Leben lang, auch noch in späteren Jahren, oft nach ihm erkundigt. Die wenigsten erinnern sich seiner überhaupt noch. In seinem neunten Jahr, nachdem er bereits zu den Besseren erwählt war, zerschmetterte er sich bei einem Sturz vom Turngerüste den Kopf. Mir blieb er unvergesslich.

Während des letzten Jahres unterrichtete uns Gertrud im Laufen und Springen. Dann erinnere ich mich auch einer großen roten Kugel, die unter der hölzernen Halle lag und auf der wir so ziemlich alle gehen lernten, aber mehr aus eigenem Antriebe. Wir stellten uns oft zu zweit darauf, Lora und ich, umschlangen uns mit den Armen so fest wie möglich, setzten die Füße zwischen einander und bewegten die Kugel so zwischen Tischen und Bänken durch in der ganzen Halle umher. Einmal überfuhren wir ein Kind, ohne daß es Schaden genommen hatte. Auch das Stelzengehen war sehr beliebt, aber Gertrud hielt nichts davon. Sie konnte es nicht sehen. Sie sagte, es sei geschmacklos und ungesund. Dagegen spielte sie sehr gern Ball mit uns, wenn sie einen freien Moment

hatte. Ihre Lieblingsunterhaltung aber war das Springsell, in welchem sie die Knaben sowohl wie die Mädchen springen ließ, und sich immer freute, wenn einem das Kleid ins Gesicht schlug. Sie selber war Virtuosiin darin. Von uns Kindern konnte ihr niemand das Seil rasch genug schwingen. Wenn sie es selber tat, schwang sie es während eines Sprunges dreimal unter den feinen straffgestreckten Fußspitzen durch, und im nächsten Moment berührte sie, bei derselben Geschwindigkeit, zwischen jedem Schwung den Fußboden. Dann sah man kein Seil mehr und sie selber verschwamm einem vor den Augen.

Während der heißen Sommertage waren wir fast ununterbrochen im Wasser, hockten auf der Weiherbrüstung umher oder lagen unter dem Springbrunnen und ließen uns den Regen ins Gesicht plätschern. Unsere breiten Strohhüte behielten wir dabei auf, während wir die Kleider nur zu den Mahlzeiten und zum Unterricht anlegten. An Schwimmen dachte noch niemand von uns, auch die Knaben nicht. Es wäre auch in dem niedrigen Wasser nicht gut möglich gewesen. Eines übrigens fällt mir erst jetzt ein, daß weder Naema noch Gertrud jemals mit uns gebadet haben. Beide gingen immer mit bloßen Armen, aber niemand von uns Kindern hat jemals eine von ihnen so gesehen wie wir damals den halben Tag über waren. Es mochte das nicht wenig zu der Ehrerbietung beitragen, die alle vom jüngsten bis zum ältesten den beiden Mädchen gegenüber hegten. Morgens, wenn uns Gertrud aufdeckte, war sie immer schon vollständig angekleidet und abends kam sie nie, bevor es dunkel geworden war. Einmal bemerkte ich, daß sie nachts über ein Hemd trug. Sigwart, dessen Bett neben dem meinigen stand, hatte einen Erstickenfalls bekommen. Gertrud stand auf und machte Licht. Das Hemd reichte ihr bis auf die Knöchel. Ich sehe sie noch, wie sie den dunkelroten Kopf des Jungen zwischen ihren weißen Händen hielt. Sie machte Sigwart einen kalten Umschlag, setzte sich auf die Bettkante und sprach ihm leise zu,

bis er eingeschlafen war. Darauf leate sie sich im Hemd wieder zu Bett.

Aber nun die Unterrichtsstunden. Ich freute mich schon immer darauf, wenn ich morgens die Augen aufschlug. Morni war nicht mehr da; die Knaben in meinem Alter hatten nichts, was mich hätte interessieren können, und so war mir Gertrud alles, was ich Schönes auf dieser Welt kannte. Das Kostüm, das wir zum Laufen und Springen trugen, habe ich doch nachher oft wiedergesehen, meistens sogar an Erwachsenen; aber an niemandem, selbst nicht an Arno, mit dem ich die seligsten acht Tage meines Lebens verbrachte, hat es mir besser gefallen, als damals an Gertrud. Ich war noch nicht ganz sieben Jahre alt, aber der Eindruck ist mir unauslöschlich geblieben. Bei unseren früheren Übungen hatte Gertrud immer ihr gewöhnliches weißes Kleid anbehalten, das sie dann einfach bis zum Knie hinaufnahm. Jetzt trug sie sich ganz wie wir. Sie war immer schon fix und fertig, wenn sie mit der Weidenrute in der Hand aus dem Hause trat und uns rief, wir sollten uns parat machen. Wir eilten hinein, warfen unsere kurzen weißen Röckchen ab und schlüpfen in unsere Kostüme, die wir uns gegenseitig über den Rücken hinauf zuhaken. Sie reichten nicht bis über den Leib und waren zwischen den Beinen geschlossen, so daß die Beine bis zum Leib hinauf nackt waren. Gertrud musterte uns eins nach dem andern, sah, ob alles gut saß und zog gewöhnlich bei jedem den Gürtel noch etwas fester. Den Kopf mußten wir soweit wie möglich zurücklegen und die Hände hinter dem Kopf gefaltet halten. Solange die Übung dauerte, durften wir mit den Fersen die Erde nicht berühren. Gertrud sagte, das gäbe schöne Waden. Die Knie durften wir nur ganz wenig biegen und während des Laufens den Fuß nur mit der Spitze aufsetzen. Lora und Heidi konnten das ausgezeichnet. Man hörte keinen Kieselstein sich bewegen, wenn sie gingen. Beide hatten schmale Gelenke und runde Knie und konnten die Finger hinter die Hand zurückbiegen. Gertrud ließ sie oft

allein einen Rundlauf durch den Garten machen. Dann war es, wie wenn sie von dem leisen kühlen Windhauch getragen würden, der unter den Bäumen durchstrich. Ehe man sich's versah, standen sie wieder bei uns. Die Knaben hatten längere, dünnere Beine als wir und konnten sich infolgedessen besser auf den Fußspitzen halten, aber sie knickten meist mit den Knien ein. Im Springen mit geschlossenen Füßen waren sie uns Mädchen weit überlegen. Wir standen dicht vor dem Seil, mit erhobenen Fersen, die Hände in die Hüften gestützt, die Ellbogen möglichst nach hinten. So mußten wir springen, uns auf der anderen Seite tief in die Knie sinken lassen, aber im nächsten Moment wieder ebenso ruhig auf den Fußspitzen stehen wie vorher. Tat man nur einen kleinen Schritt, so gab es eins an die Beine, daß es einem zum Nacken hinaufrieselte. Gertrud lächelte immer, wenn sie zuschlug. Manchmal schlug sie sich selbst mit der Rute über die gestreckten Beine hinunter, daß es nur so klatschte. Wenn sie sprang, zitterten ihre Fußspitzen über dem Seil. Ihre Füße waren nicht wie bei anderen Frauen unten gegeneinander gestellt. Wenn sie aufrecht, mit festgeschlossenen Beinen, dastand, blieb immer ein kleiner Zwischenraum zwischen den Knöcheln. Ich sah sie vor allen Dingen gerne von hinten so dastehen. Dann gingen von beiden Fersen zwei gerade, senkrechte Linien bis in die Kniekehlen, trotz ihrer vollen Waden. Aber diese Waden waren so fein verjüngt, daß ich mich fragte, wie die so schmalen Füße den ganzen schönen Körper tragen konnten. Sie trugen ihn auch mehr durch ihre Sehnenkraft und ihre Elastizität. In den Hüften war Gertrud nicht auffallend breit, dafür aber auch nicht dick, wenn sie sich von der Seite zeigte. Dann schien ihr Leib im Gegenteil um vieles schmaler als von vorne. Der Oberkörper wuchs schlank und selbständig aus den Hüften empor, als wäre er ein Geschöpf für sich, und die Arme standen, was Schönheit und Fülle betrifft, nicht hinter den Beinen zurück. Gertrud war immer fest gegürtet; darin ging sie uns mit gutem Beispiel

voran. Wenn sie aus dem Hause trat und wir noch hinten im Garten spielten, ließ sich kaum unterscheiden, wo ihre nackten Beine aufhörten und das weiße Kleid begann. Ihre weißen Socken, das einzige, wodurch sich ihr Kostüm von den unserigen unterschied, sind ihr trotz Laufens und Springens während des ganzen Jahres nicht ein einziges Mal über die Schnürstiefel geglitten. Ihre hohen gelben Schnürstiefel sahen immer nagelneu aus, kein Knoten im Schuhband, keine Falte im Leder, was man von den unserigen nicht behaupten konnte. Das ganze Mädchen war schön gebaut; auch das Gesicht hatte einen angenehmen, interessanten Ausdruck, aber ihre beiden Füße, wenn sie so nebeneinander auf dem Kies standen, waren ein Meisterwerk der Natur, wie ich es nicht wieder-gesehen habe.

Eben fällt mir noch ein Mädchen ein, das mit uns in gleichem Alter stand, aber seit etwa zwei Jahren nicht mehr da war. Den Namen habe ich vergessen. Ich weiß auch nicht, daß je eins von uns sich seiner noch erinnert hätte. Sigwart, Arthur, Calmar, Heidi, Lora und ich waren jetzt die ältesten; drei Knaben und drei Mädchen. Scheu gingen wir aneinander vorbei. Ich wagte nicht einmal mehr mit Lora zu sprechen. Des Abends fürchtete ich mich einzuschlafen. Naema und Gertrud mochten die Beflommenheit und Aufregung in unserem Wesen merken und wurden noch schweigsamer als sonst. Sie warfen uns, wo sie uns trafen, ernste Blicke zu. So verkroch sich jedes in einen Winkel. Ich wünschte im stillen, wenn es doch nur vorüber wäre. Eines Nachts kam dann Naema, schlug die Decke zurück und trug mich nackt hinaus. Draußen legte sie mich in eine schmale Kiste, in die ich gerade hinein-paßte und machte den Deckel zu. Weiter weiß ich dann nichts mehr, als daß ich mir auf einmal das Tageslicht durch die Löcher der Kiste in die Augen scheinen sah. Dann wurde die Kiste aufrecht hingestellt und aufgeschlossen. Ich trat heraus.

II

Man nahm mich bei der Hand, drehte mich einige Male herum, besah mich von allen Seiten und führte mich zu einem der weißen Betten, die im Zimmer standen. Zu den niedrigen breiten Fenstern herein, über alle Betten hinweg, schien milde warme Abendsonne. Mir war schwindlig. Vor mir kniete ein Mädchen und zog mir ein Paar lange weiße Strümpfe an, die bis über die Knie reichten. Dann warf sie mir ein weißes Röckchen über, ich mußte in die Ärmel schlupfen; darauf holte sie einen Korb her und probierte mir Schuhe an, bis sich welche gefunden, die mir paßten. Über die weißen Strümpfe hinauf streifte sie mir ein Paar hellgrüne Strumpfbänder. Die Ärmel an meinem Kleid reichten bis zum Ellbogen. Die Schuhe waren gelb, bis vornhin ausgeschnitten, mit einem Streifen über dem Fußrücken zum Zuknöpfen. Als ich wieder auf den Füßen stand, nahm sie mich zwischen die Knie und kämmte mir die Haare.

„Du hast schönes Haar, Sidalla“, sagte sie.

Ich konnte nicht antworten. Ich sah in die Sonne, die drüben zwischen den Bäumen unterging und dachte, ich weiß nicht warum, daß ich dort hergekommen und daß dort Lora und Gertrud sein mußten. Ein Mädchen öffnete die Thür und fragte, ob wir bald kämen. Sie half der anderen mir mein schwarzes Haar in Zöpfe

zu flechten. Darauf führten sie mich hinüber ins andere Zimmer, wo vier Mädchen um einen sehr fein gedeckten Tisch saßen. Alle waren gleich gekleidet wie ich: Weißes Röckchen bis zum Knie, am Halse nach vorn und nach hinten viereckig ausgeschnitten, mit halblangen Ärmeln, lange weiße Strümpfe und niedrige gelbe Schuhe. Das Haar trugen alle offen über den Rücken hinunter, nur ich hatte Zöpfe. Das Mädchen, das oben am Tisch saß, schien mir ernster als die übrigen. Es mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein. Da kamen auf jeder Seite drei. Die mir gegenüber war ein hübsches Ding in meinem Alter, aber blond. Die, die mich angekleidet hatte, saß oben neben der ältesten und warf mir Blicke über den Tisch zu, ich solle guten Mutes sein. Die Mädchen waren alle sehr gemessen in ihrem Benehmen. Sie sprachen wenig, aber was sie sagten, klang, als ob es nicht anders sein könne. Das Zimmer war geradeso wie das andere, mit drei Wänden aus lauter Fenstern, durch die die untergehende Sonne schien, wie durch eine Laterne. Nur die Scheidewand mit der Thür drin war undurchsichtig. Eine andere Thür mit Glasscheiben, die ins Freie führte, besand sich gegenüber und durch diese trat das häßlichste Geschöpf, das ich je gesehen, mit einem Präsentierteller herein, auf dem es die Speisen trug. Glücklicherweise ging sie immer gleich wieder hinaus. Das älteste der Mädchen schöpfte uns die Suppe heraus. Darauf gab es Gemüse, grüne Erbsen mit Rüben, aber so fein zubereitet, wie ich es vorher noch nicht gegessen hatte. Dann kam Braten, aber nur sehr kleine Stücke. Das ist alles, was mir von jenem ersten Abend im Gedächtnis geblieben. Ich muß schon bei Tisch wieder eingeschlafen sein.

Am anderen Morgen beim Aufstehen fragte ich, wie man mir später erzählte, ob Lora nicht hier sei. Niemand wußte etwas von ihr. Sehr deutlich ist es mir noch in Erinnerung, wie wir am Abend dieses ersten Tages zusammen zum Baden gingen. Der Weg führte zwischen hohen alten Baumgruppen und Wiesengründen

durch, manchmal im kühlen Schatten, dann wieder im hellen Sonnenschein. Die Straße war so breit, daß wir alle sieben Arm in Arm nebeneinander gehen konnten. Rechts und links sah man zuweilen, soweit das Auge reichte, über Wiesen hinweg. Plötzlich entdeckte ich in einiger Entfernung ein Haus, das sich in nichts von dem unsrigen unterschied. Es war auch nur zwei Stockwerk hoch, aus rotem Backstein gebaut, mit zwei Reihen niedriger breiter Fenster übereinander, bis zum Dache hinauf mit wildem Wein bewachsen. Unten lief eine hölzerne Galerie herum. Das Dach war fast flach und ein feiner Streifen Rauch stieg aus dem Kamin in die Luft hinauf. Bald wurde der Weg schmaler und wir gelangten in einen Wald, der keinen Sonnenstrahl durchließ, dann in ein niedriges, undurchsichtiges Dickicht, in dem wir eine hinter der andern gehen mußten, bis wir unversehens ins Freie traten. Den Anblick werde ich nie vergessen. Zwischen schmalen grünen Ufern floß ein breiter Bach. Hüben und drüben dichtes Gebüsch dem Ufer entlang, daß man von aller Welt abgeschlossen schien, und zu beiden Seiten des Baches, soweit ich sehen konnte, hunderte von Mädchen, die sich zum Baden entkleideten. Viele waren schon im Wasser und kamen den Bach heraufgeschwommen, gegen die Strömung an. Wir waren am oberen Ende. Uns gegenüber war eine Schar Mädchen bereits wieder mit Ankleiden beschäftigt. Wir hängten unsere Röckchen und Strümpfe an den Weiden auf, Blanka und Pamela, die beiden ältesten, sprangen hinein und die übrigen warfen mich ihnen zu. Sie hatten mich an Händen und Füßen genommen und hoch in die Luft geschwungen. Platsch! Blanka hielt mir die Hand unter den Bauch und ließ mich zappeln. Das Wasser reichte mir bis unters Kinn, aber alle, selbst die kleine blonde Filissa, konnten perfekt schwimmen. Blanka und Pamela nahmen mich zwischen sich und so schwammen wir weit hinunter, immer zwischen Mädchen durch, die ihre Köpfe aus der Flut streckten und mit den Armen aufs Wasser schlugen. Schließlich kamen wir an eine

Schleuse, über die wir hinüberkletterten. Wir setzten uns auf die breiten Steine darunter und ließen das Wasser über uns herabströmen. Darauf schwammen die andern, alle sechs in einer Reihe nebeneinander, den Bach wieder hinauf, während ich dem Ufer entlang nebenher lief. Als wir uns ankleideten, lag der ganze Badeplatz schon im Schatten. Aus den Büschen zu beiden Seiten drang ein feiner Nebel über das Gras hin, durch den man die Mädchen am unteren Ende kaum mehr sehen konnte.

Vom ersten Tag an hatte man mich hergenommen und auf den Händen gehen lassen. Zwei der Mädchen hielten mir dabei die Beine hinauf. Das Haar hing mir auf den Fußboden, das Kleid fiel mir vom Gürtel her in den Nacken. So ging ich mit den Beinen hoch in der Luft auf den Steinfließen durchs Zimmer, am Nachmittag, bis es Zeit zum Baden war, wurde musiziert. Ich lernte die Geige. Des Abends saßen wir immer gemütlich beisammen, mit Ausnahme von Blanka, die jeden Abend gleich vom Nachessen weg ausging. Blanka war ein dickes rundes Ding mit schwarzem Haar, schwarzen Augen und Lippen wie eine zerteilte Kirsche, aber hellrot und saftig. Sie hatte die etwas plumpe Figur, wie sie Mädchen mit dreizehn Jahren zu haben pflegen. Um so auffallender war ihre Geschmeidigkeit. Sie machte den anderen alles vor. Wenn sie auf den Händen ging, bog sich ihre Taille trotz ihrer Dicke soweit zurück, daß die Beine wagerecht über den Kopf vorragten. Dabei hielt sie trotz ihrer kräftigen Knöchel die Fußspitzen wie zwei Pfeile gestreckt, und sie ging, ohne daß sich die Füße um eine Idee nach rechts und links bewegt hätten. Vor allem aber war sie eine ausgezeichnete Tänzerin. Während des Vormittags erteilte sie den übrigen fünf Mädchen Unterricht, indem sie sich eine nach der andern zum vis-à-vis nahm und sie alle ihre Schritte und Bewegungen aufs genaueste nachahmen ließ. Alle diese Übungen fanden im oberen Stock unsres Hauses statt, wo wir uns überhaupt den ganzen Tag aufhielten und ebenso auch des Abends, wenn Blanka fort war und

wir anderen gemüthlich plauderten. Es war ein einziges großes Zimmer mit niedrigen breiten Fenstern ringsum, zu denen der wilde Wein hereinwuchs. Nur in der Mitte der einen Wand war die Fensterreihe durch einen mächtigen Kamin unterbrochen, der weit ins Zimmer herein und bis zur Decke reichte. Der ganze Fußboden war mit roten Backsteinfliesen belegt. Zwischen je zwei Fenstern war eine Lampe angebracht. Ich erinnere mich, nachher unser Haus öfter vom Park aus gesehen zu haben, wenn die Lampen alle angezündet waren. Einen festlicheren Anblick hätte man sich kaum denken können, besonders, wenn die Mädchen in ihren weißen Kleidern unter den offenen Fenstern erschienen. Stelle man sich nun vor, daß dreißig solche Häuser in dem Park zerstreut lagen, so mag man sich einen Begriff davon machen, wie märchenhaft schön es des Abends dort aussah. Um in das obere Zimmer zu gelangen, gingen wir außen am Hause hinauf, auf einer hölzernen Treppe; dann trat man durch eine Glastür ein, hatte den Kamin sich gerade gegenüber und zur Rechten und Linken, rings an den Wänden umher, lebergepolsterte Bänke, auf denen wir Mädchen saßen.

Pamela spielte die Mandoline; Irene, die drittälteste, ein Mädchen mit starkem Knochenbau, vorspringenden Mundteilen und kaltem verschlossenen Wesen, spielte Gitarre. Dann kam Wera, kaum zehn Jahre, aber von so fein gebildetem Körper, von einer solchen Ruhe in den Zügen, daß ich mich ihr schon nach den ersten paar Tagen am liebsten zu Füßen geworfen hätte. Den andern schienen ihre Vorzüge weniger aufzufallen, aber ebenso wie sie jene an Körperschönheit übertraf, so tanzte sie auch grazioser, und wenn sie Blanka noch nicht vollkommen gleichkam, so war es jedenfalls nur deshalb, weil sie es erst kürzere Zeit übte. Einmal schrie ich laut auf. Wera stand vor mir und glitt, während sie ruhig mit mir sprach, mit ihren elastischen Füßchen auf den glatten Fliesen langsam auseinander, bis sie mit dem Leib den Erdboden berührte. Ich fühlte mich selbst mitten entzweigerissen. Aber ebenso ruhig,

ohne mit den Schultern zu zucken, ohne die Knie zu beugen, wie sie sich niedergelassen hatte, richtete sie sich wieder empor. Welch eine Kraft mußte schon in den jungen Gliedern sein.

In unseren Musikstunden spielte sie die Harfe. Auch ihre Musik schien mir inhaltsschwerer, reifer als die der übrigen. Die fünf-älteste, Melusine, schwächlich und fleischlos, mit großen blauen Augen, ein Geschöpf, das mir während der fünf Jahre, die wir beisammen waren, nicht das mindeste Interesse anstößte, blies die Schalmei, und die kleine, dicke, blonde Filissa hämmerte ein vierbeiniges Cymbal, mit der sie unser ganzes Orchester übertönte. Ich selbst mußte, wie gesagt, die Geige lernen, da Blanka, die die Geige spielte, nur noch ein Jahr dablief.

Es war an einem der ersten Tage, als mich Blanka nach dem Mittagessen mit sich nahm. Auf einer breiten, staubigen Straße gingen wir eine ziemliche Strecke durch den Park, kamen an mehreren der anderen Häuser vorbei und traten schließlich in ein von himmelhohen Eichen umrauschtes einstöckiges, breites weißes Haus, das einen Vorbau von vier schlanken Säulen hatte. Durch ein von oben erleuchtetes feierliches Vestibül führte mich Blanka in einen großen weißen Saal mit hohen Fenstern auf den Garten hinaus. Das erste, was ich erblickte, war Lora. Wir sanken uns in die Arme, küßten uns und weinten. Gleich darauf wurde auch Heidi von einem anderen Mädchen hereingeführt. Es waren im ganzen dreißig Mädchen in unserem Alter und dreißig im Alter Blankas anwesend, alle gleich gekleidet, alle mit offenem Haar, gelben Schuhen und weißen Strümpfen und Röckchen. Die älteren nahmen auf den samtenen Divans den Wänden entlang Platz, legten würdevoll die gestreckten Füße übereinander und flüsterten leise, während wir mitten im Saal standen und den Atem anhielten.

Dann öffnete sich zur Rechten eine Flügeltür und Simba trat in den Saal. Ich war wie betäubt. Im nächsten Moment stand sie mitten zwischen uns.

Es wird mir nicht leicht, jetzt in meinem dreiundsechzigsten Jahr den Eindruck, den ich damals empfand, in seiner ganzen Lebhaftigkeit wiederzugeben. Simba war groß und dabei schlank wie ein Faden, aber weder Rippen noch Sehnen waren an ihrem Körper bemerkbar. Ich starrte sie an und hatte ein ähnliches Gefühl wie damals in jener Nacht, als ich von Morni träumte. Die Art und Weise, wie sie ihren Körper dehnte, wie sie sich in den Weichen hob und senkte, das wonnige Behagen, mit dem sie ihre Achseln zurücksinken ließ, die süßliche Trägheit ihrer schlaffen Glieder, die Geschmeidigkeit ihres Leibes, die Lust, mit der sie selbst sich ihres Körpers bewußt zu werden schien und die in jeder leisen Bewegung wieder zum Ausdruck gelangte, alles das berauschte, betörte, übermannte mich derart, daß ich zwei Tage wie im Halbschlummer umherging und, wohin ich sehen mochte, nur ihr Bild vor mir hatte.

Und dann das Kostüm. Das sehe ich heute noch und kann es nicht fassen, daß ich das wirklich mit Augen gesehen habe. Und das mit sieben Jahren, wo die Welt noch so gut wie unbemerkt an einem vorübergeht. Wie war das möglich. Übrigens habe ich derartige Wunderwerke von Schönheit und Sinnenreiz aus meinen reiferen Lebensjahren nicht mehr zu notieren. Sie hören auf in meiner Erinnerung mit dem Augenblick, wo ich aufhörte, Kind zu sein. Hatte ich die Augen dafür verloren, oder waren es die Aufregungen, Not und Leidenschaft, die mir die zu derartigem Genuß notwendige Ruhe raubten; oder habe ich mir schließlich die menschliche Schönheit in so hohem Maße zum Genuß werden lassen, daß sie aufhörte, mir noch als etwas besonders Begehrtenwertes aufzufallen? Ich weiß es nicht.

Ihr üppiges, welliges, rabenschwarzes Haar trug Simba tief über die Schläfen herab und im Nacken in einen dichten Knoten geknüpft. Sie hatte langgezogene, schlangenförmige Brauen, eine feine, feine Nase und das schmerzlichste und zugleich süßeste Lächeln

auf den Lippen, das ich je gesehen habe. Dann erinnere ich mich auch noch ihrer Zungenspitze, die manchmal wie ein Feuerfalamauder herauszuckte.

Um die schmale, schlanke Brust und die feinen Schultern trug sie ein enganliegenden Netzwerk aus dicken dunkelgrünen Glasperlen, in der Art eines nieders, das aber ihre zarten Brüste vollkommen frei ließ, indem es beide mit großen Ringen einfaßte, deren Perlen um einiges dicker waren als die des übrigen Netzes. An den Beinen trug sie weißseidene Trikots und darüber ein Beinkleid, nur von den Hüften bis zur Mitte der Schenkel reichend, aus buntem türkischen Seidenstoff in hellen Farben; gelbe, rote und weiße senkrechte Streifen nebeneinander, oben zu einem haushüftigen, schräggestreiften Gürtel umgelegt, um den Leib anschließend, aber nach unten gerade geschnitten und reichlich weit, so daß die schlanken, weißen Beine frei herausstraten. Ihre Füße steckten in weichen, niedrigen, weitausgeschnittenen schwarzen Schuhen. Und über alles das trug sie einen Mantel aus hellgelbem Wollstoff, rot verbrämt, vorn von oben bis unten offen, nur in der Taille, die er eng umschloß, von einer Agraffe zusammengehalten, im Nacken ein schmaler spitzer Ausschnitt bis auf den Gürtel hinab, die Ärmel bis über die Achseln hinauf geschligt, schmal und nach unten spitz zugeschnitten, rot ausgeschlagen, als Hintergrund für die brünetten, feinen Arme. Nicht wenig überrascht war ich, unter ihren Achseln, als sie die Arme hob, zwei dichte Büschel braunschwarzer Haare zu sehen. Es war mir das weder bei Naema noch bei Gertrud jemals aufgefallen.

Simba erteilte Tanzunterricht. Alle vierzehn Tage mußten wir uns im Weißen Hause dazu zusammenfinden, immer nur die jüngsten aus dem ganzen Park, ein Mädchen aus jedem der drei Häuser. Unsere Begleiterinnen kamen nur das erstemal mit. Der Unterricht begann mit den pathetischen Tänzen, bei denen wir die Glieder nicht langsam genug bewegen konnten. Erst im zweiten Jahre kamen

die rascheren Tänze daran, für die wir schwere Holzschuhe trugen, in deren Sohlen noch Blei eingelegt war. Das löste die Gelenke so rasch, daß bald jede von uns die Füße mit Leichtigkeit der andern über den Kopf schwingen konnte. Unten waren die Sohlen mit Filz belegt, um den Lärm auf den bunten Steinfliesen zu dämpfen. Zu Hause, während der Morgenstunden, übte dann Blanka immer mit mir, was ich neues bei Simba gelernt hatte. Ebenso machte sie es mit den fünf übrigen Mädchen, die der Reihe nach an den anderen Nachmittagen hingingen und bei Simba mit ihren Altersgenossinnen aus dem ganzen Park zusammentrafen. Ebenso wie im Tanz war es dann auch in der Musik. Am siebenten Tag nach der Tanzübung hatte ich immer einen Nachmittag Musikübung im Weißen Haus. Dann kamen die übrigen Mädchen, Siliffa, Melusine, Wera, Irene, Pamela, Blanka, in der Musik daran, bis die vierzehn Tage um waren und ich wieder zum Tanzen hinging. So ging es während all der sieben Jahre, die ich im Park verlebte, ohne daß ein einziges Mal eine Unterhaltung stattgehabt hätte.

Den Musikunterricht erteilte Kairula. Sie spielte alle Instrumente meisterhaft. Auch bei ihr kam ich immer mit meinen neunundzwanzig Altersgenossinnen aus dem ganzen Park zusammen. Unsere Geigen brauchten wir nicht mitzubringen, da im Weißen Haus alle Instrumente in reicher Auswahl vorhanden waren. Weil kein Mädchen denselben Weg hatte wie das andere, trennten wir uns nach Schluß des Unterrichts immer sofort, höchstens, daß zwei ein paar Schritte zusammengehen konnten. Lora wohnte am entgegengesetzten Ende des Parkes, so daß wir, wiewohl wir uns jeden siebenten Tag trafen, doch nur selten mehr dazu kamen, miteinander zu sprechen. Überhaupt blieben die Altersgenossinnen einander fast völlig fremd. Sein Heim und seine Freundinnen hatte jedes im eigenen Hause; ich die kleine Wera, die ich abgöttisch liebte. Ob Lora auch eine derartige Schwärmerei zu Hause gehabt, weiß ich

nicht. Ich glaube es kaum, da sie mehr dazu gemacht war, sich selber anzuwärmen zu lassen. Simba war ihr vom ersten Tage an sehr gewogen. Lora war tabellos gebaut, groß für ihr Alter, sehr gelenkig und ernster, gemessener in ihrem Wesen als wir übrigen. Sie lernte leicht. Auf den Händen ging sie wie keine von uns. Im Weißen Haus war eine große Kugel, ähnlich derjenigen, die wir zu Hause in der hölzernen Halle gehabt. Wir waren noch kein halbes Jahr im Park, als Lora auf dieser Kugel schon auf den Händen ging, die Beine nach vorn gestreckt, den Kopf erhoben, und einen womöglich ganz munter zwischen ihren eigenen Fußspitzen hindurch anlächelte. Auf ihrer Geige hingegen leistete sie nichts Besonderes. Da war ich ihr weit überlegen.

Es war noch in der ersten Zeit, als ich einmal mitten in der Nacht jäh emporschreckte. Ich hatte etwas gehört. Draußen begann es schon hell zu werden. Der Mond schien nicht und eine kühle Luft wehte zum offenen Fenster herein. Am anderen Ende des Schlafzimmers bewegte sich eine weiße Gestalt. Es war Blanka, die sich entkleidete. Sie mochte mein Erwachen beobachtet haben; sie kam an den übrigen Betten vorbei zu dem meinigen, küßte mich und sagte, ich solle ruhig weiterschlafen, sie sei eben nach Hause gekommen. Sie richtete sich empor und seufzte dabei, als wenn sie sehr ermüdet wäre. Auf meinem Bettchen sitzend, flocht sie sich das Haar in Zöpfe. Sie hatte nur noch Schuhe und Strümpfe an. Im Halbdunkel der Morgendämmerung betrachtete ich ihren rundlichen Leib, der noch fast ohne Taille, so fleischig war, daß es einen tiefen Einschnitt über den Hüften gab, wenn sie sich nur ein wenig zur Seite beugte.

„Wo warst du so lange?“ fragte ich.

„Ich habe getanzt.“

„Bis jetzt?“

„Ja.“

„Wo hast du getanzt?“

„Im Theater.“ Sie küßte mich wieder, schlich zu ihrem Bett zurück, schlupfte unter die Decke und schlief ein. Ich konnte noch lange nicht schlafen.

Am Morgen war es immer Blanka, die uns anderen fünf weckte. Übrigens hatte sie, ganz wie wir, auch ihre Nachmittage, an denen sie ins Weiße Haus ging. Es war immer der Tag vor dem, an welchem ich gehen mußte. Wenn Simba oder Kairula etwas über eins von uns zu klagen hatten, so erfuhr sie es dort und richtete sich dann zu Hause darnach, wenn wir mit ihr übten. An meinem Geigenspiel hatte sie große Freude. Schon während des Sommers spielten wir oft den ganzen Nachmittag Duette, bis Wera oder wer gerade ausgewesen, nach Hause kam, und es Zeit war, zum Baden zu gehen. Während der Abende vermißten wir sie sehr. Sie war streng mit uns und ließ keine Ungezogenheiten durchgehen. Und doch fühlten sich alle wohler, wenn sie da war.

Kairula hatte viel für mich übrig, aber ich mochte sie nicht. Weit lieber hätte ich Simba gefallen, aber im Tanzen waren mir beinahe alle überlegen. Kairula war plump und dick und benahm sich unnatürlich, indem sie jedes Wort dreimal stärker betonte als nötig gewesen wäre. Sie hatte ein dickes rotes Gesicht und kurzgeschnitzenes schwarzes Lockenhaar, kleine überaus liebenswürdige Augen, statt der Nase eine Kirsche im Gesicht und ein breites Maul ohne Lippen. Ihr Körper war wie ein Sack. Glücklicherweise trug sie immer einen weiten Schlafrock, in Grell kariert, der alles gnädig bedeckte. Sie trug Filzpantoffeln, damit ihr während der Übungen kein Ton entging. Strümpfe trug sie prinzipiell nicht, aber dafür ein Augenglas auf ihre Kirsche geklemmt. Ihre Hände waren gemein. Ein Hals existierte nicht, was sie jedoch nicht hinderte, eine goldene Kette darum zu tragen. An dieser Kette hing ihre Stimmgabel, die sie sich gegen den Kopf schlug, um sie tönen zu lassen, und dann an die Zähne setzte, um den Ton besser hören zu können.

Kairula war mir widerwärtig, unangenehm. Ich konnte sie nicht

ansehen, ohne schon halb und halb den tödlichen Schrecken zu empfinden, den ich gewiß empfunden hätte, wenn es ihr einmal eingefallen wäre, sich zu entkleiden. Aber häßlicher als Kairula, das Häßlichste entschieden, was ich während jener sieben Jahre überhaupt zu Gesicht bekommen, waren die beiden alten Weiber, die im Souterrain unseres Hauses lebten und uns bedienten. Freilich muß ich dabei bemerken, daß es die ersten alten Frauen waren, die ich in meinem Leben sah. Diese beiden Weiber machten des Morgens unsere Betten, hielten das Haus rein, kochten und wuschen für uns, und die jüngere und weniger Häßliche bediente bei Tisch. Niemand von uns sprach ein Wort mit ihnen, aber sie wußten recht gut, weshalb sie pünktlich ihre Pflicht taten und sich nicht das Geringste zuschulden kommen ließen. Ich bin sicher, wenn sich jemals jemand über sie zu beklagen gehabt hätte, man hätte sie ohne weiteres erwürgt. Einmal ging ich mit Wera abends nach dem Nachtessen noch ums Haus herum spazieren. Wir schwärmten einander gegenseitig von Simba vor. „Möchtest du, wenn du groß bist, nicht auch Tanzlehrerin sein?“ fragte ich sie.

Wera schüttelte leise den Kopf und ein kaum merkliches Lächeln überflog für einen Moment ihre Lippen, gleich als dächte oder ahnte sie etwas, das sie sich scheute auszusprechen.

„Wera,“ sagte ich, „bitte sag mir, weißt du, was dann kommt, wenn wir hier fort sind?“

„Wie sollte ich das wissen?“ entgegnete sie ruhig.

Ich sann ein wenig nach. „Hast du Blanka nicht gefragt?“

„Nein. Wie sollte Blanka das wissen?“

„Sie ist jeden Abend fort.“

„Sie ist nicht fort. Sie ist nur im Theater und tanzt. Das müssen wir auch, wenn wir so alt sind. Dazu lernen wir es ja.“

„Wera,“ sagte ich, „bist du nicht auch mit Knaben zusammen gewesen?“

„Doch.“

„Wo sind sie.“

„Ich weiß es nicht.“

Sie sagte das so ruhig, als lebte sie in einer andern Welt. Der Mond schien ihr ins Gesicht und ließ ihre feine Haut noch durchsichtiger, ihre zarten Lippen noch schwellender erscheinen. Ich stand neben ihr und sah an ihrem Hals die Blutwunden. Mir wurde, ich weiß nicht wie.

„Wera,“ sagte ich leise, „aber du darfst nicht böse sein . . .“

„Nun? Was?“

„Diese Nacht, wenn Blanka nach Haus gekommen, willst du dann nicht zu mir herüberkommen . . .“

„Hiddola!“ Jetzt war Wera erregt. Sie sah mir entsetzt in die Augen. Ich wußte nicht, was ich begangen hatte.

In demselben Moment starrte Margareta, die ältere und häßlichere der beiden alten Ungeheuer, durchs Kellersfenster nach uns herauf.

„Siehst du die da?“ sagte Wera. „Siehst du die?“

„Ja. Was?“

„Die ist zu einem andern Mädchen gegangen, als sie als Kind hier war. Deshalb ist sie noch hier.“

Das Scheusal hatte sich zurückgezogen.

„Ist denn das nicht erlaubt?“ fragte ich bebend.

„Wo denkst du hin! Wenn man mich bei dir trüfe, würde man mich von euch trennen. Dann müßte ich arbeiten mein ganzes Leben lang und käme mein ganzes Leben lang nicht aus dem Park hinaus.“

Wir gingen schweigend dreimal ums Haus herum.

„Und die andere?“ fragt' ich endlich beklommen.

„Die andere? die hat fliehen wollen. Sie habe über die Mauer klettern wollen, um hinauszukommen. Bestimmt weiß ich es nicht. So viel ist gewiß, daß weder Irma noch Margareta jemals in ihrem Leben aus dem Park hinausgekommen sind und daß sie auch

niemals hinauskommen werden. Das ist auch der Grund, warum sie so häßlich sind.“

Die Nacht nach diesem Gespräch konnte ich nicht schlafen. Als Blanka nach Hause kam, schloß ich die Augen und rührte mich nicht. Aber ich mußte ununterbrochen an Irma und Margareta denken. Während der folgenden Tage drängte es mich, eine von beiden im geheimen anzusprechen. Das dauerte aber nur kurze Zeit, dann waren sie mir wieder ebenso grauenhaft wie vorher. Sie boten auch in der That einen fürchterlichen Anblick; Gesichter wie Eichenrinde, aus der man die Äste losgebrochen. Man kam nicht mehr dazu, sie für Menschen zu nehmen. Wenn ich mir bei Kairula noch vorstellen konnte, daß sie sich vielleicht mal entkleidete, so schnürte mir hier der bloße Gedanke schon die Kehle zu und ich glaubte vor Ekel vergehen zu müssen. In jedem der dreißig Häuser waren zwei Exemplare dieser Art. Alle fristeten das gleiche trostlose verachtete Sklavendasein. Keine von ihnen hatte je die Welt gekannt. Alle hatten sich während ihrer Kinderjahre im Park in dieser oder jener Weise vergangen.

Gegen den Herbst hin verfiel ich eine Zeitlang des Nachts in ganz eigentümliche Zustände. Plötzlich erwachte ich über einem entsetzlichen Getöse und dann hörte ich nichts als Brausen und Donnern um mich her. Die ersten Male schrie ich laut auf vor Angst. Die Mädchen fuhren alle sechs von ihren Betten auf und waren dann natürlich böse über mich, die ich sie für nichts und wieder nichts gestört hatte. Es waren die leisesten Geräusche, eine Mücke im Zimmer oder das Plätschern des Brunnens vor dem Haus, die mir immer lauter und lauter in den Ohren klangen, bis es mich wie ein Sturm umtoste. Dazwischen vernahm ich die Melodien, die ich auf der Geige spielen gelernt hatte, aber so gellend und schrill, als hätte man mir den Resonanzboden gegen das Ohr gehalten. Wenn ich nur den Kopf auf den Kissen bewegte, so tönte es wie fernes Donnerrollen.

Blanka und Pamela waren damals sehr lieb gegen mich. Sie wechselten an meinem Bette ab und unterhielten sich im Flüster-ton mit mir, bis ich ruhig geworden war. Dabei schlief Blanka, die die ganze Nacht getanzt hatte, einmal selber an meinem Bette ein. Als ich sie am Morgen so dasitzen sah, nahm ich mir vor, nichts mehr zu sagen. Die Anfälle wiederholten sich noch oft, aber ich ertrug sie so gut es ging.

Auf einem Spaziergang durch den Park hatte mir Pamela indessen auch einmal das Theater gezeigt. „Nächstens muß ich dort tanzen, wenn Blanka nicht mehr tanzt,“ sagte sie. Das Theater lag etwa hundert Schritte vom Weißen Haus entfernt. Es war aus gelben Backsteinen gebaut. Eine dreistöckhohe kreisrunde Mauer mit einem Dach darüber, aber ohne Fenster und Türen. Das fiel mir aber damals gar nicht auf. Ich dachte, es werde wohl auf irgendeiner Seite einen Eingang haben.

Der wilde Wein wurde dunkelrot. Unser Haus funkelte in der Abendsonne wie ein Rubin. Unter den hohen Baumgruppen im Park war die Wiese mit gelben Blättern bedeckt und abends legte sich dichter, weißer Nebel darüber, der manchmal bis an unser Haus reichte. Auf dem Badeplatz beeilten sich alle so sehr als möglich. Ich hatte nun auch Schwimmen gelernt. Wir sprangen nur rasch ins Wasser, schwammen eine Strecke den Bach hinauf und kleideten uns wieder an. Wenn wir dann Arm in Arm nach Hause gingen, glänzte der Himmel rings um uns her in den zartesten Farben. Zwanzig Jahre später, wenn ich ein Kleid zu erfinden hatte, das zu arbeiten mir Freude machte, dann vergegenwärtigte ich mir immer die Himmelsbilder von damals. Die schönsten Harmonien von Grün, Rosa und Blauschwarz habe ich auf diese Weise zuwegegebracht. Eine blendend weiße Haut gehört freilich dazu, um ein solches Kleid tragen zu können. Aber ich wußte niemanden von meinen Klientinnen, die die nicht gehabt hätte. Allmählich wurde das Wasser dann wirklich zu kalt und der Badeplatz blieb leer und verlassen.

Auf der hölzernen Galerie vor unserem Schlafzimmer war ein Eimer mit einer Brause aufgehängt. Morgens, wenn wir aufstanden, trat eine um die andere durch die Glastür hinaus und ließ sich das Wasser über den Kopf rieseln. Nur wenn es draußen froh, brachte man uns einen Kübel mit Wasser ins Schlafzimmer herein, wo es immer sehr warm war, da wir unserer sieben zusammenschliefen.

Eines Abends ging ich allein durch den Park. Es war kurz vor dem Nachtessen. Viele Bäume um mich waren schon kahl. Mein Auge hing am Horizont, der sich stetig veränderte. Alle drei Schritte drehte ich mich um, um mir nichts entgehen zu lassen. Dabei erinnere ich mich, daß mich ein tiefer Schmerz überkam, etwas wie Sehnsucht, wie ich sie noch nie empfunden, hinauszukommen, weit fort, in die große Welt hinaus. Wie ich so weiterging, stand ich unversehens vor dem Weißen Haus und sah etwas, das mich wie gebannt hielt und woran ich mich lange nicht satt sehen konnte.

Es war ein leichter eleganter vierrädriger Wagen mit einem Pferde davor. Ich hatte schon mehrere Pferde gesehen an den Lastwagen, die durch den Park fuhren und vor jedem Hause hielten, um es zu verproviantieren. Sie wurden von älteren Mädchen in kurzem Wams, Pluderhosen und Stulpschneideln geführt; aber nie hatte mich eines jener Tiere im geringsten zu interessieren vermocht. Hier wurde mir ganz seltsam. Ich sah die Augen und fühlte, daß ich ein menschliches Wesen vor mir hatte. Mein nächster Gedanke war Gertrud. Diese Stellung der Füße war Gertrud. Diese stolze Haltung hatte ich nur an Gertrud gesehen. Dieses sprühende Feuer in den Blicken, die Art, den Kopf zu schütteln, alles rief mir Gertrud vor Augen.

Auf dem Bock saß ein sehr hübsches Mädchen. Wie sie mich so versteinert dastehen sah, schnalzte sie leise mit der Zunge und das Pferd ging vorwärts. Sie führte es vor der Säulenhalle langsam im Kreis herum. Ich lief nebenher. Der Anblick verwirrte mich. Wie kam dieses Vordertheil mit dem Hintertheil zusammen. Das waren zwei

verschiedene Geschöpfe, die nicht zueinander paßten. Oder vielleicht doch, gerade. Das Hinterteil schien mir häßlicher als das Vordertheil. Das Vordertheil zog mich mehr an, in Folge seiner Eleganz; der schmale Ansatz der Beine; das hatte niemand von uns. Aber das Hinterteil des Pferdes war so riesenhaft, so übermenschlich, ich fühlte mich ganz beklommen. Und doch, abgesehen von den Augen und der ganzen Haltung, war es das Hinterteil, was am meisten an Gertrud erinnerte. Sie hatte die nämliche einfache, ruhige Bewegung in den Hüften, diese ruhige sichere Kraft, und auch die Art und Weise, wie sich die Schenkel aneinander rieben. Unwillkürlich dachte ich mir Gertruds schlanken Oberkörper über der mächtigen Croupe, aber dann gehörten auch ihre Füße dazu. Und plötzlich sah ich in dem Vordertheil die Knaben wieder, mit denen wir bei Gertrud zusammen Springen und Laufen gelernt. Die Sinne vergingen mir. Ich schlich müde nach Hause.

Beim Nachtessen erzählte Irene, daß vier von ihren Altersgenossinnen auserwählt worden seien. Irene war den gleichen Nachmittags im Weißen Haus gewesen. Sie hätten eben Musikunterricht bei Kairula gehabt, da seien zwei Damen in langen weißseidenen Kleidern in den Saal getreten. Simba sei mit ihnen hereingekommen. Sie hätten sich dann eine um die andere vor den Damen entkleiden müssen, und hätten eine nach der andern langsam vor ihnen durch den Saal gehen müssen. Nachher hätte jede noch tanzen und dann musizieren müssen. Wie sie alle dreißig Kinder in einer Reihe gestanden, hätten die Damen Olesia, Thekla und noch zwei andere zu sich gerufen. Sie hätten die vier Mädchen von oben bis unten untersucht. Dann seien sie mit ihnen und Simba wieder fortgegangen.

Pamela erzählte dann vom vorigen Jahr, wo die Auswahl bei ihnen stattgefunden. Sie hätten alle schon im voraus gewußt, daß es Isabella treffen werde. Blanka, die uns eben das Fleisch vorlegte, sagte, sie wisse auch schon, wen es im nächsten Jahre treffen

werde. Pamela, Irene, Melusine und Filissa sahen auf Wera. Wera wurde dunkelrot bis unter die Haare. Sie warf Blanka einen Blick aus ihren schönen Augen zu, sah aber gleich wieder auf ihren Teller nieder. Ein feines Lächeln lag auf ihren geschlossenen Lippen.

Ich weiß, daß ich niemanden mehr gefragt habe, wozu man Olesia und Isabella auserwählt und was mit Wera nächstes Jahr werden würde. Aber ich weiß nicht, ob ich es aus Furcht nicht tat, oder ob ich nachgerade wie die anderen fühlen lernte. Blanka war die älteste von uns, sie hatte ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, und sie wußte gerade so wenig wie ich. Das sagte ich mir, wenn mir ein Gedanke kam. Ich erinnere mich auch nicht, in den späteren Jahren noch irgendwie von Neugierde geplagt worden zu sein. Während des letzten Jahres, das ich im Park verlebte, sah ich mindestens ebenso gleichmütig und ruhig meinem Austritt entgegen, wie es Blanka jetzt tat.

Der Winter war hereingebrochen. Es regnete jeden Tag. Wenn wir ausgingen nach dem Weißen Haus, nahmen wir schwere Mäntel über aus dunkelbraunem Tuch. Auf dem Kopf trugen wir Mützen aus Schwanenpelz. Im übrigen war unsere Kleidung die gleiche wie im Sommer. Des Abends saßen wir um den Kamin, in dem dicke Holzflöße brannten. Wir rückten auf unseren niederen Taburets dem Feuer so nahe wie möglich; meistens hockten wir innerhalb der Kamineinfassung. Wera tanzte gewöhnlich mitten im Zimmer und Filissa schlug das Cymbal dazu. Draußen hörten wir die Raben krächzen, den Sturm heulen und die Bäume knarren. Schnee fiel nur wenig und wenn es einmal schneite, blieb er nicht lange liegen. Um so ärger war der Morast draußen im Park. Man sank auf den Wegen ein und kam oft ohne Schuhe in die Tanzstunde. Dabei gewahrte ich jetzt erst, daß der Park außer uns Mädchen noch andere Bewohner in seinen Mauern hegte. Alle hundert Schritt sprang ein Hase über den Weg und die Rehe kamen in der

Abenddämmerung ans Haus heran und fraßen uns aus der Hand. Eines Abends, es mochte schon mitten im Winter sein, da sagte Blanka, die am Nachmittag im Weißen Hause gewesen, als wir uns zu Tisch setzten, zu Pamela, sie könne nicht mehr tanzen. Pamela bat sie, sie diesen Abend noch ins Theater zu begleiten. Nach dem Nachteffen nahmen beide ihre Mäntel über und gingen zusammen fort in die dunkle Nacht hinaus. Am anderen Tag hatte Pamela viel zu schwätzen, von dem Kostüm, das man ihr angezogen, von dem taghellen Licht, von Simba, von der dröhnenden Musik und von den Kostümen der anderen Mädchen. Am Abend ging sie allein fort und Blanka blieb mit uns zusammen. Als wir oben im Zimmer vor dem Kamin saßen, schnitt sie sich auf ihren Knien ein Stück Leinen zurecht, das sie dann selbst zusammennähte. Ein Muster hatte sie mitgebracht. Es lag vor ihr auf dem Fußboden. Über dem Leib war ein Durchzug darin zum Zubinden und unter dem Leib um jedes Bein eine handbreite Spitze. Sie war blaß und schläfrig und ging früh zu Bett.

Pamela war, während der Winter zu Ende ging, täglich übervoll von ihren neuen Erlebnissen im Theater. Bei Tisch gab es keine andere Unterhaltung. Sie sprach meistens mit Blanka und wir übrigen hörten aufmerksam zu. Sie war infolge des allnächtlichen Tanzens von früh bis spät in ununterbrochener Aufregung. Einmal fielen ihr bei Tisch Messer und Gabel aus der Hand und sie sank hintenüber. Des Morgens fuhr sie aufgeschreckt vom Bett auf, vollkommen wach, als hätte sie sich eben erst niedergelegt. Manchmal sah sie uns scheu von der Seite an, als kannte sie uns nicht mehr recht.

Blanka übte nach wie vor tagsüber mit uns, was jede gerade im Weißen Haus lernte. Sehr eifrig tanzte sie mit Wera zusammen. Beide wetteiferten in Grazie und Gewandtheit. Wera bot, wie sie sich zeigen mochte, einen entzückenden Anblick. Aber Blanka konnte mehr. Manchmal tanzten sie um die Wette, wer sich länger auf

den Füßen halten konnte. Bald gewann die eine, bald die andere. Nachher sanken sie um wie die Fliegen. Natürlich ging Blanka immer noch jeden siebenten Tag ins Weiße Haus zu ihren eigenen Übungen mit ihren Altersgenossinnen, von denen, wie Pamela erzählte, gleichfalls eine um die andere aufhörte, abends im Theater mitzutanzten. Pamela gewöhnte sich allmählich daran. Sie wurde munterer und blickte wieder frei um sich her.

Im Park keimten die ersten Schneeglöckchen. Viele Tage und Nächte lang brauste ein schwerer feuchter Wind durch die nackten Bäume. Wir sperrten die Fenster auf, ließen unsere Mäntel zu Hause und kehrten oft barfuß von unseren Spaziergängen heim. Die ersten Sonnenstrahlen blendeten so furchtbar, daß wir mit geschlossenen Augen gingen, bis allgemach ein Baum nach dem andern grün wurde und schließlich alles wie neuerschaffen aussah. Und eines Nachmittags, als Blanka ins Weiße Haus gegangen war, kam sie nicht wieder zurück.

Acht oder vierzehn Tage lang waren wir nur unserer sechs. Im Schlafzimmer rückte jedes um ein Bett hinauf und bei Tisch präsiidierte Pamela. Einmal hatten wir uns gerade zum Abendessen gesetzt, als vor dem Haus eine Kiste abgeladen wurde. Wir eilten ins Schlafzimmer, wo man die Kiste aufstellte. Auf dem Deckel stand die Nummer unseres Hauses und der Name Betty. Pamela nahm den Schlüssel und schloß auf. Es trat ein nacktes Mädchen heraus.

III

Ich habe das erste Jahr meines Aufenthaltes im Park etwas ausführlich behandelt, und kann jetzt um so rascher über die folgenden hinweggehen. Manchmal habe ich der Erinnerung ein wenig Zwang angetan, indem ich der Vollständigkeit wegen Dinge eingefügt, deren ich mich in der That erst aus der späteren Zeit entsinne. Von nun an werde ich mich möglichst auf die nackten Thatfachen beschränken. Erlebt habe ich ja so wie so nicht viel während all der Jahre. Alles sind nur Bilder und Eindrücke. Damals, das weiß ich noch sehr gut, schlich mir die Zeit wie eine Schnecke dahin. Ich hatte das Gefühl, als müsse es so bleiben das ganze Leben lang und könne niemals aufhören. Wir waren glücklich, eine wie die andere, aber das war auch alles. Und da uns nichts aus der Eintönigkeit aufschreckte, wurden wir groß und dick. Wir hatten nichts anderes zu tun, als zu wachsen. Der Tanz begünstigte unsere Körperentwicklung und die Musik nahm nicht viel Lebenskraft in Anspruch. Aber wenn ich heute an jene sieben Jahre zurückdenke, erscheinen sie mir ganz ohne Zeitausdehnung, wie ein Augenblick, beinahe wie der Traum einer einzigen Nacht. Infolge der gänzlichen Unwissenheit, in der wir lebten, war unser Verkehr auf die einfachsten Elemente beschränkt. So erinnere ich mich auch nicht, daß mir all die Mädchen im Park jemals als geistig voneinander verschieden er-

schienen wären. Eine dachte und fühlte wie die andere, und wenn eine den Mund aufthat, wußten immer alle übrigen schon, was sie sagen wollte. So kam es, daß wir sehr wenig sprachen. Bei den Mahlzeiten sagte oft keine ein Wort. Alle aßen schweigend in sich hinein. Nur an den körperlichen Unterschieden kannte man sich gegenseitig auseinander. Wenn eine „Ich“ sagte, so meinte sie sich immer ganz damit, vom Scheitel bis zur Fußspitze. Wir fühlten unser Selbst in den Beinen und Füßen beinahe noch mehr als in den Augen und Fingern. Von keinem der Mädchen ist mir im Gedächtnis geblieben, wie sie sprach. Ich weiß von jeder nur noch, wie sie ging.

Pamela ging fein, ohne Ernst und Größe in ihrer Bewegung. Ihre Knie machten sich sehr geltend; man sah sie die Knie heben. Dabei hatte sie einen Mund, dessen Winkel leicht emporgezogen waren, dessen Unterlippe ein klein wenig vorstand, wie man es sieht, wenn jemand an einer Blume riecht. Die Schultern bildeten eine gerade Linie, und von Hüften war wenig zu sehen. Dazu ein Stumpnäschen und große helle Augen mit feinen geraden Brauen darüber. Alles an ihr war schlank, vornehm, dezidiert und diskret. Wir verlebten ein glückliches Jahr unter ihrer Führung und sprachen oft über Blanka, die sie ebenso zurücksehnte wie wir anderen. Den Mittelpunkt des Hauses bildete übrigens während des Sommers noch Wera, an der wir mit Anbetung emporsehen. Ich wurde für die übrigen zum Gegenstand ihres Neides, weil Wera einmal einen langen Spaziergang mit mir unternommen, auf dem wir kaum ein Wort gewechselt. Wir kamen bis an das Ende des Parkes hinunter, wo er sich in Gestrüpp, Schilf und Morast verlor. Auf einmal standen wir vor der hohen Mauer, über die von außen ein Vogelbeerbaum herübersah. Da standen wir lange still und gingen umeinander herum. Auf dem Heimweg sahen wir ein Reh im Gebüsch. Es kehrte uns gerade seinen weißen Hintern zu. Als es uns hörte, sprang es davon. Ich erinnere mich, daß ich gerne Freundschaft mit

ihm geschlossen hätte. Mir war so feierlich an Wera's Seite, daß ich mich nach einem lieben guten Kameraden sehnte. Im Herbst kam es dann, wie Blanka vorausgesagt. Wera wurde ausgewählt und den ganzen Winter waren wir nur unserer sechs. Ihr herzberückender Tanz blieb uns noch lange lebhaft vor Augen. Ihre schmalen Gelenke, ihre schönen Glieder, ihre würdevollen Bewegungen hatte niemand von uns.

Von der kleinen Betty weiß ich nichts aus jener Zeit, als daß Pamela sie Mandoline spielen lehrte. Pamela ging bis in den Frühling hinein jede Nacht ins Theater. Dann meldete sich bei ihr die Reife und sie wurde von Irene abgelöst. Vierzehn Tage später verließ sie uns.

Während meines dritten Jahres war Irene unser Oberhaupt. Nach Pamelas Austritt hatten wir zwei neue Kinder bekommen, Amalie und Moilena, so daß wir jetzt wieder sieben waren. Amalie spielte mit Irene zusammen Gitarre. Moilena lernte die Harfe. Aber welch ein Unterschied zwischen ihren Stümpereien und Wera's vollendetem Spiel.

In diesem Sommer war es, als eines Abends beim Baden ein etwa zehnjähriges Mädchen ertrank. Sie wurde mit vereinten Kräften herausgeholt und ans Ufer gelegt, rührte aber kein Glied mehr. Ihr Kopf war geschwollen und die Wange blutig gerissen. Nachdem man sie mehrmals beim Namen gerufen, hielten sich alle von ihr fern. Jedes Mädchen, auch die Jüngsten, machte einen großen Bogen um sie herum und sahen nach der anderen Seite. Die älteste aus ihrem Hause meldete den Vorfall, als sie abends zum Tanzen ins Theater ging, im Weißen Hause. Als wir am nächsten Abend wieder auf den Badeplatz kamen, war sie verschwunden.

Als Irene dann im nächsten Winter nicht mehr tanzen durfte, kam Melusine an die Reihe. Sie war erst elf Jahr alt, ein Jahr jünger als alle übrigen im Theater. Sie blieb während zweier Jahre unser

Oberhaupt. Nach Trenens Austritt hatte man uns ein Mädchen Namens Barbara ins Haus gebracht. Wir waren jetzt, von oben an gezählt: Melusine, Filissa, ich, Betty, Amalie, Moilena und Barbara. Melusine unterrichtete Barbara auf der Schalmel. Filissa, Betty und ich hielten sehr zusammen. Wir tanzten des Abends zu dritt und erzählten uns nachts, bevor Melusine aus dem Theater kam, unsere Erlebnisse bei Simba und Kairula. Einmal, an einem hellen Winterabend, gelangten wir durch tiefen Schnee an den Ausgang des Parkes. Es war ein hohes eisernes Gitter, oben herum vergoldet. Durch das Gitter sah man die Straße zwischen zwei hohen Mauern durch, bis sie umbog. Dort saß ein Rabe auf der Mauer und krächzte. Betty wollte das Tor öffnen, aber es war zugeschlossen. Ein schwerer Riegel lag davor.

Im zweiten Jahre von Melusines Oberhoheit kam dann im Herbst für mich und meine Altersgenossinnen im Weißen Hause der große Moment der Auswahl. Ich gab mich von vornherein keinen Hoffnungen hin, das ist sicher. Dagegen aspirierte Lora sichtlich und entschieden auf die Ehre. Wenn sie schon von Natur alle Vorzüge besaß, volle, feste Formen, eine makellose, weiße Haut, ausdrucksvolle Gesichtszüge, feine Extremitäten, so tat sie überdies noch alles, was in ihrer Macht stand, um ihren Wert zu erhöhen. Es gab keinen Moment, wo sie sich selbst außer acht ließ, mochte man sie von vorne oder von hinten sehen. Im Laufe der vier Jahre hatte sie ihrem Körper eine solche Gelenkigkeit abgerungen, daß ihr keine Stellung, die sich denken ließ, unmöglich war. Dabei blieb sie heiter, gleichmütig und bescheiden gegenüber einem jeden von uns. Es waren dann allerdings noch wenigstens drei Mädchen da, Iris, Diotima und Selma, die in allem mit ihr wetteiferten.

Wir hatten bei Simba Unterricht, als die beiden Damen, gefolgt von Kairula, hereintraten. Kairula wollte vor Freundlichkeit und Unterwürfigkeit aus den Fugen gehen, während Simba ganz ruhig blieb. Wir mußten uns entkleiden; welch ein sonderbares Gefühl!

So sehr wir es unter uns gewohnt waren, einander nackt zu sehen, so hatte sich doch keine, seitdem sie im Park war, je vor Erwachsenen ohne Kleidung gezeigt. Viel machte es ja nicht aus, da beim Tanzen immer die Röcke in die Höhe flogen, und wir, ohne uns zu genieren, auf den Händen gingen. Aber das sah man selber nicht, und es blieb immer das Empfinden der Kleidung zurück. Jetzt sah ich bei einer wie der anderen, während wir uns mitten im Saal entkleideten, wie sie rot im Gesicht wurde, mit den Augen zwinkerte und sich auf die Lippen biß. Auch der Schuhe und Strümpfe mußten wir uns so entledigen und jedes seine Habe dann auf den Diwan tragen.

Dann wurde eine nach der anderen bei Namen aufgerufen. Als die Reihe an mich kam, sauste es mir vor den Ohren und vor den Augen sah ich rote Flammen. Nachdem ich, die Hände eingestützt, die Ellbogen nach hinten, mit langsamen Schritten durch den Saal gegangen, mußte ich einen Augenblick tanzen, nur solange, bis ich recht ins Feuer gekommen, und dann etwas Beliebiges spielen. Ich hatte kaum den Bogen abgesetzt, als ich schon nicht mehr wußte, was ich gespielt hatte. Nachdem wir alle Revue passiert, riefen die Damen Diotima, Fanny, Olympia und Selma vor sich. Sie besahen die Mädchen noch einmal von vorne, von hinten, von beiden Seiten, betasteten die Muskeln, die Weichen, prüften Hände und Füße, untersuchten die Zähne, die Haare, die Augen, die Fingernägel, und als das alles geschehen war, schickten sie Selma an ihren Platz zurück und ließen Iris vortreten. Iris wurde ebenso sorgfältig untersucht und dann mit Olympia verglichen. Olympia, das sah ich jetzt erst, war wirklich ein schönes Mädchen. Überdies war sie die Jüngste und eine der größten von uns. Aber auch Iris wurde wieder zurückgeschickt und die Damen riefen Lora vor. Lora hatte keinen Tropfen Blut im Gesicht, aber sie hielt sich heldenmütig aufrecht und bot ihren Körper mit wahrer Lust der Untersuchung dar. Als sie die Zähne zeigen mußte, zog sie die Lippen zurück,

zugleich mit einem flammenden Blick aus ihren tiefblauen Augen, die sie bis dahin gesenkt gehalten, so zwar, daß die Dame, die sie dazu aufgefordert, den Blick nicht auszuhalten vermochte und sich mit einer Bemerkung an ihre Begleiterin wandte. Loras Körper erschien mir so stolz in diesem Augenblicke, gleichsam als hätte er sich in verletztem Stolz, und wolle sich in seiner ganzen Herrlichkeit präsentieren.

Die Damen nahmen Diotima, Olympia, Fanny und Lora, wie sie waren, mit sich; wir übrigen kleideten uns wieder an und tanzten unsere alltäglichen Sprünge weiter.

In der folgenden Nacht träumte ich von Lora. Sie kam in einem weiten roten Mantel daher. Wir Mädchen, hunderte und hunderte, bildeten Spalier, zwei endlose Reihen, zwischen denen sie durchschritt. Sie war vollkommen ausgewachsen, sehr groß und noch um vieles schöner. Ihr Haar war mit weißen Blumen befrängt, und an ihrer Seite hatte sie einen kleinen Knaben, den sie herzlich an sich drückte. Als sie bei mir vorbeikam, verneigte ich mich und sah dem Knaben unter die Augen. Es war Morni. Wie ich dann wieder nach Lora sah, war sie fort und Morn allein blieb zurück. Aber wir vertrugen uns schlecht. Wir stritten lange miteinander über irgend etwas und gingen traurig auseinander.

Es war mitten im Winter, als Melusine endlich, nachdem sie zwei Jahre jeden Abend im Theater gewesen, mit der Nachricht nach Hause kam, sie dürfe nicht mehr tanzen. Siliffa löste sie ab. Siliffa war ein sehr gemütliches, munteres, elastisches Geschöpf. Schade, daß sie blond war. Das war das einzige, was mir an ihr mißfiel. In der dritten Nacht kam sie mit Striemen um die Beine heim. Sie erzählte, Simba habe ihr die beigebracht. Sie führten ein Stück auf, in dem Simba jeden Abend eine durchprügeln, und da sie die Jüngste sei, habe man ihr die Rolle zuerteilt. Das Stück werde noch bis zum Frühling gegeben, aber es mache ihr nichts. Man tanze nachher nur um so besser. Das Theater sei jeden Abend

bis auf den letzten Platz besetzt, und wenn die betreffende Stelle komme, höre man die Leute immer schon im voraus jauchzen. Nachher werde sie dann zur Königin gekrönt, und in den kostbarsten Gewändern auf einem goldenen Throne herumgetragen.

Im Frühjahr kam Melusine fort und Lydia wurde ins Haus gebracht. Filissa hatte die Oberherrschaft. Alles ging behaglich unter ihrem Regiment. Vom ersten Tag an studierte sie der kleinen Lydia das Cymbal ein, und die beiden vollführten manchmal einen Lärm, daß man es auf eine halbe Meile weit im Park draußen hörte. Sie war heftig und grob gegen die Kleine, aber immer so, daß sich das Mädchen dabei amüsierte. Da Filissa ihre Gunst und Aufmerksamkeit jetzt auf alle verteilen mußte, hielt ich mich speziell an Betty, die ihrerseits jemanden brauchte, dem sie alles erzählen konnte. Sie hatte Erlebnisse mit Kairula, die sie einer anderen hintansetzte, die die Mandoline schlechter spielte als sie. Ferner hatte sie sich in eine ihrer Altersgenossinnen vergafft, die die Füße hinter dem Kopf zusammenlegen, mit den Armen ihre Schenkel umfassen und mit den Händen vor dem Leib Mandoline spielen konnte. Außerdem konnte jenes Mädchen noch mit hinter dem Kopf zusammengelegten Füßen auf den Händen gehen, so daß das Ganze ausah wie ein wandelnder Stern. Im Herbst kam Betty eines Abends von der Auswahl nach Hause, wütend, da man sie nicht ausgewählt, auch nicht einmal den wandelnden Stern, sondern ein hochnasiges unverschämtes Geschöpf, einen Fleischklumpen mit Bollaugen, an dem nichts menschlich war, als die Füße.

Dann kam der Winter mit sehr viel Schnee und bodenlosen Wegen, und eines Abends beim Nachtessen sagte mir Filissa, ich müßte heute mit ihr gehen.

Mir schlug das Herz. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und verließen das Haus. Da es stockfinster war, nahm mich Filissa bei der Hand und zog mich hinter sich her. Sie wußte bei jedem Schritt, wo den Fuß hinsetzen, und half mir über die Pfützen hinüber. Trotz-

dem war ich bis an die Knie von Schmutz bedeckt, als wir im Weißen Haus anlangten. Das Vestibül war hell erleuchtet. Wir stiegen rechts die Treppe hinunter und gelangten in die Garderobe. Dort zog ich mir Schuhe und Strümpfe aus, und ein altes Weib reinigte mir die Füße. Ringsumher saßen Mädchen, die Filissa begrüßten und beglückwünschten. Wir warfen sie Seitenblicke zu und sprachen über meine Beine.

Filissa hatte mir gesagt, ich müsse als Bäuerin tanzen. Sie führte mich zu den Mädchen, die die nämliche Rolle hatten wie ich, und überließ mich meinem Schicksal. Wir waren unserer fünf Bäuerinnen, darunter eine Solistin, die als solche auf dem Programm aufgeführt war. Nachdem wir uns entkleidet, nahmen wir aus einem Schrank an der Wand unsere Kostüme, die sehr einfach waren, ein Röckchen, blau oder rot, das von der Taille bis auf die Knie reichte. Dazu schwere Holzschuhe, mit denen wir auf dem Boden klapperten. Das Haar flochten wir uns gegenseitig in Zöpfe. Das Stück, welches an jenem Abend aufgeführt wurde, hieß „Der Mückenprinz“. Es war von Ademar, den ich zehn Jahre später, mit zweiundzwanzig Jahren, persönlich kennen lernte und dem ich, was meinen Lebensberuf betrifft, viel Anregung und Unterstützung zu verdanken habe. Die Personen waren folgende:

Hächi-Bümbüm, ein alter Zauberer.

Uda, seine Tochter.

Prinz Leonor.

Tremor, dessen Leibarzt.

Kammerherr von Heidebod.

Winnysred, eine Hofdame.

Lina, eine Bäuerin.

Tutos, eine männliche Mücke.

Uretusa, eine weibliche Mücke.

Kammerherren, Hofdamen, Bäuerinnen und Mücken.

Allmählich füllte sich die ganze Garderobe mit Mädchen, die sich

kostümierten. Simba stand mitten unter uns und beaufsichtigte alles, was vorging. Ich hätte sie kaum wiedererkannt. Sie spielte den alten Zauberer. Sie steckte in einem langen faltigen, weiß und gelben Gewand, über und über mit Hieroglyphen bedeckt. Auf dem Kopf trug sie einen spitzen, hohen, weißen Hut, ihre Augenbrauen waren weiß geschminkt, und vom Kinn herab wallte ihr ein langer weißer Bart. Sie rauchte eine dunkle Habana und hielt in der Hand einen Zauberstab.

Nachdem wir Bäuerinnen alle in unseren Röckchen und Holzschuhen steckten, versammelten wir uns am äußersten Ende der Garderobe um ein altes verschmiztes Weib, die einer nach der anderen von uns knallrote Backen schminkte. Während wir noch bei ihr standen, kamen die Hofdamen, unter ihnen Heidi, die schon seit dem Herbst mittanzte. Die Hofdamen trugen weiße Atlaschuhe und weiße Musselinröckchen von der Taille bis auf die Füße, mit zwei breiten Trägern aus Musselin über die Schultern weg, im Haar einen weißen Federbusch. Die Mücken und die Kammerherren waren schon fir und fertig. Zwischen dem Gewühl von Tänzerinnen stolzierten mit erhobenem Kopf die Solisten einher; Franziska, die größte der Mädchen, die den Prinzen Leonor spielte, ganz in rotem Trikot, mit einem weiten weißen Mantel und einem blauen Barett auf den Locken; dann seine zukünftige Gemahlin, die Tochter des alten Zauberers, ein Mädchen Namens Rosalwa, in langem weißseidenen Gewand mit Goldstickerei. Während wir uns schminken ließen, ertönte ununterbrochen ein dumpfes Rollen aus der Richtung vom Theater her. Eines der Mädchen erklärte mir, das sei die unterirdische elektrische Bahn, mit der das Publikum abends aus der Stadt her ins Theater fahre. Wir befanden uns gleichfalls unter der Erde. Die Garderobe reichte mit dem einen Ende unter das Weiße Haus, und mit dem anderen bis dicht an das Theater. Dann kam ein kurzer enger Gang, der zur Bühne führte. Nachdem alle kostümiert und geschminkt waren, hielt Simba Re-

bue. Wir standen in einer Reihe, die die ganze Länge der Garderobe einnahm, zu oberst die neun Solisten, dann die Kammerherren die Hofdamen, die Mücken und ich zu unterst als letzte Bäuerin. Simba ging vor und hinter uns durch. Darauf bewegte sich der Zug durch den langen dunklen Gang ins Theater.

Noch heute erinnere ich mich, wie beängstigend plötzlich das fürchterliche Getrappel über uns und das Getöse der vielen hundert Stimmen auf mich einwirkte, das zu uns herunter tönte. Wir befanden uns in dem dunklen Korridor, der unten rings um die Bühne herumführte. Die einzelnen Gruppen standen beieinander. Niemand sprach ein Wort. Filissa hatte mir gesagt, ich solle nur acht geben, was die übrigen Bäuerinnen tun, und alles genau nachmachen. Sehen konnte man von unserm Platz aus noch nichts als die weißen Stufen, die ringsum zur Bühne hinansführten. Auf einmal wurde das Getöse von einer ohrzerreißenden Musik übertönt. Es dauerte aber trotzdem fort und wurde, als die Musik aufhörte, nur noch lauter. Dann erklang eine Glocke, alles ward grabesstill, die Musik setzte von neuem ein, und von allen Seiten stiegen wir die Stufen hinan und lagerten uns um die Rampe.

Dann kam zuerst der Mückentanz, von dem ich wenig sah an jenem Abend, da ich anfangs die Augen nicht öffnen konnte. Wir waren, wie wir so dalagen, von allen Seiten aufs grellste beleuchtet, von oben durch den großen Reflektor, der von der Mitte des Daches herunterhing, von unten durch den dichten Kranz von Lampen an der untersten Sitzreihe. Die Musik erdröhnte von der obersten Galerie herunter. Die Sitzreihen, die auf allen Seiten amphitheatralisch anstiegen, waren bis hinauf nach vorne hin vergittert und im Innern dunkel, so daß wir nicht einmal unterscheiden konnten, ob sie besetzt waren oder nicht. Nie hat eine von uns Mädchen auch nur eine einzige Physiognomie aus dem Publikum erkennen können. Um so deutlicher vernahmen wir bei den entsprechenden Stellen das Beifallsgeheul bis unter's Dach hinauf, in den Zwi-

schenakten das Schwadronieren und Schreien, und hin und wieder Gläsergeklirr.

Die Mücken waren von der Bühne verschwunden, bis auf zwei, die sich zu haschen suchten und voreinander flohen. Es waren Lutos und Uretusa. Mit den eingestützten Ellenbogen bewegten sie ihre schmalen langen Flügel aus durchsichtigem Papier. Ebenso durchsichtig wie die Flügel war ihr Kostüm aus schwarzem Tüll, aus dem unten nur die nackten Füße hervorsahen. Es war eine Art Sack, um die Knöchel geschlossen, so daß sie nur ganz kleine Schritte machen konnten. Um Kopf und Stirn trugen sie einen goldenen Ring mit einem langen, biegsamen, blutroten Stachel. Die ganze Bühne war mit grünem Plüsch bedeckt, aus dem ein magerer Apfelbaum emporspross. Um diesen Baum herum tanzten die beiden Mücken, bis sie sich schließlich gefangen hatten und sich, aufrecht stehend, mit niedergehaltenen Flügeln innig umschlangen. Das Haus erdröhnte von Händeklatschen und Bravogetuschel.

Im selben Moment erhoben wir Bäuerinnen uns von den Treppentritten und stampften mit unseren Holzschuhen über die blitzende Rampe auf den Plüschteppich, während von der anderen Seite Prinz Leonor, mit einem Schmetterlingsnetz in der Hand, die Bühne betrat. Erst jagte er die beiden Mücken auseinander. Dann begrüßte er uns, schüttelte uns die Hände und küßte eine nach der anderen ab. Die Mücken hatten sich inzwischen wieder gefunden, der Prinz scheuchte sie von neuem auf und machte Jagd auf sie. Wir Bäuerinnen halfen ihm. Zuerst fing er Lutos, das Mückenmännchen, hielt es an den Flügeln fest und schickte zwei von uns aus, um einen Käfig zu holen. Die beiden brachten einen großen hölzernen Käfig mit goldenen Stäben aus dem Korridor herauf, und Prinz Leonor sperrte die Mücke hinein. Dann fing er Uretusa und schickte eine von uns, eine Stecknadel zu holen. Die Betreffende kam mit einer Stecknadel von Armlänge zurück. Der Prinz steckte dem Mädchen, das die Uretusa spielte, die Stecknadel von vorne durch den

Muffelin unter dem Leib durch und spießte sie so vor den Augen ihres eingekerkerten Geliebten an den Apfelbaum. Aretusa schlug eine Weile mit den Flügeln, zappelte mit den Beinen, dann verdrehte sie die Augen und starb. Nun schlang Prinz Leonor Lina, der Solistin unter uns Bäuerinnen, den Arm um den Leib und zog sie gewaltsam vor den Käfig unter den Apfelbaum. Dort legte er sich mit ihr ins Gras und breitete seinen weißen Mantel über sich und das Mädchen aus. Wir übrigen reichten uns die Hände zu einem Reigen und tanzten um das Paar herum. Das Mückenmännchen kehrte sich im Käfig um. Wieder erbebte das Haus unter dem Trampeln, Klatschen und Bravorufen der Zuschauer.

Jetzt kam Hachi-Bimbúm, der alte Zauberer, mit seiner Tochter Uda des Weges daher. Der Prinz schickte uns Bäuerinnen samt seiner Geliebten fort, schüttelte dem Zauberer die Hand, sank vor seiner Tochter auf die Knie und erklärte ihr seine Liebe, indem er ihr als Brautgeschenk die im Käfig eingekerkerte Mücke bot. Uda beschwor ihren Vater um seine Zustimmung, sank ebenfalls in die Knie, und der Zauberer erteilte dem Paar seinen Segen. Damit war der erste Akt zu Ende.

Wir Bäuerinnen hatten während dieser letzten Szene wieder außerhalb der Rampe, auf den obersten Stufen der rings zur Bühne hinaufführenden Treppe gelegen. Das Publikum im ersten Rang sah uns da direkt vor sich. Zwei tiefe, rauhe Stimmen, die ersten Männerstimmen, die ich in meinem Leben gehört, und die mir heute, nach einundsüßzig Jahren, noch im Ohr klingen, kritisierten meine Waden. Auf einmal durchfuhr mich ein tödlicher Schreck. Einer meiner Holzschuhe war mir vom Fuß gefallen und über die Stufen hinuntergepoltert. Ich wagte mich bis zum Schluß des Aktes nicht zu rühren. Als die Musik verstummte, zog sich das ganze Personal wieder in den Korridor unter dem Zuschauerraum zurück.

Erst drei Jahre später, als ich mit meinem damaligen Freund und Besitzer Fabian zum erstenmal als Zuschauerin im Theater war,

sollte ich erfahren, was es eigentlich für eine Bewandnis mit den allabendlichen Vorstellungen hatte, daß nämlich aus dem Ertrag derselben die Betriebskosten für den ganzen Park bestritten wurden. Wir saßen damals im nämlichen Rang, in dem sich jetzt die beiden Herren über meine Waden unterhielten. Der Platz kostete 30 Kronen. Wie gerne wäre ich mit Fabian öfter hingegangen, aber das erlaubten uns unsere Verhältnisse nicht. Ich mußte mich gedulden, bis ich mir eine Stellung in der Welt errungen.

Die kreisrunde Scheibe, welche die Bühne bildete, wurde während des Zwischenaktes hinuntergelassen und für den folgenden Akt hergerichtet. Als die Glocke ertönte, die Musik erscholl und wir uns wieder um die Rampe lagerten, stand mitten auf der Bühne ein goldenes Bett, davor eine lange gedeckte Tafel und dahinter ein Tisch mit dem Käfig darauf, in welchem Tutos, das Rückenmännchen, gefangen saß. Den Boden bedeckte ein türkischer Teppich.

Darauf betrat der Hochzeitszug die Bühne, voran Prinz Leonor mit der schönen Uda; hinter ihnen der Zauberer Hächl-Bümbüm. Dann kam der Kammerherr von Heidebod mit der Hofdame Winnyfred am Arm. Den Schluß bildeten die übrigen Kammerherren, deren jeder eine Hofdame führte. Die Mädchen, die die Kammerherren spielten, trugen Rosasocken und schwarze Schnallenschuhe, außerdem einen schwarzen Frack, der in der Taille zugeknöpft war und eine weiße Weste mit Hemdeinsatz, Stehkragen und weißer Kravatte sehen ließ. Die Hofdamen erschienen vorn und hinten bis auf die Taille ausgeschnitten, was nicht hinderte, daß durch den weißen Musselin der ganze Körper sichtbar wurde. Weiße Glacéhandschuhe fehlten keinem der Hochzeitsgäste.

Die Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Der alte Zauberer wies sämtliche Speisen zurück und rauchte statt zu essen eine Habana. Nach beendigter Tafel erhoben sich die Kammerherren und Hofdamen und tanzten einen Reigen. Darauf verabschiedete sich der Zauberer ebenso wie die übrigen Gäste, und es blieb nur das Hochzeitspaar mit zwei

Hofdamen, die zuerst die Braut entkleideten und zum Bett geleiteten und dann ebenso mit dem Prinzen verführten. Der Prinz sowohl wie seine junge Gemahlin trugen ein weißes Spitzenhemd, das ihre Blößen deckte.

Die Hofdamen hatten sich zurückgezogen, die Musik stötete eine süße Melodie und das Publikum brach ein über das andere Mal in Bravogetöse aus. Das Hochzeitspaar lag unter einer rotseidenen Decke. Nachdem sich das Publikum beruhigt, sprang der Prinz auf, zog die schöne Uda an den Haaren aus dem Bett heraus, schleppte sie zu dem goldenen Käfig, ließ die Mücke heraus und sperrte seine Gemahlin hinein. Darauf verließ er die Bühne, kam mit einer der Hofdamen zurück, zog ihr die weißen Atlaspantoffeln ab und ging, ohne sie erst noch weiter zu entkleiden, mit ihr zu Bett. Die junge Gemahlin, die im Hemd im Käfig saß, schlug wie wahnsinnig gegen das Gitter. Der Prinz zog die rotseidene Decke über sich und die Hofdame, und das Publikum jauchzte vor Wonne.

Derweil war aber die Mücke mit ihren langen Flügeln herangeschwirrt und hüpfte aufs Bett. Prinz Leonor verscheuchte sie mit dem Taschentuch. Nun summtete sie auf der Bühne umher und wartete, bis die beiden eingeschlafen waren. Dann schwebte sie leise zum Bett, kniete über der Hofdame nieder und bohrte ihren Stachel durch die seidene Decke. Die Hofdame fuhr mit einem Schrei empor, und die Mücke entfloh. Der Prinz, der darüber erwacht war, wollte seiner Liebe noch einen Kuß geben, stieß aber auf Widerstand. Er zog sie zum Bett heraus, und da zeigte es sich, daß sie einen geschwollenen Bauch hatte. Das Mädchen hatte sich, um die Geschwulst darzustellen, während sie noch unter der Decke war, ein Rissen unter das Kleidchen hinaufgestopft. Der Prinz jagte sie fort, warf ihr ihre weißen Atlaspantoffeln nach und ging, um sich eine andere zu holen.

Er kam mit Lina, der Bäuerin mit langen Zöpfen, blauem Röckchen und Holzschuhen zurück. Lina mußte ihr Röckchen abstreifen,

der Prinz hob sie aus ihren Holzschuhen, legte sie ins Bett, streckte sich neben sie und zog die seidene Decke herauf. Erneutes Wohlgebrüll in allen Rängen. Die fürstliche Gemahlin schlug wieder gegen die Gitterstäbe, die Musik säufelte in den höchsten Tönen, und der Prinz und die Bäuerin schliefen, innig aneinander geschmiegt, ein.

Nun kam die Mücke wieder aufs Bett geschwirrt, kauerte über dem Prinzen nieder und stach ihn, durch die seidene Decke durch, in den Bauch. Der Prinz erwachte, fuhr empor, sprang aus dem Bett und fand seinen Bauch unter dem Spizenhemd ebenso dick geschwollen, wie vorher den der Hofdame. Seine Gemahlin im Käfig klatschte vor Freude in die Hände. Der Prinz ballte die Fäuste, holte sein Schmetterlingsnetz, fing die Mücke und sperrte sie zu seiner Gemahlin in den Käfig ein.

Nach Schluß des zweiten Actes zogen wir uns wieder in den dunkeln Korridor zurück. Wir Bäuerinnen hatten während des ganzen zweiten Actes nichts zu tun gehabt, als auf den Stufen zu liegen und unsere nackten Oberkörper und Waden sehen zu lassen. Franziska, das Mädchen, das den Prinzen spielte, war mir derweil zu einem rätselhaften Wunderding geworden. Franziska hatte ebenso wenig eine Ahnung von dem, was sie spielte, wie ich. Alles was wir wußten, war, daß das Zubettgehen zu Zweien verboten war. Das erklärte uns das Hallo im Publikum. Franziska gab ihre Rolle aber mit solcher Wärme und Überlegenheit, daß mich die Aufregung nicht mehr die Augen aufschlagen ließ. Jetzt kam sie aus der Garderobe. Ich fürchtete mich, sie anzusehen. Sie hatte sich wieder kostümiert, ihren geschwollenen Bauch aber unten dem roten Trikot beibehalten. Sie besah sich von allen Seiten im Spiegel, dann ging sie mit ihren graziösen Schritten zwischen uns durch und suchte die Hofdame Winnysfred, die ihren dicken Bauch gleichfalls noch für den letzten Akt nötig hatte.

Die Musik erdröhnte und wir stiegen wieder die Stufen hinan.

Die Szenerie war unverändert. Uda, die Zaubererstochter, saß noch mit der Mücke im Käfig. Prinz Leonor schickte den Kammerherrn Heidebod nach seinem Leibarzt aus. Der Leibarzt war eigentlich nur eine Maske, ein kreidebleicher Kopf mit schwarzem Bart auf einer Querleiste, über die ein langer Talar hing. Unter diesem Talar steckte die kleinste von uns Mädchen, und streckte ihre dünnen Ärmchen zu den weiten, schwarzen Ärmeln heraus. Der Prinz machte den Leibarzt auf seinen und der Hofdame dicken Bauch aufmerksam, und verlangte Hilfe von ihm. Der Leibarzt schüttelte seinen bleichen Kopf und zuckte die Achseln. Darauf holte der Prinz seine Gemahlin aus dem Käfig, nahm ihr das Hemd auf und zeigte dem Leibarzt, daß sie keinen dicken Bauch habe, wiewohl sie die ganze Nacht mit der Mücke zusammengesessen. Der Leibarzt entschloß sich schließlich, eine Operation vorzunehmen. Er holte einen Hahnen, schlug ihn dem Prinzen in den Bauch und drehte daran. Es kam aber nichts heraus. Darauf zog der Prinz sein Schwert und schlug dem Leibarzt den Kopf ab. Der Kopf rollte über die Bühne, der Leibarzt fiel um, der Prinz aber sprang dem Kopf nach und schleuderte ihn mit dem Fuß hoch in die Luft hinauf, daß er oben im vierten Rang hinter dem Logengitter zwischen die Leute fiel. Darauf trug der Prinz, immer noch den Hahnen im Bauch, seine Gemahlin auf den Armen ins Bett, winkte den Kammerherrn von Heidebod heran, und gebot ihm, sich zu ihr zu legen.

Jetzt trat Häch-Bümbüm, der alte Zauberer, mit der brennenden Habana herein. Seine Tochter flog ihm an den Hals und weinte. Der Zauberer stellte den Prinzen zur Rede. Der Prinz aber nahm ihn am Arm, führte ihn zum Käfig und sperrete ihn zu der Mücke ein. Dann zog er seiner Gemahlin das Hemd aus, riß sie vor den Augen ihres Vaters zu Boden und befahl dem Kammerherrn von Heidebod, sich ihr über den Kopf zu setzen, während sich ihr die Hofdame Winnysfred mit dem dicken Bauch auf die Füße setzen mußte. Prinz Leonor rief nun zunächst sämtliche Hofdamen herbei,

und ließ sie, eine nach der anderen, über die Prinzessin wegschreiten. Dann kamen die Kammerherren in ihren Rosasocken und schwarzen Schnallenschuhen an die Reihe, und zuletzt holte er uns Bäuerinnen. Lina hatte mir gesagt, ich müsse acht geben, daß ich das Mädchen nicht wirklich trete, sondern ihr nur den einen Fuß auf den Leib setze, während ich mit dem anderen über sie wegspringe. Um so lauter mußten wir vor und nachher mit den Holzschuhen klappern.

Der alte Zauberer hatte jedoch derweil mit seinem Zauberstabe die Gitterstäbe durchseilt und trat heraus. Er berührte uns allen, den Prinzen inbegriffen, die Füße, so daß sich niemand mehr vom Platz rühren konnte. Dann half er seiner Tochter auf, winkte das Mückenmännchen aus dem Käfig her, schnitt ihm die Flügel ab, blies ihm Tabakrauch ein und machte auf diese Weise einen Menschen aus ihm. Dem Prinzen riß er den Mantel und die Trikots vom Leibe und machte ein Zeichen in der Luft, worauf sämtliche Mücken angeschwirrt kamen, über den Prinzen herfielen und ihn blutig stachen, bis er tot war. Den Hofdamen, den Kammerherren und uns Bäuerinnen, die wir immer noch regungslos dastanden, berührte der Zauberer mit seinem Stab die Hände. Darauf stürzten wir vornüber und gingen im ganzen Umkreis der Bühne, der Rampe entlang, auf den Händen einher. Den Hofdamen fielen ihre Muffelinröckchen dabei über die Taille bis auf den Boden, und sie streckten nur noch ihre Atlasschuhe in die Luft. Den Mädchen, die die Kammerherren spielten, baumelten die Frackschöße vor dem Kopf. Uns Bäuerinnen fielen die Holzschuhe von den Füßen, während unsere Zöpfe auf dem Boden schleiften. Inmitten dieses Meigens schickte der alte Zauberer seine Tochter mit dem neuen Menschenkinde zu Bett.

Der Schnee fiel dicht, die Wege leuchteten und ich hörte meine eigenen Schritte nicht, als ich spät in der Nacht allein nach Hause ging. Ich trat ins Schlafzimmer und machte Licht. Ein sonderbarer Anblick, die sechs Mädchen so ruhig schlafen zu sehen. Ich

fror und schlupfte rasch ins Bett. Kaum hatte ich jedoch die Augen geschlossen, als sich das Stück weiterspann. Der Prinz schlug der Prinzessin den Kopf ab, die Mücken flatterten hoch oben zwischen den Rängen unter dem Plafond umher, und am anderen Morgen war mir schlecht und elend wie nie zuvor.

Der „Mückenprinz“ wurde zweihundertmal gegeben. In den letzten dreißig Vorstellungen spielte ich den Kammerherrn von Heidebod. Als ich eines Abends in meinem Frack aufrecht auf den Stufen vor dem ersten Rang stand, sagte hinter dem Gitter eine Stimme, bei deren Klang ich plötzlich mein Herz schlagen hörte: „Dir fehlt das Beste.“ Im Zwischenakt erzählte ich das den übrigen Kammerherren, unter denen jetzt auch Iris und Selma mittanzten; aber wiewohl wir unsere ersten Jahre alle mit Knaben verlebte, kam doch keine von uns darauf, was die Stimme gemeint hatte, so blindlings tanzten wir allabendlich unsere Rollen durch, so wenig ließen wir uns träumen von dem, was wir spielten.

Als der „Mückenprinz“ aufhörte, das Haus zu füllen, nahm Simba das ständige Repertoire wieder auf, bestehend aus etwa zehn Stücken, alle im nämlichen Genre, die der Reihe nach abwechselten. Während dieser Zeit gab es viel zu lernen. Simba verwendete unsere Nachmittage im Weißen Hause darauf. Während eines Nachmittags studierte sie uns manchmal zwei Stücke ein. Erst im Herbst kam dann wieder eine Novität: „Der Sumpflöwe“, von einem gewissen Donald, die, solange ich tanzte, ihre Zugkraft behielt.

Filiffa war im Frühling eines schönen Tages nicht wieder gekommen. Wir hatten in der letzten Zeit wenig zueinander gesagt. Wir schienen, als blickte sie mit Neid auf mich, als empfinde sie, daß sie ihre schönste Zeit hinter sich habe. Sie war apathisch, ließ sich tagsüber von den anderen vortanzen, rührte selbst aber kaum mehr die Füße.

Am ersten Nachmittag im Weißen Haus, nachdem Filiffa fort war, hielt Simba mir und meinen Altersgenossinnen, ehe sie mit dem

Tanz begann, eine förmliche Rede. Sie sprach so feierlich, wie sie noch niemand hatte sprechen hören, mit erhobenem Kopf, die Augen in die Ferne gerichtet, ohne eine von uns eines Blickes zu würdigen.

„In diesem Jahre,“ sagte sie, „hat jede von euch die heiligste Aufgabe zu erfüllen, die ihr jemals zu erfüllen haben werdet. Ihr habt sechs Mädchen zu Hause unter eurer Obhut. Daß diese Mädchen schön und groß und stark werden, wie ihr es seid, dafür seid ihr mir verantwortlich. Daß diese Mädchen tanzen und ihre Glieder gebrauchen lernen, wie ihr es gelernt habt, dafür seid ihr mir verantwortlich. Ich werde euch sagen, was an den Mädchen zu tadeln ist und wenn es nicht besser wird, so seid ihr mir dafür verantwortlich. Daß die sechs Mädchen glücklich unter eurer Obhut sind, daß sie euch alle gleich gern haben, daß es ihnen wohl ist in eurem Hause und daß sie Sommer und Winter gesund und fröhlich sind, dafür seid ihr mir verantwortlich.“

„In diesem Jahr,“ sagte sie weiter, ohne uns anzusehen, „werdet ihr eine große Veränderung erleben. Der Kopf wird euch brummen, ihr werdet müde und traurig sein. Wenn ihr die Veränderung wahrnehmt, sagt es mir.“

Jede von uns ging, als die Übung aus war, so rasch wie möglich ihrer Wege, nur um allein zu sein. Simbas Worte lagen so drückend auf mir, daß ich hätte in die Luft hinauf schreien mögen. Nach dem Nachtessen lief ich, was ich konnte, ins Theater, um Farben zu sehen und Musik zu hören.

Sieben Tage nachher sagte uns Kairula etwas Ähnliches. Aber ihre alberne und plumpe Ausdrucksweise trug nur dazu bei, den Eindruck, den uns Simbas Rede hinterlassen, abzuschwächen und uns mit allem auszuföhnen. Sie kam auch auf die betreffende Veränderung zu sprechen, tat aber so geheimnisvoll und brauchte so gesuchte, rätselhafte Ausdrücke, daß wir Mühe hatten, das Lachen zu verbeißen. Nachdem Kairula zu uns geredet, sahen wir Mädchen einander wieder ganz offen an.

Und dann verfloßen noch einige lange Tage, während deren ich es von früh bis spät vor Ungeduld kaum aushielt, bis eines Abends richtig wieder eine Kiste in unser Schlafzimmer transportiert wurde. Mir zitterten die Arme, als ich aufschloß. Auf dem Deckel stand „Arabella“. Als das Kind aber heraustrat, wurde mir eiskalt. Starr und leblos gloszte es uns an. Die ganze Nacht durch bebte ich vor dem folgenden Morgen, wo ich anfangen mußte, ihm Unterricht zu erteilen.

Der folgende Tag war der glücklichste, den ich im Park erlebt habe. Das süßeste, reizendste, schwarzlockige, blauäugige Geschöpfchen setzte sich am Morgen mit uns zum Frühstück. Den ganzen Tag waren wir zusammen mit der Geige beschäftigt, die Blanka dage-lassen, und als man abends zum Baden ging, hatte Arabella schon ein kleines Lied spielen gelernt. Beim Baden hielt ich sie mit den Händen über Wasser; und als ich zum erstenmal mit ihr ins Weiße Haus ging, war ich den anderen Mädchen und Simba gegenüber so stolz, wie ich es nie auf mich selbst gewesen war. Ich sagte mir voll Entzücken, daß Simba oder Kairula, was dieses Mädchen betrifft, jedenfalls keine Ursache haben sollten, unzufrieden mit mir zu sein. Ich mochte nicht daran denken, daß ich nur ein Jahr lang mit ihr zusammenbleiben würde.

Mit Betty, Amalie, Moilena, Barbara und Lydia war ich sehr streng. Ich ließ ihnen nicht einen Augenblick freie Zeit. Betty war mir dabei am unbequemsten. Barbara, die noch nicht gelernt hatte, ihren Rücken zu biegen, brachte ich während des Sommers dahin, daß sie, wenn sie auf den Händen ging, die Füße geradeaus streckte. Während der sechs Jahre hatte ich alle Instrumente spielen gelernt, die im Haus waren. Mit der kleinen Lydia spielte ich jetzt vierhändig Cymbal. Die anderen mußten darnach tanzen.

Der Herbst war wunderschön. Lange nachdem Amalie von ihrer Auswahl zurückgekommen, war es noch so warm, daß ich abends ohne Mantel ins Theater ging. Als der erste Schnee fiel, stand

ich mit Arabella auf der Galerie vor dem Eßzimmer. Es war stille Dämmerung im Park. Arabella erzählte mir von Leona, einem großen Mädchen in langem weißen Kleid, das immer eine Rute in der Hand gehabt und sie damit an die Beine geschlagen hätte. Wunderbar genug, daß ich den Namen behalten habe. Arabellas Lippen gingen dabei so langsam auf und zu und ihre Augen sahen mich so hilflos an. Ich hob sie neben mich auf das Geländer und dachte daran, daß ich auch mal so klein gewesen.

Mitten in der Nacht, auf dem Heimweg aus dem Theater, glaubte ich einmal, es schliche jemand hinter mir. Ich brachte es nicht mehr dazu, mich umzusehen. Es war die Musik, der Lärm, die ungewöhnlichen Kostüme, alles was ich gesehen und gehört hatte, was mich in den sonderbaren Zustand versetzte. Im „Sumpflöwen“ spielte Iris einen wüsten Räuber, der die Königin gefangen hatte und zu Hause in seiner Höhle an die Kette legte. Die Königin war ich. Wenn die Räuber heimkehrten, wurde ich losgefettet und mußte tanzen. Das brachte mich so um die Besinnung, daß ich mich eines Nachts, als ich in unser Schlafzimmer trat, nach Arabellas Bett hingezogen fühlte. Ihre schwächtigen Beine zeichneten sich unter der Decke ab. Ich hatte mich schon entkleidet und stand vielleicht eine Stunde so da. Den Rand ihrer Bettdecke hielt ich in der Hand. Plötzlich klopste es von außen dreimal gegen die Scheiben, und ich schlich, so rasch ich konnte, in meine Ecke. Aber den ganzen folgenden Tag mußte ich an Arabella denken und als mich die Räuber am Abend der Reihe nach abküsteten, sah ich nur Arabella und Arabella. Zu Hause zog ich mich hastig aus, um nur schnell in mein Bett zu kommen, und stand auf einmal neben ihr, und rieb die Knie gegeneinander. „Komm was will!“ dachte ich und hob die Decke auf. Im selben Augenblick öffnete das Mädchen die Augen und sah mich an. Ich beugte mich über sie und küßte sie. „Ich wollte dir nur gute Nacht sagen,“ sagte ich. „Schlaf nur ruhig weiter!“ und ging zurück und legte mich nieder.

Am anderen Morgen beim Aufstehen fühlte ich mich furchtbar schwer in den Hüften und in den Beinen. Es zog mich etwas zur Erde hinunter. Ich sagte mir natürlich, das käme von der Kälte. Sonst fühlte ich mich gar nicht unwohl. Aber gegen Abend, als ich mit Amalie tanzte, wurde es mir klar. Ich lief ins Weiße Haus. Im Vestibül stand Selma. Das war ein sonderbares Zusammen treffen. Simba fragte uns gar nicht erst lange, sie sah uns nur prüfend unter die Augen. Dann nahm sie ein Licht und ging vor auf in ein kleines Stübchen unter dem Dach. Dort gab sie uns jeder ein zusammengelegtes Stück Zeug. „Hier habt ihr jede ein Muster, aber probiert es vorher an, damit ihr euch danach richten könnt. Du, Sidalla, bringst heute abend Betty ins Theater; und du,“ wandte sie sich an Selma, „du bringst Dofia mit.“

Als Selma und ich unten aus der Säulenhalle traten, stand der Himmel voll Sterne. Da fragte mich Selma, nachdem sie die Sterne betrachtet hatte:

„Glaubst du, Sidalla, daß es draußen auch Sterne gibt?“

„Ich glaube es fast,“ antwortete ich. „Sie reichen so weit.“

„Nun, wir werden ja sehen,“ meinte sie. Und nach einer Weile:

„Die Menschen im Theater sind so munter und lachen so viel, ich glaube fast, es ist draußen noch schöner als hier im Park.“

„Wie sie wohl gekleidet sind?“ fragte ich.

„Ich glaube,“ sagte Selma, „sie sind so wie wir auf der Bühne.“

— — Schuhe haben sie jedenfalls an, wenn sie ausgehen.“

„Ja“, bemerkte ich, „sonst könnten sie nicht so trampeln.“

So sprachen wir noch lange Zeit. Dann trennten wir uns, nachdem wir uns gegenseitig das Versprechen abgenommen, wir wollten uns, wenn wir draußen seien, recht oft besuchen.

Am nächsten Abend saß ich seit einem Jahr zum erstenmal wieder mit den anderen vor dem Kaminfeuer. Amalie und Moilena tanzten mitten im Zimmer. Arabella fragte mich, als sie das weiße Leinen sah, was ich da mache. Da dachte ich an Blanka. All die Abende

war es mir, als säße Blanka mit bei uns. Ich hob manchmal den Kopf, um sie anzusprechen. Arabella fand ich immer noch hübsch und entzückend, aber ich hatte nicht die Kraft, ihr in die Augen zu sehen. Jetzt hätte ich nicht mehr vermocht, an ihr Bett zu schleichen. Ich schämte mich jetzt auch, am Tag mit den anderen zu tanzen. Dazu kam noch etwas anderes. Ich war auf einmal so dick geworden in der Taille und an den Beinen, und meine Brüste schwellen. Ich war mir zum Abscheu. Überall war ich mir im Wege. Ich war keiner Bewegung mehr sicher. Beim Auskleiden betastete ich mich voll Ingrimm und konnte den Gedanken nicht fassen, daß ich das alles sein sollte. Am liebsten hätte ich das dicke Fleisch genommen und in die Ecke geworfen. Nachts im Bett schlug ich mich vor Wut, wenn ich mich mit meinen dicken Gliedern nicht zurechtfinden konnte; und am Morgen war ich mir womöglich noch fremder als vorher. Der Bauch, die Waden, die Schenkel, die Brüste, die Lippen, alles strotzte an mir.

Ich sehnte eine Veränderung herbei, so glücklich wir im Park waren; aber ich gehörte nicht mehr her. Mit meinen Altersgenossen wurde ich jeden Tag vertrauter, je fremder mir die Mädchen in meinem eigenen Heim wurden. Wenn ich auch in Wirklichkeit die Älteste war, die ganze Aufmerksamkeit der anderen konzentrierte sich doch auf Betty, die jeden Abend zum Tanzen ins Theater ging. Ich fühlte, wenn ich eintrat, daß ich lästig war, und mir selber war ich es am meisten. Ich dachte, als die Tage länger und das Wetter sonniger wurden, auf meinen einsamen Spaziergängen oft mit Wehmut der Zeiten, da sich Blanka und Pamela meiner so treu und sorgsam angenommen. Jetzt hatte ich nicht einmal mehr jemand, dessen ich mich annehmen konnte. Mit Arabella hatte ich es verdorben. Ich begann nach und nach, sie zu verabscheuen um ihrer hübschen Augen und ihrer zarten und schlanken Glieder willen. Ich sah sie nicht mehr, wenn sie vor mir stand. Und ich wußte, daß ich ihr unrecht tat, aber ich brachte es nicht über mich, auf-

richtig gegen mich zu sein. So wurde denn mein Abschied aus dem Park so ganz anders, als ich es mir vorher oft gedacht hatte. Als ich ging, ließ ich nichts zurück, ich hatte nichts zu verlieren. Mir war trocken in der Kehle. Keine Gefühle. Jedesmal, wenn ich, um zu tanzen, ins Weiße Haus ging, hoffte ich, daß es das letztemal sein würde. Und als das letztemal endlich kam, hatte ich die Hoffnung schon beinahe aufgegeben, daß es jemals kommen würde.

Es war ein düsterer Frühlingstag mit warmem, erquickendem Regen. Die meisten von uns waren im Mantel gekommen. Was uns sofort über den Moment ins Klare setzte, war das, daß Simba, statt in ihrem gewöhnlichen Perlenkostüm, in einem schlanken, eleganten schwarzen Seidenkleid in den Saal trat. Als wir alle sechsundzwanzig beisammen waren, führte sie uns in die Garderobe hinunter und durch den unterirdischen Gang ins Theater. Dort öffnete sie in dem Korridor eine Thür, die keine von uns jemals bemerkt hatte, und dann ging es noch eine Treppe tiefer. Zur Rechten und Linken waren die Billettschalter; wir kamen an den weiten Wendeltreppen vorbei; überall brannten die elektrischen Glühlampen, und schließlich standen wir neben den Wagen, in denen wir reichlich Platz fanden. Nachdem Simba eingestiegen war, ertönte eine Klingel und wir rollten in die Dunkelheit davon.

IV

Ich weiß noch, wie es heller wurde, wie die Wände schimmerten und wir ins Freie fuhren. Wir hatten alle das beunruhigende Gefühl, daß uns etwas Außerordentliches bevorstehe. Wir waren ernst und blickten zu den Fenstern hinaus. Jede dachte im stillen darüber nach, was da kommen könne. Man kann sich leicht vorstellen, daß nicht eine einzige mit ihren Vermutungen auch nur im entferntesten an die ungeheuerlichen Überraschungen heranreichte, die unser harrten. Später vergißt man solche Empfindungen leicht und nimmt alles, was einem widerfahren, als selbstverständlich an. Keine von uns Frauen wird, wenn sie an jene Tage ihres Lebens zurückdenkt, heute noch etwas Absonderliches in der Art und Weise finden, wie man uns durch die gewaltigsten Prüfungen hindurch in eine völlig unbekannte Welt hinaus gelangen läßt, wie man uns in des Wortes grausamster Bedeutung hilflos aussetzt. Aber darin liegt eben für mich der Hauptgrund, diese Erinnerungen niederzuschreiben. Ich möchte den Mitlebenden die bangen Schauer ins Gedächtnis zurückrufen, die wir zur Belustigung einer besinnungslosen, wollusttrunkenen, rohen Menschenwelt alle einmal durchgefoktet, wenn uns auch die gewaltigen nie geahnten Schicksale des Lebens sehr bald nur mit spöttischem Lächeln an jene Schrecknisse zurückdenken lassen. Vielleicht tut die menschliche Gesellschaft nicht

unrecht daran, wenn sie durch ihre Erziehung die praktische Betätigung aller Kräfte in uns zurückhält, um uns dann durch ein tobendes Volksfest in wenigen Tagen zu völlig anderen Geschöpfen umzugestalten; vielleicht begehe ich ein Verbrechen, wenn ich ein Wort zugunsten der uns allen von Natur aus angeborenen zarteren Empfindungen einzulegen wage. Aber je älter und ruhiger ich werde, um so weniger kann ich mich dem Glauben verschließen, daß die Welt in der That weniger brutal eingerichtet sein könnte, als sie es in Wirklichkeit ist. Ich will hier keine Vorschläge zur Besserung machen; dafür möchte mein bißchen Verstand schwerlich ausreichen, und was würde es helfen! Die Dinge gingen darum doch von Generation zu Generation ihren unabänderlichen Gang, und mich trübe nur Schimpf und Spott von seiten aller derer, die nie in ihrem Leben über das, was sie selber erlebt, einen Augenblick nachdenken. Am Ende wäre ich ja auch nicht einmal davor sicher, daß man mich, um sich jede vernünftige Erwiderung zu ersparen, auf meine alten Tage noch für verrückt erklärte und in ein Irrenhaus steckte. Eine willkommenene Handhabe dazu böte meinen Richtern schon die eine Tatsache, daß sich in reiferen Jahren meine Schicksale so gänzlich verschieden gestalteten von denen aller anderen mit mir erzogenen und herangewachsenen Frauen. Es wird mir vielleicht auch schwer fallen, wenn ich zur Schilderung jener Epoche meines Lebens gelangt bin, den Leser davon zu überzeugen, daß die von mir durchkämpften Konflikte in unserer Gesellschaftsordnung, unter der Herrschaft unserer straffbemessenen sozialen Gesetze, für eine Frau überhaupt nur entstehen konnten. Indessen bin ich vielleicht gerade durch jene unglaublichen Lebenslagen zu der überlegenen Weltanschauung gelangt, von der aus mir heute unsere gesamte menschliche Kultur als eine ziemlich fragwürdige Errungenschaft erscheint.

Auf dem Perron im Bahnhof stand der Stationsvorsteher mit seiner roten Mütze. Er grüßte Simba ehrfurchtsvoll und lächelte, als er uns eine nach der anderen in unseren weißen Kleidchen aus

dem Wagen springen sah. Simba führte uns in den Wartesaal, der nach außen abgeschlossen war und ordnete uns dort rasch der Größe nach. Vor den Glastüren drängten sich die Menschen in dichten Haufen; eine Unmenge Augen waren auf uns gerichtet; vor der Mitteltür gab es ununterbrochen Streit, so daß es den Polizisten schwer fiel, den Zugang freizuhalten. Simba ging sinnend hinter uns auf und nieder und rauschte mit ihrem Seidenkleid. Wir starrten die bunten Plakate an den Wänden an, deren riesengroße Buchstaben uns damals noch nicht einmal ihrem Zweck nach bekannt waren. Melanie stand der Türe zunächst. Sie war die größte, aber auch die magerste von uns. Immerhin hatte ihr Körper damals noch ganz respektable Formen. Als ich sie später einmal in einem Handschuhladen wiedertraf, war nichts mehr als Haut und Knochen an ihr. Heidi, mit der ich mich als kleines Kind schon unter dem Springbrunnen gewälzt, war eine der kleinsten, dabei aber mindestens ebenso dick und rund wie ich selber. Von ihren Augen sah man nur zwei dicke pechschwarze Einschnitte. Schon im Theater war immer alles in schallendes Gelächter ausgebrochen, wenn sie nur einen Fuß über die Rampe setzte. Simba hatte sie denn auch immer nur in Rollen verwandt, in denen ihre unmäßige Korpulenz recht drastisch zur Geltung kam.

Plötzlich erschollen Rufe draußen unter der Halle; die Flügeltüren wurden aufgerissen, und in langem Zuge, wie wir der Größe nach geordnet, kamen die Knaben herein. Ich wollte darauf schwören, daß keine von uns sich denjenigen, der sich vor ihr verneigte und dem sie die Hand gab, bis zum nächsten Morgen überhaupt genauer angesehen hat. Simba wechselte einige Worte mit dem Herrn in schwarzem Gehrock, der die Schar hereingeführt hatte; darauf kehrte sie auf den Perron zurück, ohne sich noch einmal nach uns umzuwenden. Ich habe sie ein einziges Mal wiedergesehen, an jenem Abend, als ich mit Fabian im Parktheater war. Der Leser wird sich über die kuriosen Gefühle wundern, die ihr Anblick damals in mir,

der angehenden Lebenskünstlerin, hervorrief. Sie erschien bis auf die Füße in schwarzen Perlen. Wenige Jahre später muß sie gestorben sein; wenigstens habe ich nie mehr etwas von ihr gehört. Die Knaben führten uns an der Hand durch die Menschenmengen, die sich zu beiden Seiten auf dem Trottoir hindrängten. Wir gingen nach dem Takt der Musik; anfangs hielt ich den Kopf gesenkt und vermied es ängstlich, auf die Blumen zu treten, die den Weg bedeckten. Erst als ich aus den Fenstern herab mehrmals mit Blumen überschüttet worden war, wagte ich hinauszublicken, aber das endlose Meer von Fahnen und Wimpeln erschreckte mich förmlich. So oft wir an einer Straßenkreuzung unter einem Triumphbogen durchkamen, suchte mein Begleiter wieder eine Unterhaltung anzuknüpfen. Natürlich verstand ich kein Wort; mir schien es ganz so, als spräche er eine andere Sprache als wir. Vor allem aber hinderte uns das tosende Bravogebrüll auf dem Trottoir, auf den Dächern und unter den tausend Fenstern an jeder Verständigung. Da es in der Frühe stark geregnet hatte, war das Holzpflaster noch glitschig; jedenfalls wäre ich mehrmals gefallen, wenn mich mein Begleiter nicht rasch gestützt hätte. Vor mir ging Iris, das schöne stattliche Geschöpf, das vor zwei Jahren mit Lora um die Ehe gestritten hatte, auserlesen zu werden. Sie hielt das Gesicht während des ganzen Weges scheu von ihrem Begleiter abgewandt und sah den Leuten, die auf dem Trottoir standen, über die Köpfe weg. Meine Blicke hafteten an ihren weißen Strümpfen, die schon bis in die Kniekehlen von Rot bespritzt waren, und irrten nur momentweise zu den weißen Pluderhosen, nackten Waden und glatten hohen Schnürstiefeln des Knaben hinüber, der sie an der Hand führte. Plötzlich zeichnete sich vor uns das gewaltige Frontespice des Kapitols vom grauen Himmel ab. Die Menschen drängten sich jetzt so dicht, daß wir kaum weiter konnten; wir drückten uns zwischen den Gardesoldaten durch, indem uns die Knaben hinter sich herzogen. Dabei erstickten wir beinahe unter den Blumen, die vom ganzen Platz auf uns hereinregneten

und uns oft empfindlich ins Gesicht trafen. Alles atmete auf, als wir endlich das Gittertor hinter uns hatten. Während wir wieder in geordnetem Zuge die hohe Säulenhalle durchschritten, drückte mein Begleiter mehrmals meine Hand; ich sah ihn an, senkte vor seinen Blicken aber sofort die Augen. Himmelangst wurde mir angesichts des dichten Menschengewimmels, das den hinteren Hof bis zum äußersten Winkel füllte; aber wir gelangten jetzt ungehindert zwischen den steinernen Tribünen hindurch zum Bassin . . .

Nachschrift

Mit diesen Worten schließt das Manuscript, das mir die alte Dame an jenem Abend einhändigte. Trotz eifrigsten Suchens war in ihrem schriftlichen Nachlaß, dessen Durchsicht mir von einer hohen Behörde auf das liebenswürdigste gestattet wurde, keine Zeile zu finden, die auf vorerzählte Dinge Bezug gehabt hätte. Übrigens hat mir inzwischen ein junger Amerikaner die Bedeutung des Titels „Mine-Haha“ erklärt. Er ist indianisch und heißt:

Lachendes Wasser.

Inhalt

	Seite
Die vier Jahreszeiten	1
Die Jahreszeiten	3
Frühling	
Felix und Galathea (Fragment)	7
An Madame de Warens	18
Galathea	19
Debutant	20
Madame de Warens	21
Das Wüstenschiff	22
Gebet eines Kindes	22
Pennal	23
In usum Delphini	24
Liebesantrag	24
Ilse	25
Wegweiser	25
Wendla	26
Francisca	27
Frühling	28
An einen Jüngling	28
Ippil	29
Weltweisheit	29
Der Gefangene	32
Stallknecht und Viehmagd	32
Heimweh	33

Frühlingslied	34
Das Lied vom gehorsamen Mägdelein	36
Der blinde Knabe	37
Sommer	
Die Wetterfahne	41
Abschied	42
Konfession	43
Der Taler	45
Der Anarchist	46
Zur Verlobung	47
Mein Hieschen	48
Mein Rätchen	48
Morgenstimmung	49
Der Prügelheini	49
Die Symbolistin	50
Der Symbolist	50
Neue Liebe	51
Lebensregel	51
An Elka	52
Einkehr	52
Sommer 1898	53
Menschlichkeit	55
Gott und Welt	56
Brigitte B.	56
Meiner entzückenden Kollegin Mary J.	58
Marys Kochschule	58
Eroberung	59
An eine grausame Geliebte	59
Schweig und sei lieb	60
An Berta Maria, Typus Gräfin Potocka	61
Unterm Apfelbaum	61
Schicksal	63
Anwandlung	64
Albumblatt	65
Die Keuschheit	65
Das arme Mädchen	72
Coralie	75
Selbstzersehung	76

Herbst

An die Kritik	79
An Franziska de Warens	79
Das Opfer	80
Enttäuschung	80
Altes Lied	82
Franziskas Abendlied	82
Bagazzo	84
Der Reisekoffer	84
Johannestrieb	86
Stille Befürchtung	86
Sehnsucht	87
Christine	88
Das Lied vom armen Kind	89
Tiefer Friede	92
Die Hunde	92
Autodafé	94
Alte Liebe	95
Eifersucht	95
Lulu	96
Pirschgang	97
An einen Hypochonder	97
Die sieben Heller	98
Der Zoologe von Berlin	100
Der Lehrer von Mezzodur	101
Allbesiegerin Liebe	103
Fata Morgana	103

Winter

Der Tantenmörder	107
Auf dem Faulbett	108
Erholung	108
Trost	109
Am Scheidewege	110
Wilhelmine	111
Waldweben	112
Kapitulation	112
Die tiefe Richtung	113
Meningitis tuberculosa	114

Bergänglichkeit	115
An das Leben	116
Auffchrei	117
Das Goldstück	118
Perversität	119
Erdgeist	120
Abschied	121
Das Sonntagskind	121
Spiritus familiaris	122
Münchener Zensurbeirat	122
Minona	123
An Bruno	123
Marasmus	124
Autographenjägern ins Stammbuch	125
Ein letztes Ende	125
Das tote Meer	126
Tänze	
Gruß	129
Junges Blut	129
Modernes Mädchen	130
Auf eigenen Füßen — Donnerwetter	131
Der Stein der Weisen	133
Feuertwerk	
Über Erotik	197
Der Brand von Egliswyl	207
Rabbi Esra	221
Der greise Freier	231
Die Fürstin Kussalka	251
Das Opferlamm	259
Die Liebe auf den ersten Blick	275
Bei den Hallen	283
Ich langweile mich	295
Die Schutzimpfung	309
Mine-Daha	317

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0018157 8

PT2647 .E26 1920 Bd. 1

AUTHOR

Wedekind, Frank

TITLE

... Gesammelte werke ...

DATE DUE

178005
BORROWER'S NAME

178005

